



Susan Richter, Michael Roth und Sebastian Meurer (Hrsg.)

Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit

Geographische und historische Imaginationen

HEIDELBERG
UNIVERSITY PUBLISHING

Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit.
Geographische und historische Imaginationen

Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit

Geographische und historische Imaginationen

Beiträge zur 11. Arbeitstagung
«Globale Verflechtungen – Europa neu denken»
der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit
im Verband der Historiker und Historikerinnen
Deutschlands

17. bis 19. September 2015
in Heidelberg

Herausgegeben von
Susan Richter, Michael Roth und Sebastian Meurer

HEIDELBERG
UNIVERSITY PUBLISHING

Gefördert durch



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft



Cluster of Excellence
ASIA AND EUROPE
IN A GLOBAL CONTEXT

Verband der Historiker
und Historikerinnen
Deutschlands

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von HEIDELBERG UNIVERSITY PUBLISHING <http://heiup.uni-heidelberg.de> dauerhaft frei verfügbar (open access).
urn:urn:nbn:de:bsz:16-heiup-book-291-9
doi: <https://doi.org/10.17885/heiup.291.389>

Umschlagabbildung: Jean-Baptiste Oudry (1686–1755), *Nature morte au buste de l'Europe*, 1722 (Copyright Sarah Campbell Blaffer Foundation, Houston). Die Illustration wurde bearbeitet.

Text © 2017. Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.

ISBN 978-3-946054-49-8 (Softcover)
ISBN 978-3-946054-50-4 (Hardcover)
ISBN 978-3-946054-51-1 (PDF)
ISBN 978-3-946054-52-8 (ePUB)

Inhalt

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| Danksagung | 9 |
| <i>Susan Richter, Michael Roth und Sebastian Meurer</i> Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit. Geographische und historische Imaginationen. Einleitung | 11 |
| Sektion I: Europas Peripherie als Europas Zentrum? Zum Selbstverständnis Schwedens, Russlands und des Osmanischen Reichs in der Frühen Neuzeit | 29 |
| <i>Christoph Kampmann</i> Einführung | 31 |
| <i>Inken Schmidt-Voges</i> „Et nos homines“. Schweden als <i>frontier</i> in der Kartographie und Historiographie des Olaus Magnus | 41 |
| <i>Arina Lasarewa</i> Ein Reich in der Peripherie? Russische Europawahrnehmung im Kontext der Sicherheitspraxis des 17. Jahrhunderts | 59 |
| <i>Markus Koller</i> Das Osmanische Reich und die christliche Staatenwelt – Überlegungen zur Handlungsmacht osmanischer Eliten im späten 16. Jahrhundert | 77 |
| Sektion II: Zonen der Barbarei in einem aufgeklärten Europa? „Mapping Europe“ in der Aufklärungszeit | 91 |
| <i>Andreas Pečar</i> Einführung | 93 |
| <i>Karsten Holste</i> Das Wechselspiel von Fremd- und Selbstexotisierung polnisch-litauischer Eliten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts | 97 |
| <i>Klemens Kaps</i> Von der Erfindung des Binnenkolonialismus: Reformdiskurse der josefinischen Bürokratie im habsburgischen Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert | 117 |

Damien Tricoire

Die Selbstkolonisierung Frankreichs. Die Angst der Aufklärer vor der französischen Barbarei 131

Moritz Baumstark

„Barbarians who inhabit the Banks of the Thames“ – Englandbilder schottischer Aufklärer zwischen Überlegenheitsanspruch und Untergangsvision 139

Sektion III: Orient-Okzident-Diskurse in der Frühen Neuzeit. Probleme und Chancen eines transkulturellen historischen Vergleichs 153

Erich Pelzer

Einführung 155

Charlotte Colding Smith

Turcica in North and Central European Libraries and Kunstkammern 159

Hiram Kümper

„Ein Wucherer als ein Osman“: Okzidentale Wirtschaftsethik und der Blick auf den Orient 183

Sektion IV: Europäisches Amerika – Außereuropäisches Russland? Die völkerrechtliche Anerkennung der USA und Russlands Status als europäische Großmacht im 18. Jahrhundert 197

Simon Karstens und Helga Schnabel-Schüle

Einführung 199

Michael Hochgeschwender

Die völkerrechtliche Anerkennung der USA im späten 18. Jahrhundert 203

Henner Kropp

Russland: Eine Großmacht auf drei Kontinenten und ihre Anerkennung als politischer Akteur in Europa im 18. Jahrhundert 221

Sektion V: Entdecker, Eroberer, Diplomaten und Sklaven: Hegemoniale und fragile Männlichkeiten an den Grenzen des frühneuzeitlichen Europa 233

Claudia Opitz-Belakhal

Einführung 235

Claudia Opitz-Belakhal

Carsten Niebuhrs „Reise nach Arabien“ (1761–1767) und die Männlichkeit des Orient-Forschers 239

Anna Becker

„La traduzion del Indio“. Die *Comentarios reales* des Inka Garcilaso de la Vega zwischen europäischer Wissenstradition und peruanischer Selbstbehauptung 253

Sektion VI: Wissen und europäische Expansion. Das epistemische Setting global agierender Institutionen in der Frühen Neuzeit 267

Jorun Poettering

„Bodenständiger Realismus“ als Erfolgskonzept kolonialer Herrschaft? Staat und Wissen über Naturressourcen im portugiesischen Amerika 269

Sektion VII: Languages of Communication: Southeast and East Asian Rulers in Treaties and Epistolary Communications (c. 1500–1750) 285

Peter Borschberg

Lost in Translation? The Languages of Euro-Southeast Asian Diplomacy in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries 287

VIII: Abschlusskommentar 313

Hillard von Thiessen

Geschichte der Außenbeziehungen / Neue Diplomatiegeschichte 315

Anhang 325

Tagungsprogramm des Heidelberger Frühneuezeitiges 2015 327

Über die Herausgeber und Autoren 335

Danksagung

Ermöglicht haben uns die Arbeitstagung und die Publikation der Ergebnisse durch ihre freundliche Unterstützung die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das Rektorat der Universität Heidelberg, die Universitätsbibliothek Heidelberg, der Heidelberger Exzellenzcluster „Asia and Europe in a Global Context“ sowie das Historische Seminar und der Freundeskreis des Historischen Seminars der Universität Heidelberg. Ihnen allen gebührt mein herzlicher Dank!

Danken möchte ich auch Thomas Maissen für sein Vertrauen in seine Vertreterin auf dem Lehrstuhl und das Heidelberger Team, die Organisation des Frühneuzeittags zu stemmen. Erleichtert wurde mir die Vorbereitung durch eine perfekte Staffelstabübergabe des Veranstalters des vorangegangenen AG-Treffens in München 2013, Arndt Brendecke. Die zweijährige Vor- sowie die Nachbereitung mit der vorliegenden Publikation hat am Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit ein Team konstituiert, das mit großem Spaß, Enthusiasmus und sehr viel persönlichem Engagement gearbeitet hat, um in Heidelberg ein funktionierendes Umfeld für ein konstruktives gemeinsames Denken und Diskutieren sowie im Nachgang ein ergebnissicherndes Buch zu schaffen. Hervorheben möchte ich insbesondere den Koordinator der Konferenz, Sebastian Meurer, mit dem ich nach der Annual Conference des Exzellenzclusters zum Thema „Managing Empires. Cooperation, Competition, Conflict“ im Jahr 2013 nun als Höhepunkt unserer bewährten und großartigen Zusammenarbeit das Heidelberger Arbeitstreffen organisieren durfte. Ich möchte zudem meinem wissenschaftlichen Mitarbeiter Michael Roth sehr herzlich für anregende Diskussionen und die gelungene Zusammenarbeit bei der Erstellung des Tagungsbandes in den Jahren 2016/17 danken. Großen Anteil an der Erstellung des Buches haben vor allem Maike Wendland sowie Hanna Strehlau und Matthias Schauer, die sehr umsichtig die redaktionelle Betreuung des Bandes übernommen haben. Dank gebührt auch meiner Sekretärin Erika Lokotsch für die Endredaktion des Bandes, meinen wissenschaftlichen Mitarbeitern und meiner Mitarbeiterin Urte Weeber, Steve Bahn und Gregor Stiebert sowie den studentischen Hilfskräften Sebastian Schütte, Oliver Plate, Simon Schmitz, Maren Dull, Kai Gräf, Karl-Heiner Dahm,

Maike Wendland, Jakob Odenwald und Felix Maier für alle Unterstützung bei dem Großprojekt des Heidelberger Frühneuzeittags. Ein besonderes Dankeschön geht an Veit Probst, den Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg und Verlagsleiter sowie an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Heidelberg University Publishing (heiUP) Maria Effinger, Anja Konopka und Frank Krabbes, die den Entstehungsprozess des Bandes kompetent und immer offen begleitet haben! Es freut mich, dass der Band bei heiUP nach einem Double-Blind-Peer-Review-Verfahren aufgenommen wurde.

Susan Richter

Susan Richter, Michael Roth und Sebastian Meurer

Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit. Geographische und historische Imaginationen

Einleitung

Der vorliegende Band versammelt Beiträge der 11. Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Frühe Neuzeit“ im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, die mit dem Titel „Globale Verflechtungen. Europa neu denken“ zwischen dem 17. und 19. September 2015 am Historischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg stattfand. Das Treffen diente der Werkschau und Bestandsaufnahme aktueller Forschungstendenzen zu einem Thema, das – durch die Gegenwartsprobleme Europas als Regulativ des Wissenschaftsfortschritts angeregt – auf die Vergangenheit geschaut und nach dem Phänomen „Europa“ im Kontext globaler Verflechtungen gefragt hat.

Gerade in den letzten Jahren stand Europa immer wieder auf dem Prüfstand. Demonstranten auf dem Maidan in Kiew schwenkten im Winter 2013/14 neben ihren gelb-blauen ukrainischen Nationalflaggen die ebenfalls gelb-blaue Flagge der Europäischen Union mit der Botschaft, Teil eines freien Europas sein zu wollen. Parallel dazu wurden das ökonomische wie das moralische Miteinander aufgrund der Griechenland-Krise von unterschiedlichsten Seiten hinterfragt. Die Flucht tausender Menschen aus Kriegsgebieten Syriens und Iraks bedingt zudem eine Debatte um Europas Selbstverständnis. Die gesellschaftspolitischen Diskurse dieser Jahre drehten sich im Kern um die Frage, ob „Europa“ eine bloße Addition nationaler Interessen ist oder vielmehr eine Wertegemeinschaft darstellt und zunehmend auch in welchem Verhältnis „Europa“ und die „Europäische Union“ eigentlich zueinander stehen. So betonte die britische Premierministerin Theresa May seit dem Volksentscheid für den „Brexit“ immer wieder, dass dieser das Vereinigte Königreich zwar aus der Europäischen Union, keinesfalls aber aus der

europäischen Wertegemeinschaft lösen werde.¹ Das Konstrukt „Europa“ verweist in diesen Debatten oftmals eher diffus auf ein hochkomplexes Geflecht wirtschaftlicher, rechtlicher, politischer wie auch kultureller Verschränkungen, das kaum übersehbar scheint und nicht als Addition nationaler und territorial-souveräner Geschichten erzählt werden kann. Die Krise der Europäischen Union spiegelt nicht zuletzt das Fehlen einer akzeptierten Beschreibung ihrer Identität wider.²

Historisch gesehen ist und war Europa immer ein Konstrukt aus Selbst- und Fremddeutungen, basierend auf gewachsenen und künstlich geschaffenen Traditionen, das als Kultur-, Rechts-, Bildungs- oder Religionsgemeinschaft in der Selbst- und in der Außenwahrnehmung einem permanenten Wandel unterworfen ist.³ Europa polarisiert. Es wurde und wird immer wieder entweder als gescheitert oder als ein Erfolgsmodell angesehen. Dieser Prozess jahrhundertelanger europäischer Selbstverständigung basiert auf der Erkenntnis innereuropäischer kultureller Zusammenhänge oder entsprechender Widersprüche sowie der zeitgenössisch wechselhaften Bereitschaft zu Adaption und Inklusion fremder, außereuropäischer Kulturleistungen, die jedoch nicht selten eine Translation erfuhren und so zu etwas scheinbar Eigenem avancierten. Diesen wechselnden Blicken auf Europa widmeten sich die auf dem Heidelberger Frühneuezeittag gehaltenen Vorträge, die nun in

- 1 Z. B. im offiziellen Schreiben vom 29. März 2017 an den Präsidenten des Europäischen Rates Donald Tusk, das den Austrittsprozess formal eröffnete (Zugriff am 4. Mai 2017). <https://www.gov.uk/government/publications/prime-ministers-letter-to-donald-tusk-triggering-article-50>, 1, 5: „On 23 June last year, the people of the United Kingdom voted to leave the European Union. As I have said before, that decision was no rejection of the values we share as fellow Europeans. [...] Perhaps now more than ever, the world needs the liberal, democratic values of Europe. We want to play our part to ensure that Europe remains strong and prosperous and able to lead in the world, projecting its values and defending itself from security threats.“
- 2 Vgl. dazu Ulrike Jureit und Nikola Tietze, Hrsg., *Postsouveräne Territorialität. Die Europäische Union und ihr Raum* (Hamburg: Hamburger Edition, 2015); zur Frage populärer Europavorstellungen im 20. Jhd. außerdem Frank Bösch et al., *Europabilder im 20. Jahrhundert. Entstehung an der Peripherie* (Göttingen: Wallstein, 2012).
- 3 Zu mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europavorstellungen vgl. unter anderem: Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora, Hrsg., *Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit*, Historische Mitteilungen Beihefte, Bd. 74 (Stuttgart: Steiner, 2009); Benjamin Drechsel, *Bilder von Europa: Innen- und Außenansichten von der Antike bis zur Gegenwart* (Bielefeld: transcript, 2010); Klaus Oschema, *Bilder von Europa im Mittelalter* (Ostfildern: Thorbecke, 2013); Walter Falk, „Über Ansätze zur Bildung eines europäischen Selbstbewusstseins im 18. Jahrhundert und ihre Verdeckung“, in *Eurovisionen III: Europavorstellungen in der Frühen Neuzeit (16–18. Jhd.)*, hrsg. von Jan Papior (Poznan: Kapitalka, 2001), 167–173; Wolfgang Geier, *Europabilder: Begriffe, Ideen, Projekte aus 2500 Jahren* (Wien: Promedia, 2009); Carmen Nocentelli, *Empires of Love: Europe, Asia and the Making of Early Modern Identity* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2013).

diesem Band publiziert vorliegen. Als Schlüsselbild des Heidelberger Frühneuzeittags fungierte ein frühneuzeitliches Gemälde, in dem die changierenden Perspektiven auf Europa visualisiert sind – Jean-Baptiste Oudrys „Allegorie der Europa“.

Der vor allem als Tiermaler geschätzte Künstler Jean-Baptiste Oudry (1686–1755)⁴ entwarf 1722 in der Zeit der französischen Régence (1715–1723), einem Moment des Wandels von Ideen und der Offenheit gegenüber neuen Denkmodellen,⁵ einen Zyklus der „Vier Kontinente“, der für das Appartement du Dauphin des Schlosses von Versailles geschaffen wurde. Die einzelnen Gemälde wurden später verstreut,⁶ einzig die „Afrika“ und die „Amerika“ hängen noch heute am ursprünglichen Ort. Oudrys „Afrika“ mag schon seinen zeitgenössischen Betrachter erstaunt haben (Abb. 1).

Die Büste trägt in Anlehnung an die Afrika in Cesare Ripas (1555–1622) *Iconologia overo Descrittione Dell'imagini Universali cavate dall'Antichità et da altri luoghi*⁷ einen Elefantenhelm auf den Kopf, befindet sich jedoch in einem vollkommen unerwarteten, europäisch anmutenden Umfeld. Die blühenden Rosen und das zutiefst europäische Jagdstilleben bieten dem Betrachter einen Kontrast. Ein bloßes Spiel mit Exotik, in dem nun auch durch kluges Neuarrangement Europa seinen Platz erhält? Oder die Aufforderung Oudrys an den Betrachter, in diesem toposbesetzten Genre der Allegorien auf die Kontinente einmal die Perspektiven zu wechseln und nach dem mehrfachen Bildsinn zu fragen? Auf dem Gemälde ist ein erlegter einheimisch-europäischer Hase, trophäenhaft an die Flinte gebunden, zu sehen, der als Sujet im europäischen Stilleben für die Ängstlichkeit und Schwäche steht.⁸

4 Hal Opperman, *Jean-Baptiste Oudry* (New York: Garland, 1977). H. Opperman in the exh. cat. *J.-B. Oudry 1686–1755*, Paris, Grand Palais, 1 October 1982 – 3 January 1983, 86–88. Hans Vollmer, Art. „Oudry, Jean-Baptiste,“ in *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart* 25/26 (1999): 98–99. Zuletzt zu Oudry: Julie Anne Plax, „J.-B. Oudry's Royal Hunts and Louis XV's hunting park at Compiègne: landscapes of power, prosperity and peace,“ in *Studies in the History of Gardens & Designed Landscapes* 37,2 (2017): 102–119.

5 Die Régence wurde von der Gesellschaft nach der langen Herrschaft Ludwigs XIV. und der Rückverlegung der Residenz von Versailles nach Paris als Periode einer politischen und wirtschaftlichen Neuorientierung verstanden. Daniel Roche, *La France des Lumières* (Paris: Fayard, 1993), 407–408.

6 Die Bildnisse von „Amerika“ und „Asien“ befinden sich im Schloss von Versailles sowie in Privatbesitz.

7 Cesare Ripa, *Iconologia overo descrittione di diverse imagini cavate dall'antichità, & di propria intentione* (Roma: Faeti, 1603), 336.

8 Zur Deutung der Ängstlichkeit des Hasen und zur Übertragung auf den Christen, der sich zu Jesus flüchtet, vgl. Johann Heinrich Zedler, Art. „Hase“, in *Grosses vollständiges Universal=Lexikon* 12 (1735): 672–687, hier 687. Wolfgang Kemp, Art. „Hase“, in *Lexikon der christlichen Ikonographie* 6 (1994), 221–225. Mit dem Hasen als Tier in Oudrys „Afrika“ kann auch noch eine weitere Interpretationslinie zu Afrikas frühen Christen, den Kopten, und damit der Nähe Afrikas zu Europa gezogen werden.



Abb. 1: Jean-Baptiste Oudry (1686–1755), *Nature morte au buste de l'Afrique*, 1722, Château de Versailles (Copyright bpk / RMN – Grand Palais / Gérard Blot)

Schon im 104. Psalm⁹ wird von hebräisch *šafan* (שָׁפָן *šafan*), dem ängstlichen Hasen berichtet, der sich in die Felsen und damit in christlicher Interpretation zu Jesus flüchtet. Doch hatte sich ein Übersetzungsfehler aus dem Hebräischen eingeschlichen. Möglich erscheint auch, dass eine bewusste kulturelle Anpassung des Tieres vorgenommen worden war. Denn *Schafan* meinte eben nicht einen Hasen, sondern den ausschließlich in Afrika beheimateten Klippschliefer oder Klippdachs, ein ebenfalls ängstliches und in die felsigen Klippen fliehendes, hasengroßes Tier.¹⁰ Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde der Fehler in Frankreich bemerkt und von Theologen und Naturforschern diskutiert.¹¹ Als Tierkenner und Maler sowie als Professor an der Académie de Saint-Luc hatte Oudry sehr wahrscheinlich Kenntnis davon. Sein Hase verwies somit auf einen aktuellen Diskurs, den Übersetzungsfehler, und damit symbolisch auf das eigentlich afrikanische Tier hinter dem Hasen. Gleiches galt für den Rosenstock. Die Rose, ein Kosmopolit, der über Indien, Persien, Arabien und Nordafrika nach Europa gelangt war, war erst durch die christliche Deutung als Wurzel Jesse zu einer europäischen Pflanze avanciert.¹²

Oudry konfrontierte also den Betrachter mit scheinbar vertrauten europäischen und damit zu Afrika scheinbar widersprüchlichen Attributen. Beim genaueren Hinsehen konnten sie aber als sehr wohl zu Afrika gehörig entlarvt werden. Die vertrauten, auf den ersten Blick ur-europäischen Symbole waren Afrika nur entfremdet und Europa einverleibt worden. Oudry wählt für seine Allegorien auf die Kontinente einen Perspektivwechsel, der auf jahrhundertealte Fehldeutungen der europäischen Emblematik hinwies. Er machte zugleich auf den Transfer und die Verflechtung von Gegenständen in verschiedenen Kulturen der Welt aufmerksam und legte somit ihre einseitige Vereinnahmung offen.

- 9 „[...] der im Schutze des Felsens Gottes seine Zuflucht sucht [...]“. Psalm 104, 18. Othmar Keel, *Im Schatten deiner Flügel: Tiere in der Bibel und im Alten Orient* (Freiburg: Universitäts-Verlag, 2001), 13–14.
- 10 Dazu grundsätzlich Jurgens Meester und Henry W. Setzer, *The Mammals of Africa: An Identification Manual* (Washington: Smithsonian Institution Press, 1971–1977); Bernd Janowski und Ute Neumann-Gorsolke, „Reine und unreine Tiere,“ in *Gefährten und Feinde des Menschen: Das Tier in der Lebenswelt des alten Israel*, hrsg. von Uwe Gleßner, Bernd Janowski und Ute Neumann-Gorsolke (Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 1993), 216–217.
- 11 Guy de Tervarent, *Attributs et symboles dans l'art profane* (Genève: Droz, 1997), 287. Auch im Alten Reich fiel der Fehler auf, der Schafan wurde jedoch im 18. Jahrhundert als ägyptische Bergratte mit langem Schwanz und langen Hinterpfoten gedeutet. Auch wenn diese Deutung nicht stimmt, wurde das Tier zumindest in Afrika verortet. Vgl. Art. „Caninchen“ in *Biblisches Real-Lexicon über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte* [...] 1 (1783): 259.
- 12 Vgl. dazu Gerd Heinz-Mohr, *Die Rose: Entfaltung eines Symbols* (München: Diederichs, 1988), 11.

Diese Umdeutung findet sich auch in Jean-Baptiste Oudrys „Allegorie der Europa“, die heute Teil der Sarah Campbell Blaffer Foundation in Houston/USA ist (Abb. 2).¹³

Der Maler konzipierte sie als helmbekrönte Athene/Minerva, die Tochter des göttlichen Zeus, seinem Haupt entsprungen und somit der personifizierte Geistesblitz oder die personifizierte Idee. Seine „Idee“ für Europa platzierte Oudry inmitten verschiedener Instrumente, welche die Pluralität europäischer Musik betonen, zugleich aber auch in einem gemeinsamen Konzert zu vereinen vermögen. Den europäischen Überlegenheitsanspruch auf kultureller und machtpolitischer Ebene arrangierte Oudry mit den typischen Elementen der barocken Herrschaftsikonographie: Die Statue der Athena steht erhöht auf einem Sockel und wird durch die baldachinartige Draperie zusätzlich herausgehoben. Diese majestätische Inszenierung wird jedoch in der unteren Bildhälfte durch die ungeordnet liegenden Instrumente, exotische Tiere (Affe und Papagei) und Notenblätter aufgebrochen. Die Noten verweisen auf die zeitgenössische Mode der über die französischen Grenzen hinaus beliebten *Airs sérieux et à boire* als fröhliche, satirische Trink- und Liebeslieder.¹⁴ Sie wurden traditionell mit einer Laute oder wie hier im Bild durch eine spanische Gitarre und eine Flöte (hier eine Altblockflöte als gängigem Melodieinstrument) begleitet. Zur leichten Muse bei Schäferstündchen gesungen, ergänzten Dudelsack und Violine die instrumentale Begleitung, um nachfolgend zum Tanz aufzuspielen, woran sich der kleine brasilianische Gelbbrustkapuzineraffe im Bild wohl gerade versucht. Oudry spielt auch hier mit der Doppelbesetzung von Affe und Papagei als ursprünglich fremden, exotischen und zugleich aber längst in die europäische Symbolsprache integrierten Tiere.¹⁵ Affe und Papagei sind schon bei Ripa Spielfiguren des Menschen, die wesentliche Eigenschaften verkörpern, so der Papagei etwa die Eloquenz einer Rede oder die menschliche Gelehrsamkeit, aus der nicht selten die Eitelkeit resultiert.¹⁶ Gleichzeitig stehen beide Tiere für das

13 Opperman, *Oudry*, 527.

14 Bei dem abgebildeten Notenblatt handelt es sich um den Beginn des Duets „Divin Sommeil, par vos charmes puissants, endormez tout le monde“ von Le Maire aus dem Jahr 1718, das in einer Sammlung verschiedener Lieder mit und ohne Generalbassbegleitung publiziert wurde. *Recueil d'Airs sérieux et à boire, de différents Auteurs, Octobre 1718* (Paris: Imprimerie de Jean-Baptiste-Christophe Ballard, 1718), 183–187.

15 Zaunschirm, Thomas, „Affe und Papagei – Mimesis und Sprache in der Kunst,“ in *Kunsthistoriker: Mitteilungen des Österreichischen Kunsthistorikerverbandes* 1/4 (1984), 2/1 (1985): 14–17. Arthur Henkel und Albrecht Schöne, Hrsg., *Emblemata: Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts* (Stuttgart: Metzler, 1967), 801–806 (Papagei) und 428–440 (Affe).

16 Ripa, *Iconologia*, 117: „Eloquenza: Donna, vestita di rosso, nella man destra tiene un libro, con la sinistra mano alzata, e con l'indice, che è il secondo dito dell'istessa mano steso, e presso a' suoi piedi vi sarà un libro, e sopra esso un Orologio da polvere; vi



Abb. 2: Jean-Baptiste Oudry (1686–1755), *Nature morte au buste de l'Europe*, 1722 (Copyright Sarah Campbell Blaffer Foundation, Houston)

spielerische Gegenüber des Menschen. Die Leichtigkeit volkstümlicher Musik und die beiden Tiere kontrastieren somit die majestätisch inszenierte Europa. Oudrys Europa ist nicht wie die Giambattista Tiepolos (1696–1770)¹⁷ im Treppenhaus der Würzburger Residenz von den hehren Kulturleistungen des christlichen Abendlandes umrahmt, sondern Oudry bedient sich der scheinbar fremden Symbole und zugleich des Spielerisch-Unernstes,¹⁸ um deren Position in der Welt auf den Prüfstein zu stellen. So setzt Oudry seine Europa in einen globalen Kontext, um die europäische Binnenperspektive aufzubrechen und einen neuen Blick auf das eigene Bild zu erhalten. Dieser intentionierte und den Besucher belehrende Perspektivwechsel ist für Oudry typisch. Beispielsweise wandelte er das etablierte Bild des gefährlichen und von Menschen gehassten Wolfes als Bestie in eine mitleiderregende Kreatur, indem er 1739 einen Wolf verletzt in einer Falle darstellte. Der Betrachter sollte nicht nur den Triumph des Fangs, sondern auch den Schmerz des Wildes empfinden.¹⁹ Bereits in der Frühen Neuzeit konnten Zeitgenossen wie Oudry den Wert des Perspektivwechsels mittels eines Blicks von außen auf das Eigene erkennen.

Diesen Perspektivwechsel hatte sich auch die Zusammenkunft der Frühneuzeithistorikerinnen und -historiker in Heidelberg im Jahr 2015 zum Ziel gesetzt. Bestehende Narrative zu Europa sollten durch neue Blickrichtungen der Forschung aufgebrochen und hinterfragt werden, um einzelne Puzzlestücke aus den bisherigen Gesamtbildern zu Europa in der Frühen Neuzeit zu entfernen, sie zu dekonstruieren und neue einzufügen. Die Idee des Neuzusammensetzens eines traditionellen Europabildes stand deshalb auch Pate für

sarà ancora una gabbia aperta con un Papagallo sopra [...]. Il Papagallo è simbolo dell'eloquente, perché l'uno, e l'altro si rende meraviglioso con la lingua, e con le parole, l'uno imitando l'uomo, e l'altro la natura, che è regola de gli uomini, e ministra di Dio. Et si dipinge il Papagallo fuori della gabbia; perché l'eloquenza non è ristretta a termine alcuno, essendo l'ufficio suo di sapere dire probabilmente di qual si voglia materia proposta, come dice Cicerone nella Retorica, e gli altri, che hanno scritto prima, e dapoi [...].“

17 Zu Tiepolos Würzburger Erdteilen vgl. grundsätzlich Sabine Poeschel, *Studien zur Ikonographie der Erdteile in der Kunst des 16.–18. Jahrhunderts*, Beiträge zur Kunstwissenschaft, Bd. 3 (München: Scaneg, 1985). Erdteile aus diskursanalytischer Sicht vgl. Wolfgang Schmale, Marion Romberg und Josef Köstlbauer, Hrsg., *The Language of Continent Allegories in Baroque Central Europe* (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2016).

18 Dies unterstreichen auch die Spielkarten. Sie stehen mit den Musikinstrumenten für die *Vita voluptaria*, den Genuss. Vgl. Norbert Schneider, *Stilleben: Realität und Symbolik der Dinge, die Stillebenmalerei der frühen Neuzeit* (Köln: Taschen Verlag, 1989), 28.

19 Dazu Ellen Spickernagel, *Der Fortgang der Tiere: Darstellungen in Menagerien und in der Kunst des 17.–19. Jahrhunderts* (Köln: Böhlau, 2010), 89–91.

das Titelbild des Konferenzplakates – Oudrys multiperspektivische Allegorie, deren Bildelemente der Maler selbst aus verschiedenen eigenen Gemälden entnommen beziehungsweise wiederverwendet hatte,²⁰ ist von einem Puzzlenetz überzogen, aus dem sich Teile entfernen und zusammenfügen lassen.

Einem ebensolchen Perspektivwechsel unterzog sich die Frühneuzeitforschung in den letzten fünfzehn Jahren immer stärker durch den Einfluss von Konzepten der transnationalen, transregionalen, globalen und der nicht zuletzt durch den Heidelberger Exzellenzcluster „Asia and Europe in a Global Context“ mit initiierten transkulturellen Geschichtsforschung.²¹ Formen von Kontakt und Interaktion, Transfer- und Verflechtungsprozessen wurden zu Forschungsgegenständen und lenkten den lange eurozentrischen Blick der Frühneuzeitforschung darauf, einen erweiterten Kreis von Akteuren und deren Handlungslogiken in allen Räumen ernst zu nehmen. Neue Innen- und zunehmend auch Außenansichten Europas wurden anhand bisher vernachlässigter auch außereuropäischer Quellen rekonstruiert und prägten so neue Narrative der Forschung. Bisher ignorierte Räume und daraus entstandene Forschungskategorien wie *contact zones*, Grenträume, das Verhältnis von Zentrum oder Peripherie, Niemandsländer, *third spaces* oder Netzwerke und asymmetrische Machtverhältnisse gerieten somit in den Fokus der Frühneuzeitforschung. Formen von Imitation, Translation oder Adaption von Wissen, von Ideen, Praktiken und Techniken stehen im Mittelpunkt aktueller Studien und damit nicht zuletzt auch die Frage nach den Mechanismen der Konstruktion von Vorbildern und Modellen durch Überbetonungen bestimmter Aspekte und intendierte Ignoranz anderer.²² Die Mobilität und Migration von Menschen, Tieren und Objekten bedingen neue Blickwinkel auf alte Fragen: Was ist authentisch? Was ist Kopie? Was ist spezifisch, was lokal, was traditionell? Und wann ist etwas modern? Auch die Wahrnehmung und Deutung von Zeit sowie der Umgang mit ihr werden inzwischen als umfassende Prozesse erkannt und historisiert, was Folgefragen etwa nach den Auswirkungen westlicher Dominanz von Zeitdeutung auf Geschichtsbilder eröffnet. In fundamentaler Weise werden damit auch globalhistorische Ansätze angesprochen, die in

20 Opperman, *Oudry*, 80, 527.

21 Zur Frage, wie Transkulturalität verstanden und von verschiedenen Disziplinen als Konzept und wissenschaftliche Perspektive genutzt werden kann, vgl. neuerdings, Laila Abu-Er-Rub et al., Hrsg, *Engaging Transculturality: Concepts, Key Terms, Case Studies* (London: Routledge, 2017). Im Erscheinen.

22 Romain Bertrand, „Global History, Connected Histories: A Historiographical Turn?“ in *Prohistoria* 24 (2015): 3–20; Patricia Clavin, „Time, Manner, Place: Writing Modern European History in Global, Transnational and International Contexts,“ in *European History Quarterly* 4/40 (2010): 624–640; Chris Manjapra, „Transnational Approaches to Global History: A View from the Study of German–Indian Entanglement,“ in *German History* 2/32 (2014): 274–293.

vielfacher Hinsicht helfen können, Europa als Subjekt wie Objekt im globalen Maßstab historisch besser bzw. neu zu verstehen.²³

Europa unterlag als Untersuchungsgegenstand und Konzept immer wieder vielschichtigen Aushandlungsprozessen. Es kann somit nicht ausreichen, solche Ansätze nur als zusätzliche Aspekte zu einer etablierten europäischen Narration zu begreifen. Kern der Diskussion muss vielmehr die Frage sein, welche Konsequenzen die globalgeschichtlichen Befunde für die synthetische Betrachtung der europäischen Geschichte erfordern. Dennoch wird Europa in der historischen Forschung noch immer oft in nationalstaatlichen Kategorien gedacht, während auf der anderen Seite das Bild des aufgeklärten und zugleich konfrontativen Dialog- und Kulturraums Europas transportiert wird, der verschiedene Errungenschaften „der“ Moderne hervorgebracht hat.²⁴ Die wiederholten Vorstöße, die eigene europäische Vergangenheit zu strukturieren und zu periodisieren, damit zugleich europäische Normen zu bündeln und als universal gedachte Werte erfolgreich zu transferieren, sind auch unter veränderten methodischen Vorzeichen sicherlich als ein wesentlicher, „eine“ Moderne strukturierender Faktor anzusehen, der bis in die Gegenwart politische Folgen zeitigt. Eine übergreifend geteilte Synthese, welche die Erkenntnisse der globalgeschichtlichen Forschung überzeugend integriert und an die Position der in Frage gestellten nationalstaatlichen Meistererzählung treten könnte, ist indes (noch) nicht in Sicht. Es schien den Heidelberger Organisatoren der Tagung deshalb sowohl aufgrund der aktuellen politischen Debatten, als auch aus fachwissenschaftlicher Perspektive höchst lohnend, sich auf einer Großtagung in der ganzen Bandbreite der Frühneuzeitforschung mit globalhistorischen Fragestellungen zu befassen, deren Ergebnisse im vorliegenden Band präsentiert werden.

23 Trude Ehlert, Hrsg., *Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung: Stationen ihres Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne* (Paderborn: Schöningh, 1997); Katja Patzel-Mattern und Albrecht Franz, Hrsg., *Der Faktor Zeit in globaler Perspektive* (Stuttgart: Franz Steiner, 2015).

24 Vgl. dazu u.a. ausgehend von Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (München: Beck, 2009) und Christopher Bayly, *The Birth of the Modern World, 1780–1914* (Oxford: Wiley-Blackwell, 2003); Dipesh Chakrabaty, *Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, hrsg. von Robin Cackett (Frankfurt a. M.: Campus-Verlag 2010); Boris Barth, Stephanie Gänger und Niels P. Petersson, „Einleitung. Globalgeschichte und Globalisierung,“ in *Globalgeschichten: Bestandaufnahme und Perspektiven*, hrsg. von Boris Barth, Stephanie Gänger und Niels P. Petersson (Frankfurt a. M.: Campus-Verlag, 2014), 7–18; Dominic Sachsenmaier, *Global Perspectives on Global History: Theories and Approaches in a Connected World* (Cambridge: Cambridge University Press, 2011); Margarete Grandner, Hrsg., *Globalisierung und Globalgeschichte*, Globalgeschichte und Entwicklungspolitik, Bd. 1 (Wien: Mandelbaum, 2005).

Neben diesen Fragen um europäische Identitäten und ihren tagesaktuellen Bezügen soll nicht vergessen werden, dass mit dem AG-Treffen in Heidelberg 2015 ein Jubiläum begangen wurde: Vor zwanzig Jahren fand in Gießen unter der Leitung des 2015 verstorbenen Historikers Günther Lottes das erste Treffen der frisch konstituierten Arbeitsgemeinschaft „Frühe Neuzeit“ statt. Erklärte Ziele waren im Jahr 1995 der stärkere Dialog innerhalb etablierter und damals neuer Bereiche der Frühneuzeitforschung wie etwa den Genderstudien, der offensivere Austausch der Geschichts- mit den Kulturwissenschaften und die vom deutschen Einigungsprozess angeregte thematische Neuorientierung auf frühe europäische Einigungsbestrebungen. Winfried Schulze forderte zudem als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft damals eindrücklich, sich gemeinsamer Fragen bewusst zu bleiben. Die inzwischen fest etablierte Tradition der zweijährlichen Arbeitstagung verweist auf ein anhaltendes großes Interesse an gemeinsamen Fragen und darauf, einen lebendigen Dialog mit kritischen Bilanzen und methodische Selbstreflexionen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler innerhalb unserer Forschungsepoche zu pflegen. Das im Anhang dieses Bandes publizierte Tagungsprogramm ist mit seinen vielseitigen Sektionen der erfreuliche Beweis, dass das von dem Gründungsvorstand Winfried Schulze, Heide Wunder, Hans Medick, Heinz Duchhardt, Anton Schindling, Georg Schmidt und Arno Herzig angedachte Konzept des kritischen Dialogs der Fachkolleginnen und -kollegen der Frühneuzeitforschung über aktuelle Entwicklungen und Weichenstellungen innerhalb der Disziplin heute noch ebenso aktuell ist wie vor zwanzig Jahren. In den letzten Jahren ist es erfolgreich um die immer stärkere aktive Einbindung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie die von Heidelberg initiierte Internationalisierung des Austauschs erweitert worden. Damit reagierte der Frühneuzeittag in Heidelberg auf einen wichtigen Barometerstand der Entwicklung innerhalb unserer „Scientific Community“: die hervorragende internationale Vernetzung ihrer Mitglieder sowie die Wahrnehmung der deutschen Frühneuzeitforschung im europäischen und nichteuropäischen Ausland, die durch den internationalen Diskurs bereichert wird – gerade bei einem Thema, bei dem die globalgeschichtliche Forschung in den letzten Jahren wesentlich von internationalen Forschungsk Kooperationen vorangetrieben worden ist. So ist das Heidelberger AG-Treffen größer als gewohnt ausgefallen. Zudem diente die Tagung wiederum als Ort der Selbstvergewisserung der Frühneuzeitforscherinnen und -forscher und der Vernetzung auch über Generationen verschiedener Karriere-stufen hinweg, um einer Atomisierung der Fachwelt entgegenzuwirken.

Der vorliegende Band versteht sich zwar als wesentlicher Bestandteil der Sichtbarkeit dieser Arbeitsgemeinschaft „Frühe Neuzeit“, kann jedoch nicht als Spiegel des gesamten AG-Treffens in Heidelberg fungieren. Dort wurden 65 Vorträge gehalten, die in neun Sektionen gruppiert und jeweils durch Einführungen und Kommentare umrahmt waren. Drei Abschlusskommentare fassten die

Ergebnisse der Tagung zusammen. Ergänzt wurde das Programm durch einen dialogisch gefassten Abendvortrag²⁵ des Historikers Thomas Maissen (Paris) und der Sinologin Barbara Mittler (Heidelberg) sowie einen Kommentar des Kunsthistorikers Henry Keazor (Heidelberg). Dass von diesen Vorträgen hier nur 15 in Aufsatzform veröffentlicht werden können resultiert daraus, dass zahlreiche Tagungsbeiträge aufgrund anderer vorab getroffener Publikationszusagen, der bevorstehenden Veröffentlichung der Ergebnisse als Monographie oder aufgrund der Überlegung, ganze Sektionen nochmals auf Fachtagungen zur Diskussion zu stellen, nicht für diesen Band zur Verfügung standen. Das ist bedauerlich, aber auch verständlich, ist doch das AG-Treffen als großes Werkstattgespräch zu laufenden Projekten zu verstehen. Um die thematische Breite des Heidelberger Frühneuzeittages dennoch abbilden zu können, befindet sich das ursprüngliche Tagungsprogramm im Anhang abgedruckt.²⁶ Zudem sei auf die Konferenzberichte verwiesen, welche die Bandbreite der Diskussionen zeitnah in die Fachwelt gespiegelt haben.²⁷

Eine weitere Folge des bewussten Formats der Werkstattgespräche und der zweijährlichen Treffen der Kolleginnen und Kollegen aus der Frühneuzeit besteht im heterogenen Charakter der Beiträge. Das ist für einen gemeinsamen Band eine Herausforderung, dem sich die Herausgeber gern gestellt haben. Sie müssen jedoch die Leser darauf aufmerksam machen, dass den Beiträgen nicht die eine

25 Der gemeinsame Abendvortrag von Thomas Maissen (Paris) und Barbara Mittler (Heidelberg) „Chronologics. Why China did not have a ‘Renaissance’ and why that matters“ befasste sich aus historischer und sinologischer Perspektive mit Epochenkonstruktionen in Europa und China und fragte nach deren Mehrwert, um ähnliche Phänomene in anderen Kulturen zu beschreiben. Dieser interdisziplinäre Dialog wird als Auftakt der neuen Reihe Critical Readings in Global Intellectual History (Hrsg. von Susan Richter, Sebastian Meurer und Milinda Banerjee) publiziert und bei De Gruyter erscheinen.

26 Das Tagungsprogramm ist auch online einsehbar: Susan Richter und Sebastian Meurer, Hrsg., *Globale Verflechtungen – Europa neu denken: [...] Programmheft* (Heidelberg, 2015), Zugriff am 25. Juli 2017, http://www.historikerverband.de/fileadmin/_vhd/Arbeitsgemeinschaften/ag_fnz/programmFNZTag_ohnemail.pdf.

27 Pascal Firges und Regine Maritz, „Tagungsbericht Globale Verflechtungen – Europa neu denken. 11. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit. 17.09.2015–19.09.2015, Heidelberg.“ in: HSoz-Kult 30.01.2016, Zugriff am 25. Juli 2017, <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6362>; Tobias Graf und Lina Weber, „Conference Report: Rethinking Europe in a Global Perspective, 11th Symposium of the Working Group for Early Modern History in the Association of German Historians, Heidelberg, 17–19 September 2015,“ Zugriff am 25. Juli 2017, <http://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegek/fruehneuzeittag/konferenzbericht.html>; gekürzt auch auf H-Net. 05.05.2016, Zugriff am 25. Juli 2017, <https://networks.hnet.org/node/35008/discussions/102936/confrpt-rethinking-europe-global-perspective-11th-symposium>.

gemeinsame Fragestellung oder ein gemeinsamer methodischer Ansatz zugrunde liegen kann. Entstanden ist ein Querschnitt durch aktuelle Forschungsfelder der globalhistorischen Frühneuzeitforschung, der von der thematischen Breite des Faches zeugt. Der ursprüngliche Tagungstitel „Globale Verflechtungen – Europa neu denken“ schien den Herausgebern im Ergebnis somit nicht mehr ganz passgenau, zumal er einen methodischen Fokus auf die Verflechtungsgeschichte suggeriert. Der Band zeugt vielmehr von der Pluralität und Multiperspektivität der Forschung.

Die Beiträge treffen sich dabei aber in der globalhistorisch fundierten Einordnung von Selbst- und Fremdwahrnehmungen, von frühneuzeitlichen „Konstruktionen Europas“ in Form von „geographischen und historischen Imaginationen“. In der globalhistorischen Perspektive wird deutlich, dass „Europa“ auch in der Frühen Neuzeit kaum besser als durch die Offenlegung des Wechselspiels von Identitäts- und Alteritätsbehauptungen zu beschreiben ist, dessen imaginäre Ausdehnung nicht mit territorialen Herrschaftsgrenzen, geschweige denn einen überhistorischen topographischen Kern gleichgesetzt werden kann. Ganz deutlich wird in den versammelten Beiträgen, dass globalgeschichtliche Ansätze nicht länger auf die Konfrontation mit fernen Weltregionen – etwa im kolonialen oder missionarischen Kontext – begrenzt sind, sondern zunehmend auch für Nahbeziehungen an den (zugleich verhandelten) Außengrenzen sowie scheinbar genuin innereuropäische Selbstvergewisserung fruchtbar gemacht werden. Die in den fünf Sektionen versammelten Aufsätze werden jeweils durch ausführlichere Einführungen eingeleitet, die zusammen mit dem Abschlusskommentar Synthesen und übergreifende Einordnungen anbieten. Die von Christoph Kampmann zusammengestellte Sektion (I) befasst sich mit der Verortung Schwedens, Russlands und des Osmanischen Reiches als Peripherie und (oder als) Zentrum im gelehrten Binnendiskurs sowie in der politischen Praxis an den Rändern Europas und macht deutlich, wie sehr diese integraler Teil des politischen Europas waren. Zugleich problematisiert die Sektion anhand frühneuzeitlicher Alteritätsdiskurse eindrücklich die Vorstellung, „Zentrum“ und „Peripherie“ seien analytisch leicht zu trennen, oder gleichbleibend konnotiert; vielmehr handelt es sich bei den Begriffen immer um Zuschreibungen, die stets auch selbst zu historisieren sind. Andreas Pečars Sektion (II) wendet den Blick unter anderem geographisch in das östliche Europa und fragt anhand der Beispiele von Polen und Galizien nach der Konstruktion von „Osteuropa“, indem vor allem der eigene, als höherwertig empfundene Zivilisationsgrad als distinktives In- oder Exklusionsmerkmal in der aufklärerischen Diskussion hervorgehoben wurde. Dabei wird deutlich, dass der Barbarentopos sich nicht nur für Fremd-, sondern auch für Eigenbeschreibungen in der aufklärerischen Diskussion eignete, etwa in Frankreich und Großbritannien. Somit wurde der Zivilisationsdiskurs durchaus nicht von einer bloßen Abgrenzung zwischen West und Ost bestimmt. Näher mit dem Osmanischen

Reich und seinen Wechselwirkungen auf das christliche Europa befassen sich die Beiträge, die Erich Pelzer (III) konzipiert hat. Sie gehen den Konstruktionen von Selbst- und Fremdbildern im Rahmen von Orient-Okzident-Diskursen in den Bereichen des Militärs, der Politik, der Kunst und des Handels seit dem Fall Konstantinopels nach. Das große zeitgenössische Interesse an Turcica und der Osmanenbezug in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen – wie beispielsweise der Wirtschaftstheorie – offenbaren vielfältige Verflechtungen und zeugen von einem nuancierten „Türkenbild“, das weit über militärische und religiöse Abgrenzung hinausgriff. Helga Schnabel-Schüle und Simon Karstens befassen sich in ihrer Sektion (IV) mit der globalhistorisch-völkerrechtlichen Perspektive auf die USA und Russland als neue Großmächte im globalen Mächtekonkord des 18. Jahrhunderts. Dabei spielten Konstruktionen von Fremdheit und Zugehörigkeit anhand eines mindestens impliziten politisch-kulturellen Handlungsraums „Europa“ eine große Rolle, gerade weil die geographische Fundierung in der transkontinentalen Ausdehnung der beiden Mächte nicht (oder allenfalls zum Teil) gegeben war. Umso schwerer wogen historisch fundierte Legitimationen von Zugehörigkeit. Mit Fragestellungen der globalen Geschlechtergeschichte in Bezug auf europäische und außereuropäische Männlichkeitskonzepte beschäftigt sich die Sektion von Claudia Opitz-Belakhal (V). Die Beiträge loten Zwischentöne und Ambivalenzen von Männlichkeitsentwürfen im Zuge von kolonialer Expansion und zunehmender Globalisierung der Wirtschaft aus, um so die allzu eng gefasste These einer kolonial-hegemonialen Männlichkeit zu differenzieren. Den Abschluss des Aufsatzteiles bilden zwei Beiträge, die sektionsungebunden publiziert werden: Jorun Poettering (VI) widmet sich dem Umgang der portugiesischen Verwaltung mit den Gegebenheiten im brasilianischen Kolonialreich, der bis in das Zeitalter der Aufklärung nur einen sehr geringen Wechselwirkungsprozess zwischen der Kolonie und dem Mutterland zeigte, während Peter Borschberg (VII) ein Kernthema der Verflechtungsgeschichte aufnimmt, indem er die vielschichtige Frage nach semantischen Auseinandersetzungen in Verträgen und offizieller Interaktion in Süd- und Ostasien mit Europäern aufgreift. Am Ende des Bandes steht der Abschlusskommentar von Hillard von Thiessen (VIII), der sich aus diplomatiegeschichtlicher Perspektive mit den Beiträgen der Tagung auseinandersetzt. Anhand der Diplomatiegeschichte und mehr noch anhand der weit über sie hinausgreifenden kulturgeschichtlichen Beschäftigung mit Diplomaten zeigt er exemplarisch die Neuorientierung eines Forschungsfelds im Zuge der Normalisierung globalgeschichtlicher Horizonte. Zudem stellt der Kommentar den Bezug zu den weiteren Sektionen des Heidelberger Frühneuezeittags und sektionsübergreifend geführten Diskussionen der versammelten Frühneuezeithistorikerinnen und -historikern her.

Der Mediävist Jacques Le Goff (1924–2014) schrieb in seinem Aufsatz *Grundlagen europäischer Identität*: „Die materiellen oder geistigen Bilder sind Informationen

für das kollektive Gedächtnis der Gesellschaften und stellen Träume, Wertvorstellungen, Vorbilder, Hoffnungen, Fluchtmöglichkeiten dar, aber auch Anreize, die bei der Bildung eines gemeinsamen europäischen Bewusstseins eine große Rolle spielen. Das Europa der Vorstellungen steht im Zentrum des zu errichtenden Europa.“²⁸ Solche Perspektiven zu eröffnen, zugrunde liegende Bilder jedoch zugleich kritisch zu fundieren und zu historisieren ist eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft, der sie 2015 in Heidelberg durch die Diskussion von Europabildern vergangener Jahrhunderte in produktiver Weise nachgekommen ist.

Bibliographie

- Abu-Er-Rub, Laila, Christiane Brosius, Sebastian Meurer, Diamantis Panagiotopoulos und Susan Richter, Hrsg. *Engaging Transculturality: Concepts, Key Terms, Case Studies*. London: Routledge, 2017. (Im Erscheinen).
- Art. „Caninchen.“ *Biblisches Real-Lexicon über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte [...]* 1 (1783): 259–261.
- Barth, Boris, Stephanie Gänger und Niels P. Petersson. „Einleitung: Globalgeschichte und Globalisierung.“ In *Globalgeschichten: Bestandaufnahme und Perspektiven*, herausgegeben von Boris Barth, Stephanie Gänger und Niels P. Petersson, 7–18. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag, 2014.
- Bayly, Christopher. *The Birth of the Modern World, 1780–1914*. Oxford: Wiley-Blackwell, 2003.
- Bertrand, Romain. „Global History, Connected Histories: A Historiographical Turn?“ *Prohistoria* 24 (2015): 3–20.
- Bösch, Frank, Ariane Brill und Florian Greiner, Hrsg. *Europabilder im 20. Jahrhundert. Entstehung an der Peripherie*. Göttingen: Wallstein, 2012.
- Chakrabaty, Dipesh. *Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, herausgegeben von Robin Cackett. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag, 2010.
- Clavin, Patricia. „Time, Manner, Place: Writing Modern European History in Global, Transnational and International Contexts.“ *European History Quarterly* 4/40 (2010): 624–640.
- Drechsel, Benjamin. *Bilder von Europa: Innen- und Außenansichten von der Antike bis zur Gegenwart*. Bielefeld: transcript, 2010.
- Ehlert, Trude, Hrsg. *Zeitkonzeptionen, Zeiterfahrung, Zeitmessung: Stationen ihres Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne*. Paderborn: Schöningh, 1997.

28 Jacques Le Goff, „Grundlagen europäischer Identität,“ in *Europa leidenschaftlich gesucht*, hrsg. von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog (München: Piper, 2003), 178.

- Elvert, Jürgen und Jürgen Nielsen-Sikora, Hrsg. *Leitbild Europa? Europabilder und ihre Wirkungen in der Neuzeit*. Historische Mitteilungen Beihefte 74. Stuttgart: Steiner, 2009.
- Falk, Walter. „Über Ansätze zur Bildung eines europäischen Selbstbewusstseins im 18. Jahrhundert und ihre Verdeckung.“ In *Eurovisionen III: Europavorstellungen in der Frühen Neuzeit (16–18. Jhd.)*, herausgegeben von Jan Papior, 167–173. Poznan: Kapitalka, 2001.
- Firges, Pascal und Regine Maritz. „Tagungsbericht Globale Verflechtungen – Europa neu denken. 11. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit. 17.09.2015–19.09.2015, Heidelberg.“ HSoz-Kult 30.01.2016. Zugriff am 25. Juli 2017. <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6362>.
- Geier, Wolfgang. *Europabilder: Begriffe, Ideen, Projekte aus 2500 Jahren*. Wien: Promedia, 2009.
- Graf, Tobias und Lina Weber. „Conference Report: Rethinking Europe in a Global Perspective, 11th Symposium of the Working Group for Early Modern History in the Association of German Historians, Heidelberg, 17–19 September 2015.“ Zugriff am 25. Juli 2017. <http://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegk/fruehneuzeittag/konferenzbericht.html>.
- Grandner, Margarete, Hrsg. *Globalisierung und Globalgeschichte. Globalgeschichte und Entwicklungspolitik*, Bd. 1. Wien: Mandelbaum, 2005.
- Heinz-Mohr, Gerd. *Die Rose: Entfaltung eines Symbols*. München: Diederichs, 1988.
- Henkel, Arthur und Albrecht Schöne, Hrsg. *Emblemata, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler, 1967.
- Janowski, Bernd und Ute Neumann-Gorsolke. „Reine und unreine Tiere.“ In *Gefährten und Feinde des Menschen: Das Tier in der Lebenswelt des alten Israel*, herausgegeben von Uwe Gleßmer, Bernd Janowski und Ute Neumann-Gorsolke, 214–218. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener 1993.
- Jureit, Ulrike und Nikola Tietze, Hrsg. *Postsouveräne Territorialität. Die Europäische Union und ihr Raum*. Hamburg: Hamburger Edition, 2015.
- Keel, Othmar. *Im Schatten deiner Flügel: Tiere in der Bibel und im Alten Orient*. Freiburg: Universitäts-Verlag 2001.
- Kemp, Wolfgang. Art. „Hase.“ *Lexikon der christlichen Ikonographie* 6 (1994): 221–225.
- Le Goff, Jacques. „Grundlagen europäischer Identität.“ In *Europa leidenschaftlich gesucht*, herausgegeben von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog, 169–180. München: Piper, 2003.
- Manjapra, Chris. „Transnational Approaches to Global History: A View from the Study of German–Indian Entanglement.“ *German History* 2/32 (2014): 274–293.
- Meester, Jurgens und Henry W. Setzer. *The Mammals of Africa: An Identification Manual*. Washington: Smithsonian Institution Press, 1971–1977.

- Nocentelli, Carmen. *Empires of Love: Europe, Asia and the Making of Early Modern Identity*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2013.
- Opperman, Hal. *J.-B. Oudry 1686–1755: exhibition catalogue*, Galeries Nationales du Grand Palais, 86–88. Paris, 1983.
- Opperman, Hal. *Jean-Baptiste Oudry*. New York: Garland, 1977.
- Oschema, Klaus. *Bilder von Europa im Mittelalter*. Ostfildern: Thorbecke, 2013.
- Osterhammel, Jürgen. *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck, 2009.
- Patzel-Mattern, Katja und Albrecht Franz, Hrsg. *Der Faktor Zeit in globaler Perspektive*. Stuttgart: Franz Steiner, 2015.
- Plax, Julie Anne. „J.-B. Oudry’s Royal Hunts and Louis XV’s hunting park at Compiègne: landscapes of power, prosperity and peace.“ *Studies in the History of Gardens & Designed Landscapes* 37,2 (2017): 102–119.
- Poeschel, Sabine. *Studien zur Ikonographie der Erdteile in der Kunst des 16.–18. Jahrhunderts*. Beiträge zur Kunstwissenschaft, Bd. 3. München: Scaneg, 1985.
- Recueil d’Aires sérieux et à boire, de différents Auteurs, Octobre 1718*, Paris: Jean-Baptiste-Christophe Ballard, 1718.
- Richter, Susan und Sebastian Meurer, Hrsg. *Globale Verfechtungen – Europa neu denken: [...] Programmheft*. Heidelberg, 2015. Zugriff am 25. Juli 2017. http://www.historikerverband.de/fileadmin/vhd/Arbeitsgemeinschaften/ag_fnz/programmFNZTag_ohnemail.pdf.
- Ripa, Cesare. *Iconologia ovvero descrizione di diverse imagini cavate dall’antichità, & di propria intentione*. Roma: Faerii, 1603.
- Roche, Daniel. *La France des Lumières*. Paris: Fayard 1993.
- Sachsenmaier, Dominic. *Global Perspectives on Global History: Theories and Approaches in a Connected World*. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.
- Schmale, Wolfgang, Marion Romberg und Josef Köstlbauer, Hrsg. *The Language of Continent Allegories in Baroque Central Europe*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2016.
- Schneider, Norbert. *Stilleben: Realität und Symbolik der Dinge, die Stillebenmale rei der frühen Neuzeit*. Köln: Taschen Verlag, 1989.
- Spickernagel, Ellen. *Der Fortgang der Tiere: Darstellungen in Menagerien und in der Kunst des 17.–19. Jahrhunderts*. Köln: Böhlau, 2010.
- Tervarent, Guy de. *Attributs et symboles dans l’art profane*. Genève: Droz, 1997.
- Vollmer, Hans. Art. „Oudry, Jean-Baptiste.“ *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart* 25/26 (1999): 98–99.
- Zaunschirm, Thomas. „Affe und Papagei – Mimesis und Sprache in der Kunst.“ *Kunsthistoriker: Mitteilungen des Österreichischen Kunsthistorikerverbandes* 1/4 (1984), 2/1 (1985): 14–17.
- Zedler, Johann Heinrich. Art. „Hase.“ *Grosses vollständiges Universal=Lexikon* 12 (1735): 672–687.

Sektion I Europas Peripherie als Europas
Zentrum? Zum Selbstverständnis
Schwedens, Russlands und
des Osmanischen Reichs in der
Frühen Neuzeit

Christoph Kampmann

Einführung

Schon seit langem beschäftigt sich die Frühneuezeitforschung mit dem Selbstverständnis, der Selbstwahrnehmung und -konstruktion Europas beziehungsweise der Christenheit. Zweifellos spielte auch für diese Forschungen der „Impuls der Gegenwart“ eine beträchtliche Rolle. Nicht zufällig setzte die Beschäftigung der Historiographie mit dem Gegenstand in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts mit dem Beginn des europäischen Einigungsprozesses ein und war zunächst bestrebt, Traditionen europäischer „Identität“ in der Geschichte aufzuspüren und freizulegen, bevor die Geschichtswissenschaft dazu überging, die Europa-bilder stärker aus der jeweiligen Zeit heraus zu verstehen und zu analysieren.¹ Hier ist nicht der Ort, die entsprechende breite Forschungsentwicklung auch nur ansatzweise nachzuzeichnen. Stattdessen seien eher thesenartig zwei zentrale Ergebnisse festgehalten, über die in der Frühneuezeitforschung Konsens erzielt worden ist und die für diesen Zusammenhang von zentraler Bedeutung sind.

(1) Zum einen besteht weitgehende Einigkeit über das, was Joachim Eibach vor einiger Zeit prägnant und thesenartig so formuliert hat: „Die Geschichte der Selbstwahrnehmung Europas ist eine Geschichte der Wahrnehmung des Anderen“². Es sind wesentlich die Alteritätsdiskurse, in denen zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert entfaltet wurde, was Europa in seiner (Eigen-)

1 Vgl. dazu Heinz Duchhardt, Malgorzata Morawiec, Wolfgang Schmale und Winfried Schulze, Hrsg., *Europa-Historiker: Ein biographisches Handbuch: Band 1–3* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006–2007); Winfried Schulze und Corinne Defrance, *Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte* (Mainz: von Zabern, 1992).

2 Joachim Eibach, „Annäherung – Abgrenzung – Exotisierung: Typen der Wahrnehmung ‚des Anderen‘ in Europa am Beispiel der Türken, Chinas und der Schweiz (16. bis frühes 19. Jahrhundert),“ in *Europäische Wahrnehmungen 1650–1850: Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse*, hrsg. von Joachim Eibach und Horst Carl (Hannover: Wehrhahn, 2008), 13–73, hier 13.

Wahrnehmung eigentlich ausmachte und charakterisierte.³ Dies galt für die verschiedenen Ebenen dieser Diskurse, aber auch und vor allem für die öffentliche Diskussion.

Zentrale Bedeutung besaß dabei bekanntlich jene Publizistik, die auf die scharfe Abgrenzung von „nächstem Fremden“ beziehungsweise dem äußeren Feind Europas und der politisch-militärischen Mobilisierung zu seiner Abwehr gerichtet war. In diesen Feindbildern wird Europa als – bedrohter – Binnenraum konstruiert.⁴ Hier ist vor allem die Publizistik gegen die aufsteigende islamische Großmacht, dem Osmanischen Reich, zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert zu nennen. Die breite und inzwischen vorzüglich erforschte Türkenpublizistik spielte für die Selbstwahrnehmung und -konstruktion Europas in dieser Zeit eine wohl kaum zu überschätzende Rolle.⁵ Im Übrigen unterlag das, was neben dem Osmanischen Reich als das von Europa abzugrenzende „Anderere“ zu verstehen sei, im Verlauf der Frühen Neuzeit erheblichem Wandel. Es wurde zu einem wichtigen propagandistischen Kampfmittel, einen Gegner im äußersten Fall zu dem Europa beziehungsweise der Christenheit gegenüberstehenden äußeren Feind zu erklären. Ein bekanntes Beispiel ist Ludwig XIV., der im ausgehenden 17. Jahrhundert in der deutschen und niederländischen Publizistik mit dem „Erbfeind“, dem Osmanischen Sultan, propagandistisch auf eine Stufe gestellt und so quasi zu einem äußeren Feind der Christenheit beziehungsweise Europas erklärt wurde.⁶ Die Selbstwahrnehmung Europas, vermittelt durch die Wahrnehmung des Anderen, folgte also in der Frühen Neuzeit keinem eindeutigen „In-Out“-Modell; die Grenzen Europas, die es zu verteidigen galt, waren in Bewegung.

- 3 Vgl. Wolfgang Schmale, „Die Konstruktion des Homo Europaeus/The Making of the Homo Europaeus,“ in *Comparare: Comparative European History* 1 (2001), 165–183; Iver B. Neumann, *Uses of the Other: „The East“ in European Identity Formation* (Manchester: Manchester University Press, 1999); Gedeon Sievernich und Hendrik Budde, Hrsg., *Europa und der Orient 800–1900* (Gütersloh: Bertelsmann-Lexikon-Verl., 1989); Bo Strath, Hrsg., *Europe and the Other and Europe as the Other*, 2. Aufl. (Brüssel: PIE Lang, 2001).
- 4 Vgl. Martin Wrede, Art. „Europa,“ in *Enzyklopädie der Neuzeit* 3 (2006), 594–619, mit weiterer Literatur.
- 5 Zusammenfassend Wolfgang Schmale, *Geschichte und Zukunft der Europäischen Identität* (Stuttgart: Kohlhammer, 2008), 21–22.
- 6 Vgl. Franz Bosbach, „Der französische Erbfeind: Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV.,“ in *Feindbilder: Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit*, hrsg. von Franz Bosbach (Köln: Böhlau, 1992), 117–139; Martin Wrede, *Das Reich und seine Feinde: Politische Feindbilder in der reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg* (Mainz: von Zabern, 2004), 540.

(2) Zum anderen konnte von der Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren klar herausgearbeitet werden, in welchem hohem Maße auch in der Frühen Neuzeit Vorstellungen einer korporativen politischen Einheit der Christenheit, eines hierarchisch organisierten *Corpus Christianum* lebendig blieben und Wirkmacht entfalteten. Entsprechende Vorstellungen einer geschlossenen imperialen Organisation der christlichen Gemeinwesen gewannen – unter dem Einfluss der Entstehung großräumig agierender dynastischer Reiche und geistiger Entwicklungen wie dem Humanismus – seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert noch an Bedeutung. Das traditionelle Narrativ, dem Universalismus des Mittelalters den Staatenpluralismus der Neuzeit gegenüberzustellen, kann so nicht einfach aufrechterhalten werden.⁷ Vielmehr hatten fortbestehende universalistische Deutungsmuster unmittelbar politisch handlungsleitende Bedeutung. Die europäische Staatenpolitik des 16. und 17. Jahrhunderts wurde in hohem Maße, und zwar in Aneignung und Abwehr universalistischer Ordnungsvorstellungen, von der Auseinandersetzung der christlichen Souveräne um ihre Rang- und Vorrangstellung innerhalb dieser Ordnung geprägt.⁸

Diese hier nur knapp skizzierten Forschungsergebnisse gaben den Anstoß, sich erneut und mit spezifischer Frageperspektive der Problematik von europäischem „Zentrum“ und europäischer „Peripherie“ zu widmen. Trotz der breiten sozialwissenschaftlichen Diskussion⁹ ist in der einschlägigen Literatur zu

- 7 James H. Burns, *Lordship, Kingship and Empire: The Idea of Monarchy, 1400–1525 (The Carlyle Lectures 1988)* (Oxford: Clarendon Pr., 1992); Notker Hammerstein, „Das Reich im Verständnis der Zeitgenossen,“ in *Lesebuch Altes Reich*, hrsg. von Stephan Wendehorst und Siegrid Westphal, Bibliothek Altes Reich, Bd. 1 (München: Oldenbourg, 2006), 21–27, hier 21–22; Franz Bosbach, Hermann Hiery und Christoph Kampmann, Hrsg., *Imperium – Empire – Reich: Ein Konzept politischer Herrschaft im deutsch-britischen Vergleich: An Anglo-German Comparison of a Concept of Rule*, Prinz-Albert-Studien, Bd. 16 (München: Saur, 1999); Christoph Kampmann, „Universalismus und Staatenvielfalt: Zur europäischen Identität in der frühen Neuzeit,“ in *Europa – aber was ist es? Aspekte seiner Identität in interdisziplinärer Sicht*, hrsg. von Jörg A. Schlumberger und Peter Segl, Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 8 (Köln: Böhlau, 1994), 45–76.
- 8 Franz Bosbach, *Monarchia Universalis: Ein politischer Leitbegriff der frühen Neuzeit*, Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 32 (Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1988); Johannes Burkhardt, „Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit: Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas,“ in *Zeitschrift für Historische Forschung* 24 (1997), 509–574.
- 9 Walter R. Godfrank, „Paradigm Regained? The Rules of Wallerstein’s World-System Method,“ in *Journal of World-Systems Research* 6/2 (2000), 150–195. Christopher Chase-Dunn, „Wallerstein, Immanuel,“ in *Encyclopedia of Social Theory* 2 (2004), 875–876 und Christopher Chase-Dunn, „World-Systems-Theory,“ in *Encyclopedia of Social Theory* 2 (2004), 887–891; Christian Giordano, „Interdependente Vielfalt: Die historischen Regionen Europas,“ in *Europa und die Grenzen im Kopf*, hrsg. von Karl Kaser (Klagenfurt: Wieser, 2003), 113–134.

Europabild und Europabewusstsein in der Frühen Neuzeit ein mitunter recht kritikloser Umgang und eine eher essentialistische Verwendung der Begriffe von europäischem Zentrum und europäischer Peripherie festzustellen. Es gibt eine gewisse Tendenz, apodiktisch zwischen einer europäischen Peripherie und einem europäischen Zentrum zu unterscheiden – so als ob zeitgenössisch ein Konsens geherrscht habe, welche Regionen dem einen oder anderen zuzuordnen seien.¹⁰ Es ist stattdessen viel stärker zu berücksichtigen, dass es sich dabei – gerade im Lichte der oben skizzierten Forschungen zu den äußeren Grenzen und zur heftigen Konkurrenz um Rang und Ansehen zwischen den christlichen Souveränen – um Zuschreibungen gehandelt hat, die erheblichem Wandel unterworfen waren und Gegenstand ausgedehnter Kontroversen gewesen sind – Zuschreibungen, die für das Selbstverständnis und die Selbstpositionierung der Akteure erhebliche Bedeutung hatten. Man kann sogar in Hinblick auf die Begriffe „europäisches Zentrum“ und „europäische Peripherie“ in der Frühen Neuzeit noch einen Schritt weitergehen: Es erscheint prinzipiell fraglich, ob diese letztlich von modernen Konzepten geprägten Vorstellungen überhaupt so auf die Frühe Neuzeit übertragbar sind, sind doch in den modernen politikwissenschaftlichen Ansätzen weiterhin Denkfiguren einer politischen beziehungsweise ökonomischen Unterordnung der Peripherie unter das Zentrum wirksam.¹¹ Gerade in der intensiven Forschungsdiskussion über die Vorrangstellung der christlichen Monarchien innerhalb des hierarchisch gegliederten *Corpus Christianum* beziehungsweise damit verbunden – dem humanistisch geprägten – „Wettlauf der Nationen“ wird dagegen darauf hingewiesen, dass Reiche und Gemeinwesen in einer als Randlage verstandenen Position sich in diesem Sinne keineswegs als Teil der europäisch-christlichen „Peripherie“ betrachteten. Diese Grenzlage wurde vielmehr zu einem wichtigen Argument, um die eigene politische Zentralität und besondere Rangstellung zu legitimieren. Obliche es doch gerade den

10 Vgl. etwa Schmale, *Geschichte und Zukunft* (wie Anm.5) nach ausführlicher Behandlung der Alteritätsdiskurse im 18 Jh.: „Wie auch immer die Positionen bezüglich Russland und der Türkei in dieser Phase der frühen Neuzeit ausfielen, beide Reiche lagen im Lichte der oben skizzierten Europäisierungsparameter außerhalb des Zentrums. Sie gehörten im Rahmen der Alteritätsdiskurse teilweise zur Peripherie, teilweise lagen sie sogar jenseits dieser Peripherie“. Nicht ganz unproblematisch ist in diesem Zusammenhang auch der wiederholt verwendete Begriff der „Europäisierung“ der (angeblichen) Peripherie; vgl. z. B. zur „Europäisierung Russlands“ in der Frühen Neuzeit Heinz Duchhardt, *Europa am Vorabend der Moderne 1650–1800* (Stuttgart: Ulmer, 2003), 313–315.

11 Zum Einfluss und zur Diskussion über die Weltsystemtheorie Wallersteins vgl. Andreas Nölke, „Weltsystemtheorie,“ in *Theorien der Internationalen Beziehungen*, hrsg. von Manuela Spindler und Siegfried Schieder, 2. Aufl. (Opladen: Budrich, 2006), 325–351.

Grenzmächten, die Christenheit zu verteidigen und damit als Schirmherrn eine Führungsrolle einzunehmen.

Das zeigt sich beispielsweise beim Blick auf das Selbstverständnis der führenden Dynastie des römisch-deutschen Reichs, des Hauses Österreich. Lange Zeit wurde die Tatsache, dass sich die Kaiserwürde des römisch-deutschen Reichs seit dem 15. Jahrhundert fast ununterbrochen im Besitz eines Herrscherhauses befand, das territorial und interessenpolitisch am Rande des Reichs beheimatet und begütert war (mit einer militärisch bedrohten Grenzfestungsstadt als dauerhafter kaiserlicher Residenz) von der (nationalstaatlich geprägten) Geschichtsschreibung als eine der vielen irregulären Schwächezeichen dieses angeblich so wenig imperialen Reichs gewertet.¹² Inzwischen wird ganz im Gegensatz dazu darauf hingewiesen, dass die Habsburger ihren Anspruch auf das Kaisertum auch und gerade mit ihrer starken territorialen Stellung an den bedrohten Grenzen des Reichs begründeten – trügen sie doch die Hauptlast der Verteidigung gegen den „Erbfeind“.¹³ Dieses Argument war umso wirkungsvoller, als im römisch-deutschen Reich selbst der Anspruch, erste weltliche Monarchie und einziges Imperium der Christenheit zu sein, mit der Rolle als Grenzwächter und „Vormauer“ der Christenheit (*Antemurale Christianitatis*) begründet wurde.¹⁴

Eine systematische Untersuchung des Zusammenhangs von (imperialen) Vorrangansprüchen mit einer dezidiert als Randlage verstandenen Position steht für das römisch-deutsche Reich und die Habsburger noch aus. Ein wichtiges Desiderat ist überdies eine vergleichende Untersuchung anderer frühneuzeitlicher Imperien und Reiche in dieser Hinsicht, gibt es doch klare Indizien, dass ein entsprechendes Bewusstsein (Grenzlage als Basis politischen Vorranganspruchs) auch in anderen frühneuzeitlichen Reichen vorhanden war;¹⁵ und ansatzweise

12 So noch Heinrich Lutz, „Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit,“ in *Historische Zeitschrift* 234 (1982), 529–559.

13 Vgl. knapp und prägnant Caspar Hirschi, *Wettkampf der Nationen: Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit* (Göttingen: Wallstein-Verl., 2005), 166–167. Heinz Schilling, *Aufbruch und Krise: Deutschland 1517–1648* (Berlin: Siedler, 1994), 27; mit vielen Quellenbelegen aus der Publizistik auch Thomas Brockmann, „Das Bild des Hauses Habsburg in der dynastienahen Historiographie um 1700,“ in *Bourbon – Habsburg – Oranien: Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700*, hrsg. von Christoph Kampmann, Katharina Krause, Eva-Bettina Krens und Anuschka Tischer (Köln: Böhlau, 2008), 27–57, hier 51–52., zur entsprechenden Begründung des imperialen Anspruchs der Habsburger.

14 Wrede, Martin Wrede, *Das Reich und seine Feinde: Politische Feindbilder in der reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg* (Mainz: von Zabern, 2004), 110–113.

15 Am besten erforscht für das Königreich Polen-Litauen in der Frühen Neuzeit; vgl. Małgorzata Morawiec, „Antemurale Christianitatis: Polen als Vormauer des christ-

wurde so auch die Sonder- und Vorrangstellung des christlichen Europa in der Welt entsprechend begründet, wurde doch betont, dass sich dieses Europa gegen eine feindliche (muslimische) Welt aus dem entlegenen „Winkel“ der Welt, in den es gedrängt worden sei, heraus verteidigen müsse.¹⁶

Die hier dokumentierte Sektion des Heidelberger Frühneuzeittags möchte einen kleinen Beitrag zur vergleichend-systematischen Untersuchung dieses Zusammenhangs von Grenzlage und Vorranganspruch leisten. Dazu werden verschiedene Fallbeispiele in den Blick genommen. Der Beitrag von Inken Schmidt-Voges analysiert das Werk der beiden schwedischen Kanoniker Olavus und Johannes Magnus, die trotz ihrer altgläubigen Konfession im weiteren Verlauf der Frühen Neuzeit erhebliche Bedeutung für die Ausprägung des Selbstverständnisses Schwedens als zentraler christlicher Monarchie erlangt haben; im Werk der Magnus-Brüder wurde die Rolle Schwedens als „frontier“ der lateinischen Christenheit (gegen Russland) mit Nachdruck herausgestellt. Sodann behandelt Arina Lasarewa auf der Basis der ausführlichen Analyse gelehrter Werke und bislang nur wenig untersuchter diplomatischer Korrespondenz das Selbstverständnis Russlands als führendem christlichem Reich. Auch hier wird die Bedeutung des Selbstverständnisses und der Selbstdarstellung als wirksamer Grenzwächter der Christenheit (gegen das Osmanische Reich) betont und die entsprechenden Schlüsse in Hinblick auf den russischen Anspruch auf imperialem (Vor-)Rang gezogen.

Vergleichend stehen dem Ausführungen Markus Kollers über das Osmanische Reich gegenüber. Koller vermag eindrücklich herauszuarbeiten, dass auch für die Legitimation osmanischer Außenpolitik die hofnahe Historiographie, die im Rahmen entsprechender Netzwerke entstanden ist, eine zentrale Rolle spielte.

Die Sektion hätte ihr Ziel erreicht, wenn von ihr ein Impuls für eine weitere Problematisierung von Zentrums- und Peripheriekonzeptionen der Frühneuzeit- und Imperiumsforschung ausgehen würde.

lichen Europa,“ in *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 2 (2001): 249–260 und demnächst: Edward Opalinski, „The Function of the ‚Antemurale‘-Notion in the Polish-Lithuanian Commonwealth at the Turn of the 16th–17th Centuries,“ in *Bulwarks in a Religious Triangle: Borderland Myths in East European Multiconfessional Societies in the Age of Nationalism*, hrsg. von Heidi Liliya Berezhnaya und Heidi Hein-Kircher.

16 So in der berühmten Rede Aenea Silvio Piccolominis (= Papst Pius II.) auf dem Regensburger Reichstag 1454, in: Helmut Weigel und Henny Grüneisen, Hrsg., *Deutsche Reichstagsakten, Bd. 19: Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III.*, Abt. 5/1: 1453–1454 (Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1969), 268–269 mit dem christlichen Europa als „angulum“. Vgl. dazu Dieter Mertens, „Europäischer Friede und Türkenkrieg im Spätmittelalter,“ in *Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. von Heinz Duchhardt (Köln: Böhlau, 1991), 46–90, hier 52–53.

Bibliografie

- Bosbach, Franz. „Der französische Erbfeind: Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV.“ In *Feindbilder: Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit*, herausgegeben von Franz Bosbach, 117–139. Köln: Böhlau, 1992.
- Bosbach, Franz, Hermann Hiery und Christoph Kampmann, Hrsg. *Imperium – Empire – Reich: Ein Konzept politischer Herrschaft im deutsch-britischen Vergleich: An Anglo-German Comparison of a Concept of Rule*. Prinz-Albert-Studien, Bd. 16. München: Saur, 1999.
- Bosbach, Franz. *Monarchia Universalis: Ein politischer Leitbegriff der frühen Neuzeit*. Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 32. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1988.
- Brockmann, Thomas. „Das Bild des Hauses Habsburg in der dynastienahen Historiographie um 1700.“ In *Bourbon – Habsburg – Oranien: Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700*, herausgegeben von Christoph Kampmann, Katharina Krause, Eva-Bettina Krems und Anuschka Tischer, 27–57. Köln: Böhlau, 2008.
- Burkhardt, Johannes. „Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit: Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas.“ *Zeitschrift für Historische Forschung* 24 (1997): 509–574.
- Burns, James H. *Lordship, Kingship and Empire: The Idea of Monarchy, 1400–1525 (The Carlyle Lectures 1988)*. Oxford: Clarendon Pr., 1992.
- Chase-Dunn, Christopher. Art. „Wallerstein, Immanuel.“ *Encyclopedia of Social Theory* 2 (2004), 875–876.
- Chase-Dunn, Christopher. Art. „World-Systems-Theory.“ *Encyclopedia of Social Theory* 2 (2004), 887–891.
- Duchhardt, Heinz. *Europa am Vorabend der Moderne 1650–1800*. Stuttgart: Ulmer, 2003.
- Duchhardt, Heinz, Malgorzata Morawiec, Wolfgang Schmale und Winfried Schulze, Hrsg. *Europa-Historiker: Ein biographisches Handbuch: Band 1–3*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006–2007.
- Eibach, Joachim. „Annäherung – Abgrenzung – Exotisierung: Typen der Wahrnehmung ‚des Anderen‘ in Europa am Beispiel der Türken, Chinas und der Schweiz (16. bis frühes 19. Jahrhundert).“ In *Europäische Wahrnehmungen 1650 – 1850: Interkulturelle Kommunikation und Medienereignisse*, herausgegeben von Joachim Eibach und Horst Carl, 13–73. Hannover: Wehrhahn, 2008.
- Giordano, Christian. „Interdependente Vielfalt: Die historischen Regionen Europas.“ In *Europa und die Grenzen im Kopf*, herausgegeben von Karl Kaser, 113–134. Klagenfurt: Wieser, 2003.

- Godfrank, Walter R. „Paradigm Regained? The Rules of Wallerstein’s World-System Method.“ *Journal of World-Systems Research* 6/2 (2000), 150–195.
- Hammerstein, Notker. „Das Reich im Verständnis der Zeitgenossen.“ In *Lesebuch Altes Reich*, herausgegeben von Stephan Wendehorst und Siegrid Westphal, 21–27. Bibliothek Altes Reich, Bd. 1. München: Oldenburg, 2006.
- Hirschi, Caspar. *Wettkampf der Nationen: Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen: Wallstein-Verl., 2005.
- Kampmann, Christoph. „Universalismus und Staatenvielfalt: Zur europäischen Identität in der frühen Neuzeit.“ In *Europa – aber was ist es? Aspekte seiner Identität in interdisziplinärer Sicht*, herausgegeben von Jörg A. Schlumberger und Peter Segl, 45–76. Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 8. Köln: Böhlau, 1994.
- Lutz, Heinrich. „Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit.“ *Historische Zeitschrift* 234 (1982), 529–559.
- Mertens, Dieter. „Europäischer Friede und Türkenkrieg im Spätmittelalter.“ In *Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, herausgegeben von Heinz Duchhardt, 46–90. Köln: Böhlau, 1991.
- Morawiec, Małgorzata. „Antemurale Christianitatis: Polen als Vormauer des christlichen Europa.“ *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 2 (2001), 249–260.
- Neumann, Iver B. *Uses of the Other: „The East“ in European Identity Formation*. Manchester: Manchester University Press, 1999.
- Nölke, Andreas. „Weltsystemtheorie.“ In *Theorien der Internationalen Beziehungen*, herausgegeben von Manuela Spindler und Siegfried Schieder, 325–351. 2. Aufl. Opladen: Budrich, 2006.
- Opalinski, Edward. „The Function of the ‚Antemurale‘-Notion in the Polish-Lithuanian Commonwealth at the Turn of the 16th-17th Centuries.“ In *Bulwarks in a Religious Triangle: Borderland Myths in East European Multiconfessional Societies in the Age of Nationalism*, herausgegeben von Heidi Liliya Berezhnaya und Heidi Hein-Kircher. Im Erscheinen.
- Schilling, Heinz. *Aufbruch und Krise: Deutschland 1517–1648*. Berlin: Siedler, 1994.
- Schmale, Wolfgang. „Die Konstruktion des Homo Europaeus/The Making of the Homo Europaeus.“ *Comparare: Comparative European History* 1 (2001), 165–183.
- Schmale, Wolfgang. *Geschichte und Zukunft der Europäischen Identität*. Stuttgart: Kohlhammer, 2008.
- Schulze, Winfried und Corinne Defrance. *Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte*. Mainz: von Zabern, 1992.
- Sievernich, Gedeon und Hendrik Budde, Hrsg. *Europa und der Orient 800–1900*. Gütersloh: Bertelsmann-Lexikon-Verl., 1989.

- Strath, Bo, Hrsg. *Europe and the Other and Europe as the Other*. 2. Aufl. Brüssel: PIE Lang, 2001.
- Weigel, Helmut und Henny Grüneisen, Hrsg. *Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Friedrich III*. Bd. 19,1 , Abt. 5/1: 1453–1454. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1969.
- Wrede, Martin. *Das Reich und seine Feinde: Politische Feindbilder in der reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg*. Mainz: von Zabern, 2004.
- Wrede, Martin. Art. „Europa“, in *Enzyklopädie der Neuzeit* 3 (2006): 594–619.

Inken Schmidt-Voges

„Et nos homines“. Schweden als *frontier* in der Kartographie und Historiographie des Olaus Magnus

Abstract Der Beitrag diskutiert die Konstruktion und Funktionalisierung von Europa-Vorstellungen in Verschränkung von historischen Selbstbildern und ihrer politischen Inanspruchnahme am Beispiel der Carta Marina (1539) des schwedischen Kanonikers und Historiographen, Ethnologen und Kartographen Olaus Magnus. Das Beispiel veranschaulicht in prägnanter Weise, wie unterschiedliche Europa-Vorstellungen aufeinander bezogen werden und die Gebiete am nordöstlichen Rand unter dem Eindruck der reformatorischen Ereignisse von der geographischen Peripherie zum handelnden Zentrum wird, in dem der gemeinsam geteilte Werthorizont der alten Kirche gegen die Bedrohungen einerseits der reformatorischen Bestrebungen, aber auch der noch heidnischen Bewohner wie auch der moskowitzischen Angriffe verteidigt wurde.

„*Et nos homines*. Auch wir sind Menschen.“ Mit diesem Motto präsentierte der schwedische Universalgelehrte Olof Rudbeck in seiner mehrbändigen *Atlantica* von 1679 seine Sicht von Schweden auf Europa, die nicht ansatzweise so bescheiden war, wie sie klang. Rudbeck erklärt hier griechischen und römischen gelehrten Autoritäten seine These, dass Schweden aufgrund archäologischer Funde nachweislich mit dem sagenhaften Atlantis zu identifizieren sei, dem Sitz der Hyperboreer und Stammland der Goten, und somit Wiege und Zentrum Europas.¹ Damit stellte er die dominierende kulturelle Geographie Europas auf den

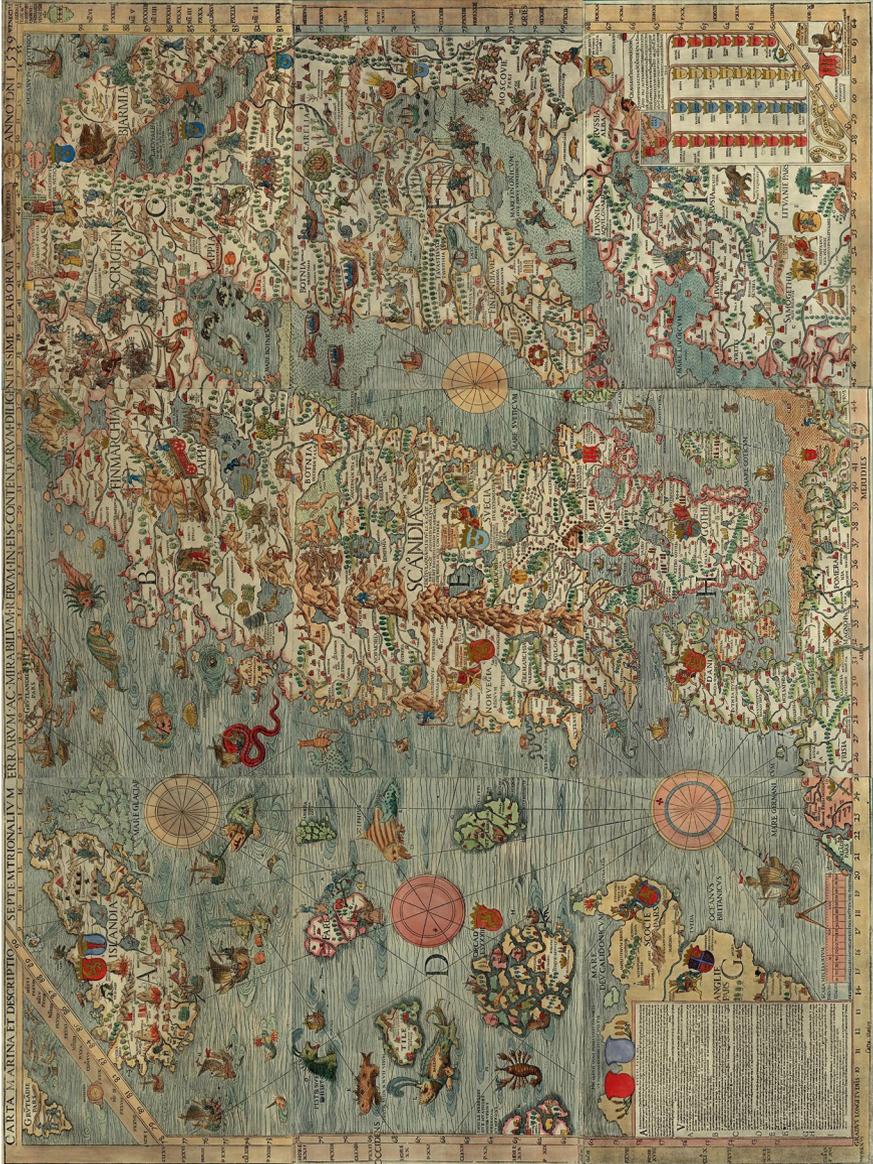
1 Zu den Hyperboreern in der antiken Mythologie vgl. Annemarie Ambühl, Art. „Hyperboreioi“, in *Der Neue Pauly: Enzyklopädie der Antike* 5 (2005): 801–802. Die Bedeutung des Rekurses auf antike Entstehungserzählungen für die Konstruktion einer kollektiven Identität im frühneuzeitlichen Schweden vgl. Inken Schmidt-Voges, *De antiqua claritate et clara antiquitate Gothorum: Gotizismus als Identitätsmodell im frühneuzeitlichen Schweden* (Frankfurt a.M.: Peter Land, 2004); Bernd Henningsen, *Die schwedische Konstruktion einer nordischen Identität bei Olof Rudbeck* (Berlin: Humboldt-Universität, 1997).

Kopf und definierte Schweden als Kern eines Europa, das sich durch die Teilhabe an dieser Kultur und Herkunft auszeichnete. Was sich im ausgehenden 17. Jahrhundert geschmeidig in das gängige Muster schwedischer Selbstverortung als militärische Großmacht und Speerspitze des Protestantismus fügte, baute ganz wesentlich auf den Arbeiten der beiden schwedischen Gelehrten und Kanoniker Olaus und Johannes Magnus auf. Sie hatten in den 1530er und 40er-Jahren umfangreiche historiographische Werke verfasst, die lange die Sicht der europäischen Gelehrten auf Schweden bestimmten, aber implizit auch die Sicht der Magnus-Brüder auf Europa und Schwedens Platz darin widerspiegeln.²

Dass die Frage, was Europa sei, wie sich Zentrum und Peripherie definieren, ganz im Auge des Betrachters liegt, klingt banal, lenkt aber die Aufmerksamkeit auf den Konstruktionscharakter, die Brüche und Heterogenitäten.³ Diese lassen sich besonders gut bei den Magnus-Brüdern beobachten, die als schwedische Altgläubige im italienischen Exil lebten und hier versuchten, die Aufmerksamkeit der politischen Eliten Europas auf die Vorgänge in Schweden zu lenken; denn sie hatten zwar die Loslösungsbestrebungen schwedischer Eliten aus der Kalmarer Union unterstützt wie auch die Krönung Gustav Erikssons; mit seiner Kirchenpolitik, der Absetzung als illoyal eingeschätzter Bischöfe und der Vermögenskonfiskation waren sie keineswegs einverstanden.⁴ Anhand des Werkes von Olaus Magnus möchte ich im Folgenden zeigen, dass er hierzu in seiner historischen Ethnographie der *Historia de gentibus septentrionalibus* wie auch in der berühmten *Carta Marina* die Strategie verfolgte, Schweden als *frontier-society* eines Europa der lateinischen Christenheit zu präsentieren, dessen besondere Lage ihm besondere Aufgaben für Europa auferlegte und daher besonderer Aufmerksamkeit bedurfte. Schweden stellte für Magnus in mehrererlei Hinsicht eine

- 2 Zur Bedeutung insbesondere der Werke von Olaus Magnus für die europäischen Gelehrten vgl. etwa Josué Villa Prieto, „La cultura escandinavia en la Baja Edad Media: Su exposicion en el tratado de Olaus Magnus (Roma, 1555),“ in *Tiempo y Sociedad* 20 (2015): 19–53; Josué Villa Prieto, „El ‚descubrimiento‘ del mundo escandinavo en la Europa latina: Informaciones geográficas en el tratado de Olaus Magnus (Roma, 1555),“ in *Tiempo y Sociedad* 21 (2015): 95–134; Massimo Rossi, „The Cultural Construction of the Nordic Elsewhere,“ in *Skrúður, Núpur: The XXIV. International Carlo Scarpa Price for Gardens*, hrsg. von Patrizia Boschiero (Treviso, 2013), 139–149.
- 3 Vgl. zur Betonung des Konstruktionscharakters als methodischem Ausgangspunkt der Erforschung von Europavorstellungen in der Frühen Neuzeit Gregor Feindt et al., *Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung: Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation* (Göttingen: V&R Unipress, 2014).
- 4 Einführend in die schwedische Reformationsgeschichte Åke Andréén, *Sveriges kyrkohistoria, vol. 3: Reformationstiden* (Stockholm: Verbum, 1999); in kritischer Auseinandersetzung mit der Forschungsgeschichte vgl. Otfried Czaika, „Entwicklungslinien der Historiographie zu Reformation und Konfessionalisierung in Skandinavien seit 1945,“ in *Archiv für Reformationsgeschichte* 100 (2009): 116–137.

Abb. 1:
Olaus Magnus, *Carta
marina et descriptio
septentrionalium
terrarum ac mira-
bilium rerum in eis
contentarum diligen-
tissime elaborata
anno dni 1539,*
Venedig, 56 x 42 cm
(© Wikimedia Com-
mons, bereitgestellt
von der James for
Bell Library, Univer-
sity of Minnesota,
<http://bell.lib.umn.edu/map/Olaus/indexo.html>)



*frontier*⁵ dar: Zum einen im naturräumlichen Sinne, verlangte doch nicht nur das skandinavische Klima mit seinen langen Dunkelheiten und kalten Temperaturen, sondern auch die „wilde“ Natur seinen Bewohnern eine ausgesprochene Kreativität und Improvisationsfähigkeit ab. In kultureller Hinsicht sah Magnus eine *frontier* einerseits gegenüber dem orthodoxen, politisch zweifelhaften Moskowiter-Reich im Osten, andererseits gegenüber den heidnischen Saami im Norden, deren politische Inkorporation in das junge schwedische Reich und den christlichen Kulturkreis innerhalb der dänisch-schwedischen Auseinandersetzungen zunehmend an Attraktivität gewann. Olaus Magnus nutzte diese Strategie, um zwei Herausforderungen in seinem Projekt gleichzeitig zu begegnen: Wollte er die Aufmerksamkeit und das Interesse der altgläubigen Führungseliten in Italien und Kontinentaleuropa für die Belange in Schweden wecken, musste er zunächst aufzeigen, dass und warum Schweden ein Teil von Europa war. Denn in der vorherrschenden kulturellen Geographie der europäischen Gelehrten war die skandinavische Welt noch beziehungsweise wieder stark in den Traditionen der antiken Geographie und den damit verbundenen mythologischen Deutungsrahmen verhaftet. Erst dann konnte er hoffen, Unterstützung seitens des italienischen Klerus für die altgläubige Kirche in Schweden zu erlangen (Abb. 1).

Sowohl die *Historia de gentibus septentrionalibus* als auch die *Carta marina* sind umfangreich in den historischen Wissenschaften bearbeitet worden. Dabei standen in der Regel kartographische und historiographische Aspekte im Mittelpunkt, aber immer wieder auch Fragen der Selbst- und Fremddarstellung, der Natur- und Kulturkonstruktion.⁶ Insbesondere wurde in diesem Zusammenhang

5 *Frontier* und *frontier-society* soll im Folgenden nicht im Turner'schen Sinne als ein Fortschritt und Modernisierung implizierendes Konzept verstanden werden, sondern der kritischen Konzeptualisierung folgen, die in der *frontier* bzw. *frontier-society* als eine Gesellschaft verstanden wird, die am Rande eines Kulturkreises angesiedelt ist und die sie konstituierenden Grenzen als solche wahrnimmt und ihre Verteidigung bzw. Ausdehnung in ihren Selbstentwurf übernimmt. Vgl. hierzu Achim Tönnies, „Die ‚Frontier‘: Versuch der Fundierung eines Analyse-Konzepts,“ in *Jahrbuch für Geschichte Lateinamerikas* 35 (1998): 280–300.

6 Zur Literatur bis 1996 vgl. die Angaben bei Peter Foote, *Olaus Magnus: A Description of the Northern Peoples*, 3 Bde. (London: Hakluyt Soc., 1996–1998), Bd. 1, LXXIII–LXXXIX; Richard G. Cole, „Renaissance Humanist Scholars look North: Sixteenth-century Views on Scandinavia in the Work of Sebastian Münster and Olaus Magnus,“ in *Studies in Medieval and Renaissance History* 7 (2010): 233–254. Unter den neueren Studien sind insbesondere hervorzuheben die Arbeiten von Maike Sach, „Andere, fremde Nordländer: Die Darstellung von Russen auf der Carta Marina und in der *Historia de gentibus septentrionalibus* des Schweden Olaus Magnus,“ in *Norden und Nördlichkeit: Darstellungen vom Eigenen und Fremden*, hrsg. von Dennis Hormuth und Maike Schmidt (Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2010), 41–72; Maike Sach, „Die bildliche Darstellung des Moskauer Großfürsten auf der Carta marina und der *Historia de gen-*

auf den spezifischen politischen Entstehungszusammenhang und die Intention Magnus' hingewiesen wie auch die Hierarchisierung innerhalb der angesprochenen nördlichen Völker thematisiert.

Um die Funktion einer solchen *frontier*-Konstruktion herausarbeiten zu könnten, muss daher zunächst ein Blick auf die politisch-sozialen Rahmenbedingungen in Schweden und Magnus' Position darin geworfen werden sowie auf die historiographischen Traditionen, in denen er sich bewegt und auf die er reagiert. Darauf aufbauend kann dann gezeigt werden, wie Magnus sein doppeltes Ziel verfolgt, einerseits Schweden als Teil von Europa zu präsentieren und andererseits die vorherrschende Koppelung von geographischer Peripherie und kultureller Rückständigkeit aufzulösen um sie in einen funktional-innovativen Zusammenhang von Zentrum und Peripherie zu bringen.

1. Politische Rahmenbedingungen und historiographische Traditionen

Olaus Magnus war wie sein Bruder Johannes Ende des 15. Jahrhunderts in Linköping geboren worden und hatte eine ausführliche humanistische Bildung an deutschen Universitäten erhalten – in Rostock, Köln und Greifswald –, um zurück in Schweden eine klerikale Laufbahn einzuschlagen.⁷ Mit Kanonikaten in Strängnäs und Uppsala besaß er eine hervorragende Ausgangsposition, um den politischen Loslösungsprozess von der Kalmarer Union zu unterstützen, den er mit einem großen Teil der schwedischen Eliten forcierte. Insbesondere diplomatische Reisen nach Italien und in das Baltikum gehörten dazu, etwa 1518 als Sekretär des päpstlichen Gesandten Giovanni Angelo Arcimboldo durch die nördlichen Teile der skandinavischen Halbinsel. Hatte er zunächst eng mit Gustav Wasa zusammengearbeitet und seine Netzwerke für diplomatische Kontakte

tibus septentrionalibus des Olaus Magnus,“ in *Der Schuß aus dem Bild*, hrsg. von Klaus Topitsch et al. (München: Universität, 2004), 123–136; Maike Sach, „Kartographie als Verlustbeschreibung und Appell: Die Carta marina des Olaus Magnus von 1539 als Beitrag im Ringen um die Einheit der Kirche,“ in *Aufsicht – Ansicht – Einsicht: Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, hrsg. von Gisela Engel et al. (Berlin: Trafo, 2009), 193–221; Elena Balzamo, *Olaus Magnus: Carta Marina* (Paris: Éditions José Corti, 2005); Elena Balzamo und Reinhard Kaiser, *Olaus Magnus: Wunder des Nordens* (Frankfurt: Eichborn, 2006); Elena Balzamo, „L'enfer réhabilité: la Laponie et ses habitants dans l'oeuvre d'Olaus Magnus,“ in *L'Image du Sámpi*, hrsg. von Kajsa Andersson (Örebro: Örebro University Press, 2009), 436–453.

7 Zu den biographischen Aspekten vgl. Kurt Johannesson, *The Renaissance of the Goths in Sixteenth Century Sweden: Johannes and Olaus Magnus as Politicians and Historians* (Berkeley: Oxford University Press, 1991), 1–14; Hjalmar Grape, *Olaus Magnus: Forskare, moralis, konstnär* (Stockholm: Proprius, 1970).

im Baltikum genutzt, kam es 1526 durch Wasas offene Sympathie für die Reformation zum Bruch, so dass Olaus wie sein Bruder Johannes, Erzbischof von Uppsala, nach einem drohenden Hochverratsprozess zunächst nach Danzig, dann nach Italien ins Exil ging und schließlich im Birgittenhospital in Rom bis zu seinem Tode lebte.⁸

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Danzig begannen beide, ihre klerikalen wie weltlichen Netzwerke zu aktivieren, um Interventionen gegen die Einführung der Reformation in Schweden zu organisieren. Immer wieder mussten sie jedoch erleben, dass ein Großteil der Kleriker und Gesandten des altgläubigen Europa nur wenig Kenntnis und daher auch wenig Interesse an den Vorgängen in Schweden hatten und die – in den Augen der Magnus-Brüder – große Dringlichkeit politischen Handelns selten teilten.⁹

Besonders greifbar wurde dies für die Brüder auf dem Konzil in Vicenza 1537, sodass sich beide entschlossen, ihre gesammelten Materialien zu einer Gesamtdarstellung der naturräumlichen, kulturellen und historischen Charakteristika des europäischen Nordens zusammenzustellen und zu veröffentlichen.¹⁰

Während die *Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus* von Johannes Magnus erst posthum 1554 von Olaus in Druck gegeben wurde, veröffentlichte er selbst zunächst 1539 ein umfangreiches Kartenwerk, die *Carta Marina* zusammen mit einer kurzen Beschreibung, in der er die Geographie, Topographie und Kulturgeschichte Skandinavien vorführte. Das Format einer umfassenden, erzählenden Karte wählte er dabei ganz bewusst aufgrund der Wirkmächtigkeit, die er Bildern zusprach, damit möglichst rasch eine räumliche Vorstellung und wichtigste landeskundliche Informationen vorlagen.¹¹ Eine ausführliche Erläuterung dieser Karte legte er 1557 in der *Historia de gentibus septentrionalibus* vor, die dann in den beiden Geschichtswerke eine intensive Rezeption erlebte. Übersetzungen ins Deutsche, Französische, Italienische, Niederländische und

8 Zu den komplexen politischen Entwicklungen im Ostseeraum und der Rolle der Magnus-Brüder darin vgl. Johannesson, *Renaissance*, 24–35.

9 In seinen autobiographischen Notizen schrieb Magnus als Motivation seines Handelns: [...] *ut Sancta Sedes Apostolica et omnes boni clare intueri possent maximam Christiani orbis partem cum innumerabili gente ab / unitate Sanctae Sedis Apostolicae deficisse, quam unitatem idem Olaus incessanter durante vita reparare conatur*. Zitiert nach Sach, „Darstellung“, 123. Vgl. auch Johannesson, *Renaissance*, 65–71; Ute Önnersfors und Alf Önnersfors, „Bemerkungen zur ‚Historia de gentibus septentrionalibus‘ des Olaus Magnus (1490–1557)“, in *Corona Coronaria: Festschrift für Hans-Otto Kröner zum 75. Geburtstag*, hrsg. von Sabine Harwardt und Johannes Schwind (Hildesheim: Olms, 2005), 291–303, hier 292f.

10 Quellenmaterial und Informationen hatten beide aus verschiedenen Kontexten zusammengetragen. Vgl. zu Olaus Magnus Sach, „Nordländer“, 47–50, zu Johannes Magnus Schmidt-Voges, *Gotizismus*, 98–113.

11 Vgl. zur Bildtheorie Magnus‘ Sach, „Nordländer“, 44–45.

Englische erfolgten in den 1560er-Jahren – ins Schwedische allerdings erst im 20. Jahrhundert.¹²

Bis dahin waren die Vorstellungen vom Norden im Kern auf Dänemark und isländische Sagas bezogen, Schweden aber lag im Dunkeln jenes *alter orbis*, den Adam von Bremen im Anschluss an Plinius den Älteren in seinen „Gesta“ im 11. Jahrhundert charakterisiert hatte:

Wenn man über die Inseln der Dänen hinausfährt, so thut sich einem eine zweite Welt auf nach Schweden oder Nortmannien zu, welches die beiden ausgedehntesten Reiche des Nordens und unserer Welt beinahe noch ganz unbekannt sind. [...] Schweden ist ein sehr fruchtbares Land, reich an Feldfrüchten und Honig, und außer daß es durch Viehzucht vor allen ausgezeichnet ist, findet sich daselbst überall die günstigste Lage der Flüsse und Wälder; von fremden Waaren ist das ganze Land voll.¹³

Er sah eine klare kulturelle Trennlinie zwischen der Halbinsel Jütland und dem durch einen Ozean getrennten, dahinter liegenden unbekanntem Festland, in denen unter anderem die Suetiden, aber auch Zwerge, Riesen und andere kreatürliche *monstra* in ewiger Dunkelheit und Eis lebten.¹⁴ Zwar war Schweden seit dem späten Mittelalter durch Handels- und Bildungsreisen eng mit Kontinentaleuropa verflochten, aber immer noch musste es den an der römisch-griechischen Antike geschulten Gelehrten als am Rande der zivilisierten Welt gelegen erscheinen.¹⁵ Die implizite Gleichsetzung von geographischer und kultureller/

12 Wie sehr die Werke der Magnus-Brüder das Wissen um den Europäischen Norden beeinflussten und veränderten, zeigt deren intensive gelehrte Rezeption. Vgl. u. a. Prieto, „Cultura“ und „Descubrimiento“; Rossi, „Construction“; Jörg Dünne, *Die kartographische Imagination: Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit* (München: Wilhelm Fink, 2011), 277–290; Hans Beelen, „Van de maniere van drincken: Zuiden Noordnederlands uitgaven van Olaus Magnus' Historia de gentibus septentrionalibus in de spiegel van de cultuur der Nederlanden,“ in *In het teken van identiteit: Taal en cultuur van de Nederlanden*, hrsg. von Liesbeth Degand (Löwen: Presses universitaires de Louvain, 2014), 21–28.

13 Adam von Bremen, *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, hrsg. von Bernhard Schmeidler, MGH SS rer. germ. 2 (Hannover: Hahn, 1917), Buch 4, § 21: *Transeuntibus insulas Danorum alter mundus aperitur in Sueoniam vel Nortmanniam, quae sunt duo latissima regna aquilonis et nostro orbi adhuc fere incognita*. Übersetzung nach Wilhelm Wattenbach, *Hamburgische Kirchengeschichte*, 2. Aufl. (Leipzig: Dyk, 1893).

14 Vgl. Bremen, *Gesta Hammaburgensis*, § 25.

15 Vgl. Lutz Käppel, „Bilder des Nordens im frühen antiken Griechenland,“ in *Ultima Thule – Bilder des Nordens in Vergangenheit und Gegenwart*, hrsg. von Annelore Engel, Gerhard Fouquet, Inken Schmidt und Wiebke von Hinden (Frankfurt a. M.:

zivilisatorischer Peripherie galt es für Olaus Magnus zu korrigieren. Da Schweden als Teil der skandinavischen Halbinsel weder Teil des römischen Kulturkreises noch des karolingischen Lateineuropas war, und da im humanistischen „Wettstreit der Nationen“ vor allem Alter und Teilhabe an der auf der römischen Antike anknüpfenden Zivilisation zählten, musste es ihm gelingen, trotz einer „eigenen“ Antike die Zugehörigkeit Schwedens zum politischen Handlungsraum Europa glaubhaft zu machen. Dazu hob er auf einen gemeinsam geteilten Wert- und Normenhorizont ab, der sich eben nicht aus einem Einfluss der römischen Zivilisation oder einer frühen Christianisierung ableitete, sondern hier bereits im kollektiven Charakter der Bewohner von der herausfordernden Natur angelegt war und ihr nun eine besondere Befähigung in der Verteidigung und Ausbreitung jener Werte des christlichen Europas verlieh.

2. Schweden als Teil und *frontier-society* Europas in Olaus Magnus' Beschreibung der *Carta Marina* und der *Historia de gentibus septentrionalibus*

Olaus Magnus war sich seiner ambitionierten Zielsetzung durchaus bewusst, wenn er schrieb, es sei „ein schwer ding, das alt zu erneuern, dem neuen ein Ansehen, dem verlegnen ein glantz, dem finstern ein liecht, dem verdrüßlichen ein lieblichkeit, und dem zweifelhaftigen ein glauben zu machen“.¹⁶ Um Schweden das gebührende Ansehen zu verschaffen, widmet sich Magnus zunächst den naturräumlichen Gegebenheiten und Ressourcen, dann den daraus resultierenden Eigenschaften der Menschen und schließlich den besonderen politischen

Peter Lang, 2001), 11–27; Allan A. Lund, „Die Erfindung Germaniens und die Entdeckung Skandinaviens in Antike und Mittelalter,“ in *Ultima Thule – Bilder des Nordens in Vergangenheit und Gegenwart*, hrsg. von Annelore Engel, Gerhard Fouquet, Inken Schmidt und Wiebke von Hinden (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2001), 29–45. Zum Geschichtsbewusstsein im Hochmittelalter und der Rolle Skandinaviens als Modell des „Anderen“ vgl. Volker Scior, *Das Eigene und das Fremde: Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck* (Berlin: Akademie-Verlag, 2002), 110–135; David Fraesdorff, *Der barbarische Norden: Vorstellungen und Fremdkategorien bei Rimbert, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau* (Berlin: Akademie-Verlag, 2005), 251–315.

- 16 Olaus Magnus, *Olaj Magni|| historien: Der Mittnächtiggen Länder/ Von allerley Thün/ We==sens/ Condition/ Sitten ... || Warhafftige beschreibung/ Deßgleichen auch von allerley ... || Thieren ... || Vnd ist solch Werck ... || noch bißher von keinem Geschicht==schreiber ... an tag geben/ Welcher beschreibung|| ... jede Capitel mit ... Figuren herauß gestrichen|| Auß selb eigner erfahrung viler Jar lang ... || / beschryben durch weilandt den Hoch==würdigsten Herrn/ Herrn Olavm Magnvm auß Gothien/|| Ertzbischoffen zu Vpsal in Schweden/ vnd Primaten in Go==thien* (Basel: Petri, 1567), Vorrede.

Herausforderungen, in denen sich dann in der Präsentation Schwedens als *frontier-society* die aktuellen Europa-Diskurse widerspiegeln. Da die *Carta Marina* und die *Historia* eine konzeptionelle Einheit bilden, werde ich beide zusammen behandeln.¹⁷

Magnus präsentiert einen differenzierten, klimatisch gegliederten Norden. Er beschreibt zunächst die subpolaren Gebiete nördlich des 60. Breitengrades. Ihre von Eis und Schnee geprägten Landschaften sind von hohen, kaum passierbaren Gebirgen umgeben, raue Winde und karge Böden prägen die Lebensbedingungen der Menschen dort. Weiter südlich, wo die Siedlungsgebiete der Schweden beginnen, schließen sich Bergregionen mit reichen Wäldern an sowie gewaltige Flüsse und Wasserfälle, deren Tosen man bereits aus drei Meilen Entfernung hören könne. Hier finden sich neben üppigen Wild- und Fischvorkommen reichhaltige Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenerzminen, die zum Wohlstand der Bewohner beitragen. Im Süden der Halbinsel schließlich situiert Magnus liebliche, fruchtbare Landschaften mit sanften Hügeln, in denen Ackerbau betrieben und zahlreiche Handwerke ausgeübt würden. Die Großartigkeit der Topographie wie auch der Tierwelt – so erwähnt er etwa weiße Bären, Füchse, Wölfe, und Hasen sowie allerlei sagenhafte Meeresbewohner – spiegelt sich im Reichtum der natürlichen Ressourcen: Das Land, in dem Milch und Honig fließt, Pelze, Ambra und Bernstein gehören zum bevorzugten Handelsgut. Magnus präsentiert diese außergewöhnliche Natur als Hinweis auf eine besondere göttliche Auserwähltheit – und nicht auf ein unwirtliches Gebiet im Vorhof der Hölle, wie noch in den mittelalterlichen Chroniken.¹⁸

17 „Dieweil (günstiger leser) hab ich dise vorgeschribne büchlein und iren verklerung von den nortlendischen landen auff das aller kürzest gesetz und mecht vielleicht umb solicher kurzhait schwerliche zu begreiffen sein hab ich mein sinn und gemuet all da hin gesetz das ich soliche kurtze auslegung vil weytleffiger in ain groß buch mitt redlichem grund und ursache auff ain ander zeyt verkleren und bezeugen wo dise Mappen und büchlein gantz und gar oder den maisten thail mechten verstanden werden, auch vil anderer seltzamer dingen so die krafft der natur in den aller keltesten thail der erden im land und wasser wirckt und bewart wie ich am maisten thail mit augen und verfahrenheit gesehen und erforscht habe. Über das alls hat mein erwürdigster herr Joanes Magn Gottes Ertzbischoff zu Upsal in Sweden yetzunder geschriben ain gantz historien von alle die Nortlendder und ihre Könige war vor alten zeyten feren in frembden lenden und neulich in ire lande (durch hefftigen krieg) gethon haben in welcher Hystorien synt auch vil wunderliche dinge allen frumen lesern nutzbarlich zu verstan wie ich hoff in kurtz mit gottes hilff erscheinen wirdt.“ Olaus Magnus, *Ain kurze Auslegung und Verklerung der neuuen Mappen von den alten Goettenreich und andern Nordlenden, sampt mit den uunderlichen dingen in land und uasser darinnen begriffen biss her her also klerlich niemtuelte geschriben* (Venedig: Magnus, 1539), fol. 8v.

18 Balzamo, „Enfer,“ 50.

Diese Auserwähltheit zeigt sich auch bei den dort lebenden Menschen. Sie vegetieren nicht etwa in einer unwürdigen Existenz dahin, sondern haben durch allerlei Erfindungen und Anpassungsstrategien die Reichtümer dieser Regionen zu nutzen gewusst: Skilaufen, Fischknochen als Energiequelle, zugefrorene Meeressteile als Markt- und Kriegsschauplatz, Rentiere und Hirsche als Last- und Reittiere. Aufgrund der rauen Lebensbedingungen seien die Menschen zudem von einer besonderen körperlichen Robustheit wie auch einer ausgeprägten Tugendhaftigkeit. Diese physischen Kennzeichen finden ihre Referenz in den kulturellen Leistungen, die sich wie der Idealkatalog eines europäischen Wertesystems lesen. So trägt der Riese Starcatherus zwei Tafeln mit Runenbuchstaben, die die Schriftlichkeit der Kultur hervorheben und auf die in ihr repräsentierten Heldensagen einerseits und Rechtskultur andererseits verweisen – sicherlich nicht zufällig evoziert die Darstellung die Imagination eines „Moses des Nordens“ (Abb. 2).



Abb. 2: Ausschnitt aus der *Carta Marina*

Die gesellschaftliche Ordnung schildert Magnus als eine ideale Form ständischer Wahlmonarchie, in der alle Untertanen aus ihrer Mitte den besten und gerechtesten zum König wählen; dieser setzt wiederum Amtleute ein, „welche als die streimen von der Sonnen ausgetheilet, in dem gantzen umbkreis ihrer Länder gerechtigkeit zu halten, damit die Unterthanen in aller sicherheit unverletzt bleiben.“¹⁹ Schon immer also war Schweden nach Magnus ein Musterbeispiel europäischer politischer Kultur. Die Verknüpfung der ethnographischen mit der politikhistorischen Ebene gelingt durch den Verweis auf das Herkommen des schwedischen Volkes von den alten Goten, die wiederum als direkte Nachfahren Japhets von Scandia aus Europa besiedelt hätten. Über die Fürstengenealogie kann Magnus an Zeugnisse der spätantiken Autoritäten wie Jordanes, Procopius

19 Magnus, *Historien*, CCXVI (8. Buch, 10. Kapitel).

und Cassiodor anknüpfen und sich so in den etablierten historiographischen Diskurs einschreiben.²⁰

Europa erscheint demnach als ein gemeinsam geteilter Erfahrungsraum, an dem Schweden mit seiner historisch weitzurückreichenden, eigenen, aber ebenbürtigen Kultur schon immer Anteil hatte: Schriftlichkeit, Rechts- und Politikkultur, Ackerbau, Handwerk, Handel und Kriegskunst.

Zwei Aspekte nehmen dabei in Magnus' Werken besonderen Raum ein, in denen Schweden nicht nur eine putzige Spielart europäischer Vielfalt darstellt, sondern eine besondere Funktion für das restliche Europa als lateinische Christenheit erfüllt: Die religiöse Kultur Skandinaviens und die Bedeutung des Christentums sowie der Abwehrkampf gegen die „Muskowiter“.

2.1 Religiöse Kultur, Kirche, Christentum

Führt man sich den Entstehungszusammenhang dieser Werke vor Augen, nimmt es nicht Wunder, dass immer wieder Aspekte von Frömmigkeit, Glaubenspraktiken und religiöser Kultur als signifikante Gradmesser in der Darstellung der unterschiedlichen Kulturen auftauchen, wobei deutliche Unterschiede erkennbar sind: Die Bewohner der „Lapponia“ zeichnen sich vor allem durch negativ konnotierte Zauberei, Abgötterei und Teufelsdienst aus, ebenso wie die Litauer, die Tiere, Sterne und rote Tücher anbeteten.²¹ Im Gegensatz dazu stehen die Götter der alten Goten in einem weit positiveren Licht, denn sie haben anthropomorphe Gestalt, werden in Häusern, auf altarähnlichen Tischen verehrt und besitzen sogar prächtige Tempel. Die Geschichten und Aufgaben der einzelnen Götter zeigen zudem große Ähnlichkeit zu den römisch-griechischen Mythologien, so dass auf diesem Gebiet die Ebenbürtigkeit der schwedischen Antike mit der römisch-griechischen abermals vor Augen steht.²² Die Ambivalenz zwischen der deutlichen Zurückweisung paganer Kulte einerseits und der fast schon bewundernden Darstellung der materiellen Kultur dieser Kulte andererseits zeigt deutliche Anklänge an die Beschreibung bekannter und unbekannter Kulturen in zeitgenössischen Reiseberichten.²³ Diese Formen religiöser Kulte

20 Vgl. hierzu Schmidt-Voges, *Gotizismus*, 39–42.

21 „Hie braucht das volck vil abgeterey am ersten vas in für die augen kumbt zemorgens. Das sie sonn monn stirn und allerlay thier anbeten etliche richten auf ain rott tuoch auf einen hohen spitz betten den ahn und opfern die hornern und die bain der thier die sy fähen.“ Magnus, *Auslegung*, Cb. [Der Text ist nach Kartenabschnitten gegliedert, die mit Buchstaben gegliedert sind und hier als Referenzstellen gelten sollen.]

22 Vgl. die Darstellung in Magnus, *Historien*, Buch 3.

23 Vgl. hierzu die Aufarbeitung zur Darstellung und Deutung einer weiteren als „Peripherie“ wahrgenommenen Region in Europa Martin Rackwitz, *Travels to terra inco-*

waren in Magnus' Augen die Folge teuflischer Verblendung, die mit der Taufe und Annahme des Christentums durch den heldenmütigen und heiligen König Olof überwunden worden seien.

Zeichnet Magnus hier also das Bild von Schweden als Erfolgsmodell der Christianisierung, so ist es doch in besonderer Weise zu verteidigen, da in den benachbarten Gebieten vielfältige Gefahren drohten. Neben den bereits erwähnten Bewohnern der Lapponia²⁴ – die hier als interessantes Missionsobjekt erscheinen – sind es vor allem die zahlreichen Zauberer und Hexen, die im Nordosten ihr Unwesen trieben; die Kapitel hierzu zeigen intensive Anklänge an den kontinentaleuropäischen Zaubereidiskurs und führen dem Leser die Gefahren deutlich vor Augen. Dass gemeinsames Handeln von Kirche und König erfolgversprechend sei, habe ja das Beispiel Litauen gezeigt, „die aber yetz und wahrhaftig zum christlichen Glauben gekommen seind“.²⁵ Livland etwa wird als Land des Deutschen Ordens zum „Bollwerk der katholischen Kirche“, was zugleich einen deutlichen Hinweis auf die Gefahren nicht nur des Schismas zwischen ost- und weströmischer Kirche hinweist, sondern auch auf die durch die Reformation drohende weitere Spaltung der Christenheit (Abb. 3).²⁶

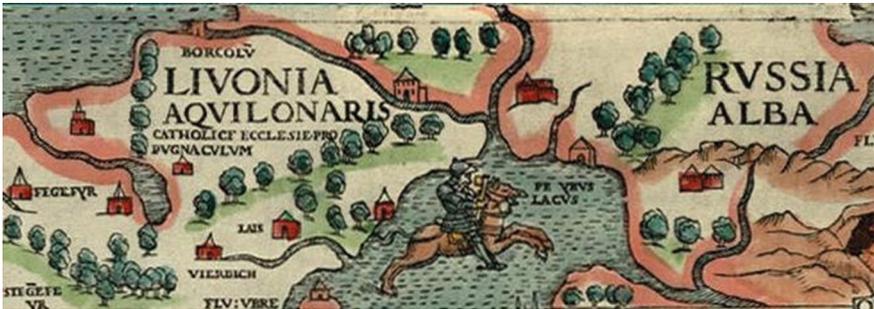


Abb. 3: Ausschnitt aus der *Carta Marina*

gnita: The Scottish Highlands and Hebrides in Early Modern Travellers' Accounts c 1600–1800 (Kiel: Universität, 2004); zur Bedeutung von Religion als Kernelement von Fremdheits- und Differenzenerfahrung siehe Dorothea Nolde, „Andächtiges Staunen – ungläubige Verwunderung: Religiöse Differenzenerfahrungen in französischen und deutschen Reiseberichten der Frühen Neuzeit,“ in *Francia* 33 (2006): 13–35.

24 Allgemein zur Darstellung der Saami bei Magnus vgl. Elena Balzamo, *Den osynlige ärkebiskopen: Essäer om Olaus Magnus* (Stockholm: Atlantis, 2015), 109–126.

25 Magnus, *Auslegung*, L/m.

26 „[...] Liefland dem teutschen orden unser lieben frauen unterworfen zu beschützen und beschirmen den christlichen glauben teglich wider die Russen und Muschoviden.“ Magnus, *Auslegung*, I/a.

Aus dieser Perspektive erscheint Schweden nicht mehr als spät christianisiertes, vielfach noch heidnisches Volk am Rande des Eismeer, sondern als *frontier* des christlichen Europa, das im Zentrum zentraler Konflikte der besonderen Unterstützung bedarf.

Wie sehr es dabei in den Augen Magnus' auf eine kirchliche und weltlich-militärische Kooperation ankommt, zeigt die Darstellung der Moskowiter bei Magnus.

2.2 Schwedens *frontier* und das Moskowiterreich

Während der Westen und Nordwesten Skandinaviens wie ein abenteuerliches Winterwunderland daherkommen, spielen sich die großen militärischen Auseinandersetzungen im Osten und Nordosten ab, wo sich die Schweden auf ganz unterschiedliche Weise gegen Angriffe seitens der Moskowiter wehren müssen.

Im Vordergrund stehen die vielfachen militärischen Auseinandersetzungen, zu Lande, zu Wasser und zu Eis. Aber auch auf wirtschaftlicher Ebene haben die Schweden mit den Moskowitern zu kämpfen. So würden diese etwa „underweilen hart gestraft um ihre falsche münz wegen die sy in Swedenlandt bringen.“²⁷ Ständig patrouillierende Reiterei muss die Werften vor Industriespionage schützen.²⁸ Folgerichtig erscheint Karelien im östlichen Finnland als Grenzland, indem „unüberwindlich fäste schlosser“ stehen, deren bedeutendstes – der Name ist Programm – St. Olofsburg heißt, denn „[...] da ist große unsicherheit von den Muschovider merreubern.“²⁹

Diese allgegenwärtige Bedrohung durch die Moskowiter taucht bei Magnus in allen Zeitebenen auf, in den unbestimmten Vorzeiten wie auch ganz deutlich in der Beschreibung der Gegenwart. Am wichtigsten aber: „Die Ursach des kriegs ist von beid thailen ihrs zorns das ain thail ist under der Kriechischen und das ander under der Lateinischen Kirche.“³⁰ Unübersehbar sind hier die Anklänge an jene durch an Kreuzzugsmotive angelehnten Moskowiter-Bilder zu sehen, die allenthalben neben den Türken überall auf dem Kontinent kursieren und gemeinsames Handeln zum Schutze Europas propagieren.³¹

27 Magnus, *Auslegung*, C/h.

28 „Hie verden vil scheffen gebaut und zusammen gesetz mit den odderen der reinen dan sy haben kain eissen nagal. In dem aber das die Muschoviden oft das landt verspehen aus ursach schiff zu bauen darum seind die reyter da und ein auffsehen haben das sy kain verrettery treiben.“ Magnus, *Auslegung*, C/p.

29 Magnus, *Auslegung*, C/d.

30 Magnus, *Auslegung*, F/n.

31 Gabriele Scheidegger, *Perverses Abendland – barbarisches Russland: Begegnungen des 16. und 17. Jahrhunderts im Schatten kultureller Missverständnisse* (Zürich: Chronos, 1993), 20–24.

Noch deutlicher ist diese Frontstellung und Grenzziehung in der bildlichen Umsetzung der *Carta Marina*. In den Segmenten F und I finden sich durch stilisierte Bäume markierte Grenzlinien und Landwehren, deren militärische Funktion durch Festungen, Reiter- und Fußtruppen deutlich markiert wird (Abb. 4).



Abb. 4: Ausschnitt aus der *Carta Marina*

Diese kollektiven Attribute kulminieren in der Darstellung des Moskowiter Großfürsten, der im Vergleich zu den anderen Herrscherdarstellungen der *Carta Marina* ausgesprochen aggressiv präsentiert wird (Feldherrnstab statt Szepter, Säbelknauf statt Reichsapfel, Pfeil und Bogen als Wappen statt Drachentöter) und durch seine Kopfbedeckung (Kolpak statt Krone) als kulturell different markiert ist. Zugleich verweist die beigegebene Devise *Non sint in vobis schismata* auf die zu überwindende Trennung der ost- und weströmischen Kirche.³²

Ebenso wenig Zweifel gibt es hier über die Rolle Schwedens, die sich zum einen in historischer Perspektive aufgrund der gotischen Wanderungen als Stammväter der baltischen Völker sehen, und zum anderen wegen ihrer gegenwärtigen starken Seemacht, die in Gestalt schwer bewaffneter Kriegsschiffe zu den östlichen Küstenregionen der Ostsee unterwegs ist und damit ihren Anspruch als regionale Vormacht klar artikuliert:

[...] das gros schiff all hie gezeichnet gibt zu versteen das aus Sueden und Gottenreich werden mechtige kriegsschiffen mit hert volck gever und buxen gerüst und aus geschick und auch so schwer geschütz das etlichen zu geleiche ain fatt oder thonen eyssen von 5 hundert stuck gross wie ain halbe faust

32 Sach, „Darstellung,“ 129–131.

ant faind schiessen. Wie ettlicher herrn und statt in frischer gedachtnus haltten.³³

Die mit der *frontier*-Situation verbundene Aufgabe des Schutzes und der Ausdehnung der christlichen Kirche wird durch eine klare Gefährdung gekennzeichnet, die von dem als grundlegend different dargestellten Kulturkreis der Moskowiter ausgeht. Und um dieser besonderen Aufgabe, die nicht nur im schwedischen, sondern im Interesse der ganzen Christenheit liegt, gerecht zu werden, bedarf es nicht nur der Unterstützung seitens der kirchlichen Leitung in Italien, sondern auch – und hier adressiert Magnus indirekt seine Landsleute – einer neuerlichen Bewusstwerdung dieser Rolle Schwedens in Europa und der sie unterminierenden Gefahren politischer und religiöser Spaltung, wie er im Schlusswort schreibt: „Doch also das Gottenreich den alten titel ewig behelt nit weniger yetzunder in seiner mechtigkeit geacht. Dann die alten Gotten so sy iren sachen mit gleicher ainigkeit fürnemmen wellen, und zusammenhalten.“³⁴

Was lässt sich aus diesem kursorischen Blick auf das Werk des Olaus Magnus über seine Sicht auf Schweden und Schwedens Rolle im Europa des beginnenden 16. Jahrhunderts sagen? Das Lexem „Europa“ wird auf den 700 Seiten der *Historia* nur dreimal benutzt, nicht als politisch aufgeladener Begriff mit klarem Konzept, sondern als eine vage und unbestimmt bleibende geographische Größe. Sehr viel deutlicher als konzeptionelle Einheit mit einer gemeinsamen zivilisatorischen und politischen Kultur wird dieser geographische Raum als lateinische Christenheit verstanden, deren kulturelle und vor allem kirchliche Einheit es bei aller politischen Vielfalt zu wahren und verteidigen gilt – gegen äußere Feinde, aber auch gegen innere Heterodoxien und Spaltungsbestrebungen. Das Zentrum dieser Christenheit verortet er in Rom im Vatikan, deren Führungselite er als entscheidende handlungsfähige Größe ansieht und welche die primären Adressaten seiner Darstellung sind. Schwedens Platz innerhalb dieses als Handlungs- und Erfahrungsraum präsentierten Christenheit definiert er als einen zwar geographisch-peripheren, dem aber gerade deshalb eine besondere Funktion an der Grenze nach außen zukommt und der deutliche Züge eine *frontier-society* trägt. Wie allgemein, ist auch hier das Selbstverständnis klar durch einen Expansionsprozess bestimmt, der zeitlich unmittelbar mit tiefgreifenden Transformationen in der Staatsbildung verknüpft ist.³⁵ Gerade diese Konstruktion und Mythifizierung ermöglicht es den neuen „nationalen“ Eliten, ihre Position zu funktionalisieren, was sich gerade in der hoch ambivalenten und prekären Position Magnus spiegelt – einerseits politisch die Regentschaft Gustav Vasas zu stützen, ihn

33 Magnus, *Auslegung*, H I.

34 Magnus, *Auslegung*, Ii.

35 Tönnies, „Frontier“, 297.

kirchenpolitisch jedoch zu bekämpfen. Indem Magnus die Beziehung des geographisch „peripheren“ Schwedens zur Metropole Roms nicht als Rückständigkeit, sondern nahezu antiproportional als Vorreiterrolle und Bollwerk definiert, schafft er „Schweden“ überhaupt als eine eigenständige Einheit in Europa mit einer klaren Funktion innerhalb der lateinischen Christenheit. Wie erfolgreich dieses Modell war, zeigt die intensive Rezeption seiner Thesen, Bilder und Vergangenheitskonstruktionen in den historischen Selbstbildern der schwedischen Führungseliten bis ins 18. Jahrhundert hinein – auch wenn eine kraftvolle Intervention Roms im Norden ausblieb.

Bibliografie

- Ambühl, Annemarie. Art. „Hyperboreioi.“ *Der Neue Pauly: Enzyklopädie der Antike* 5 (2005): 801–802.
- Andrén, Åke. *Sveriges kyrkohistoria, vol. 3: Reformationstiden*. Stockholm: Verbum, 1999.
- Balzamo, Elena und Reinhard Kaiser. *Olaus Magnus: Wunder des Nordens*. Frankfurt a. M.: Eichborn, 2006.
- Balzamo, Elena. „L'enfer réhabilité: la Laponie et ses habitants dans l'oeuvre d'Olaus Magnus.“ In *L'Image du Sámpi*, herausgegeben von Kajsa Andersson, 436–453. Örebro: Örebro University Press, 2009.
- Balzamo, Elena. *Den osynlige ärkebiskopen: Essäer om Olaus Magnus*. Stockholm: Atlantis, 2015.
- Balzamo, Elena. *Olaus Magnus: Carta Marina*. Paris: Éditions José Corti, 2005.
- Beelen, Hans. „Van de maniere van drincken: Zuiden Noordnederlands uitgaven van Olaus Magnus' Historia de gentibus septentrionalibus in de spiegel van de cultuur der Nederlanden.“ In *In het teken van identitet: Taal en cultuur van de Nederlanden*, herausgegeben von Liesbeth Degand, 21–28. Löwen: Presses universitaires de Louvain, 2014.
- Bremen, Adam von. *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*. herausgegeben von Bernhard Schmeidler. MGH SS rer. germ. 2. Hannover: Hahn, 1917.
- Cole, Richard G. „Renaissance Humanist Scholars look North: Sixteenth-century Views on Scandinavia in the Work of Sebastian Münster and Olaus Magnus.“ *Studies in Medieval and Renaissance History* 7 (2010): 233–254.
- Czaika, Otfried. „Entwicklungslinien der Historiographie zu Reformation und Konfessionalisierung in Skandinavien seit 1945.“ *Archiv für Reformationsgeschichte* 100 (2009): 116–137.
- Dünne, Jörg. *Die kartographische Imagination: Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit*. München: Wilhelm Fink, 2011.

- Feindt, Gregor, Félix Krawatzek, Daniela Mehler, Friedemann Pestel und Rieke Trimcev. *Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung: Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation*. Göttingen: V&R Unipress, 2014.
- Foote, Peter. *Olaus Magnus: A Description of the Northern Peoples*, 3 Bde. London: Hakluyt Soc., 1996–1998.
- Fraesdorff, David. *Der barbarische Norden: Vorstellungen und Fremdkategorien bei Rimbart, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau*. Berlin: Akademie-Verlag, 2005.
- Grape, Hjalmar. *Olaus Magnus: Forskare, moralis, konstnär*. Stockholm: Proprius, 1970.
- Henningsen, Bernd. *Die schwedische Konstruktion einer nordischen Identität bei Olof Rudbeck*. Berlin: Humboldt-Universität, 1997.
- Johannesson, Kurt. *The Renaissance of the Goths in Sixteenth Century Sweden: Johannes and Olaus Magnus as Politicians and Historians*. Oxford: Oxford University Press, 1991.
- Käppel, Lutz. „Bilder des Nordens im frühen antiken Griechenland.“ In *Ultima Thule – Bilder des Nordens in Vergangenheit und Gegenwart*, herausgegeben von Annelore Engel, Gerhard Fouquet, Inken Schmidt und Wiebke von Hinden, 11–27. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2001.
- Lund, Allan. „Die Erfindung Germaniens und die Entdeckung Skandinaviens in Antike und Mittelalter.“ In *Ultima Thule – Bilder des Nordens in Vergangenheit und Gegenwart*, herausgegeben von Annelore Engel, Gerhard Fouquet, Inken Schmidt und Wiebke von Hinden, 29–45. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2001.
- Magnus, Olaus. *Ain kurze Auslegung und Verklerung der neuuen Mappen von den alten Goettenreich und andern Nordlenden, sampt mit den uunderlichen dingen in land und uasser darinnen begriffen biss her her also klerlich nieintuuelit geschriben*. Venedig: Magnus, 1539.
- Magnus, Olaus. *Olaj Magni|| historien, Der Mitnächti||gen Länder/ Von allerley Thün/ We=||sens/ Condition/ Sitten ... || Warhafftige beschreibung/ Deßgleichen auch von allerley ... || Thieren ... || Vnd ist solch Werck ... || noch bißher von keinem Geschicht=||schreiber ... an tag geben/ Welcher beschreibung|| ... jede Capitel mit ... Figuren herauß gestrichen/|| Auß selb eigner erfahrung viler Jar lang ... || / beschryben durch weilandt den Hoch=||würdigsten Herrn/ Herrn Olavm Magnvm auß Gothien/|| Ertzbischoffen zu Vpsal in Schweden/ vnd Primaten in Go=||thien*. Basel: Petri, 1567.
- Nolde, Dorothea. „Andächtiges Staunen - ungläubige Verwunderung: Religiöse Differenzenerfahrungen in französischen und deutschen Reiseberichten der Frühen Neuzeit.“ *Francia* 33 (2006): 13–35.
- Önnerfors, Ute und Alf Önnerfors. „Bemerkungen zur ‚Historia de gentibus septentrionalibus‘ des Olaus Magnus (1490–1557).“ In *Corona Coronaria*:

- Festschrift für Hans-Otto Kröner zum 75. Geburtstag*, herausgegeben von Sabine Harwardt und Johannes Schwind, 291–303. Hildesheim: Olms, 2005.
- Rackwitz, Martin. *Travels to terra incognita: The Scottish Highlands and Hebrides in Early Modern Travellers' Accounts c 1600–1800*. Kiel: Universität, 2004.
- Rossi, Massimo. „The Cultural Construction of the Nordic Elsewhere.“ In *Skrúður, Núpur: The XXIV. International Carlo Scarpa Prize for Gardens*, herausgegeben von Patrizia Boschiero, 139–149. Treviso, 2013.
- Sach, Maike. „Andere, fremde Nordländer: Die Darstellung von Russen auf der Carta Marina und in der Historia de gentibus septentrionalibus des Schweden Olaus Magnus.“ In *Norden und Nördlichkeit: Darstellungen vom Eigenen und Fremden*, herausgegeben von Dennis Hormuth und Maike Schmidt, 41–72. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2010.
- Sach, Maike. „Die bildliche Darstellung des Moskauer Großfürsten auf der Carta marina und der Historia de gentibus septentrionalibus des Olaus Magnus.“ In *Der Schuß aus dem Bild*, herausgegeben von Klaus Topitsch und Anke Brekerbohn, 123–136. München: Universität, 2004.
- Sach, Maike. „Kartographie als Verlustbeschreibung und Appell: Die Carta marina des Olaus Magnus von 1539 als Beitrag im Ringen um die Einheit der Kirche.“ In *Aufsicht – Ansicht – Einsicht: Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, herausgegeben von Gisela Engel, Tanja Michalsky und Felicitas Schmieder, 193–221. Berlin: Trafo, 2009.
- Scheidegger, Gabriele. *Perverse Abendland – barbarisches Russland: Begegnungen des 16. und 17. Jahrhunderts im Schatten kultureller Missverständnisse*. Zürich: Chronos, 1993.
- Schmidt-Voges, Inken. *De antiqua claritate et clara antiquitate Gothorum: Gotizismus als Identitätsmodell im frühneuzeitlichen Schweden*. Frankfurt a. M.: Peter Land, 2004.
- Scior, Volker. *Das Eigene und das Fremde: Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck*. Berlin: Akademie-Verlag, 2002.
- Tönnies, Achim. „Die ‚Frontier‘: Versuch der Fundierung eines Analyse-Konzepts.“ *Jahrbuch für Geschichte Lateinamerikas* 35 (1998): 280–300.
- Villa Prieto, Josué. „El ‚descubrimiento‘ del mundo escandinavo en la Europa latina: Informaciones geográficas en el tratado de Olaus Magnus (Roma, 1555).“ *Tiempo y Sociedad* 21 (2015): 95–134.
- Villa Prieto, Josué. „La cultura escandinavia en la Baja Edad Media: Su exposicion en el tratado de Olaus Magnus (Roma, 1555).“ *Tiempo y Sociedad* 20 (2015): 19–53.
- Wattenbach, Wilhelm. *Hamburgische Kirchengeschichte*. 2. Aufl. Leipzig: Dyk, 1893.

Arina Lasarewa

Ein Reich in der Peripherie? Russische Europawahrnehmung im Kontext der Sicherheitspraxis des 17. Jahrhunderts

Abstract Der Artikel ist dem Europabild im Kontext der Sicherheitspraxis des 17. Jahrhunderts gewidmet, das durch die spezifischen russischen Einstellungen der frühneuzeitlichen Weltauffassung geprägt wurde. Als Quellen wurden unveröffentlichte Werke des 17. Jahrhunderts aus russischen Archiven und Bibliotheken herangezogen. Die russische Selbstwahrnehmung des 17. Jahrhunderts stellte Russland als Zentrum der gesamten christlichen Welt und als wichtigsten Teil Europas dar. Um die eigene Position Russlands zu verdeutlichen, versuchten russische Gelehrte die russische Vergangenheit zu „deprovinzialisieren“, indem sie die russische Beteiligung an europäischen Angelegenheiten seit der Antike bekräftigten. Die Bemühungen des Zarenhofes, einen Raum der Sicherheit gegenüber den Osmanen um Russland zu errichten, waren tief durch die russische Reichsidee geprägt, in der die scheinbare Verwandtschaft der Zarendynastie mit Kaisern des Römischen Reichs die Hauptrolle spielte. Die Selbstwahrnehmung Russlands stand im Spannungsverhältnis zur nach wie vor starken Isolation im Kreis der europäischen Mächte und kompensierte sie.

Wahrnehmung und Darstellung Russlands im frühneuzeitlichen Deutschland beziehungsweise dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation ist in der Historiographie wiederholt thematisiert worden.¹ Die russische Literatur hat sich wiederum mit der Veränderung der Selbstwahrnehmung Russlands im

1 Siehe dazu ausführlich: Dagmar Herrmann, *Russen und Russland aus deutscher Sicht 11.–17. Jahrhundert* (München: Wilhelm Fink Verlag, 1989); Gabriele Scheidegger, „Das Eigene im Bild vom Anderen: Quellenkritische Überlegungen zur russisch-abendländischen Begegnung im 16. und 17. Jahrhundert,“ in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987): 339–355; Christine Roll, „Hatten die Moskowiter einen Begriff vom Reich? Beobachtungen zu den Kenntnissen und Vorstellungen von der politischen Ordnung des Alten Reichs am vorpetrischen Zarenhof,“ in *Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichs-Staat: Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie*, hrsg. von Matthias Schnettger (Mainz: von Zabern, 2002), 135–165.

17. Jahrhundert beschäftigt,² in einer Zeit, als sich die Stellung Russlands zu den Staaten Mittel- und Westeuropas verändert und Russland zu einem immer interessanteren Partner wird.³ Die bisherige Einschätzung der (Selbst-) Wahrnehmung Russlands als europäisches Zentrum oder europäische Peripherie kann möglicherweise dadurch erweitert und verändert werden, wenn weitere zentrale, bislang in diesem Zusammenhang vernachlässigte Quellen herangezogen werden, wie Gesandtenberichte (*statejnye spiski*) sowie historiographische und geographische Quellen. Dies soll im vorliegenden Beitrag geschehen.

Die Begriffe „das Zentrum“ und „die Peripherie“ werden in russischen Quellen der Frühen Neuzeit noch nicht verwendet. Aber das Denken der russischen „Büchermenschen“ – so wurden in Russland gebildete Menschen genannt – zeigt, dass diese Kategorien prinzipiell zweifellos im Bewusstsein existierten, und es manchmal sogar bestimmten, insbesondere im Zuge der Erweiterung der diplomatischen Kontakte Russlands zu Westeuropa im 17. Jahrhundert. Geographische Werke, die stets Bestandteil von Adelsbibliotheken waren, waren dabei von zentraler Bedeutung.⁴ Besonderer Beliebtheit erfreuten sich Kosmographien,

- 2 Boris Porschnev, „Polititscheskie otnoschenija sapadnoj i vostotschnoj Evropy v epochu Tridzatiletnej vojny,“ in *Tridzatiletnjaa vojna i vstuplenie v nee Moskovskogo gosudarstva*, hrsg. von Boris Porschnev (Moskau: Nauka, 1976), 402–427; Nina Sinizina, *Tretij Rim: Istoki i evoluzia russkoj srednevekovoj koncepczii (XV–XVI veka)* (Moskau: Indrik, 1998); Michail Boitsov, „Zentry‘ i ‚pereferii‘ kak subjektivnye pereschivanija issledovatelej i issleduemych,“ in *Zentry i pereferii evropejskogo miroustrojstva*, hrsg. von Andrej Doronin (Moskau: Rosspen, 2014), 50–83.
- 3 Eine der ersten Darstellungen der politischen Kontakte zwischen Russland und Europa hat der bekannte österreichische Historiker Walter Leitsch unternommen, der 1960 die politischen Einstellungen des Kaiserhofs zu Russland untersuchte. Trotz vieler erstmalig eingeführter und unveröffentlichter Quellen hat Leitsch leider die russische Politik nicht im europäischen Kontext betrachtet. Sein Buch wurde zu einer der klassischen Darstellungen der Außenpolitik Moskaus zum Kaiserhof in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die auch viele russische Forscher beeinflusste. Vgl. z.B.: Walter Leitsch, *Moskau und die Politik des Kaiserhofes im XVII. Jahrhundert: Teil 1: 1604–1654* (Köln: Böhlau, 1960); ähnlich Boris Florja, *Rossija i tšescheskoe vosstanie protiv Gabsburgov* (Moskau: Nauka, 1986).
- 4 Obwohl richtige geographische Karten in Russland erst im 18. Jahrhundert erschienen, gehörte Geographie den Wissenschaftsgebieten an, die man zu entwickeln versuchte, was einen großen Strom an Übersetzungsliteratur auf diesem Gebiet mit sich brachte. Einer großen Beliebtheit erfreuten sich in den gebildeten und höfischen Kreisen ausländische Landkarten und Atlanten. Über erste russische geographische Erfahrungen siehe: Aleksej Postnikov, *Rasvitie kartografii i voprosy ispolsovanija starych kart* (Moskau: Nauka, 1985); Aleksandra Superanskaja, „Geografitscheskie predstavlenija po dannym toponimiki ‚Kosmographii‘ XVII veka,“ in *Voprosy geografii: Toponimika na sluschbe geografii* 112 (1979): 172–184; ähnlich Natalija Borisovskaja, *Starinnye gravirovannye karty i plany XV–XVII vekov* (Moskau: Galaktika, 1992). Vgl. Peter Kosta, *Eine russische Kosmographie aus dem 17. Jahrhundert: Sprachwissenschaftliche Analyse*

das heißt Beschreibungen „der ganzen Welt, aller Länder und Flüsse, Inseln und der sie umspülenden Ozeane“. Alle in Russland im 17. Jahrhundert bekannten Kosmographien waren ins Russische übersetzte Werke von berühmten Geographen, unter anderem von Mercator und Ortelius.⁵ Die Übersetzung der Kosmographie Mercators aus dem Jahr 1637 stellt faktisch eine selbstständige Arbeit dar, weil der Übersetzer Bogdan Lykov, ein Angestellter der Gesandtenkanzlei, hier eher eine Nacherzählung als eine Übersetzung angefertigt hatte und darüber hinaus das Original noch um eigene Teile erweiterte.⁶ Gerade diese Kosmographie wurde zu einer zentralen Basis von Werken, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben worden sind. Sie lässt wichtige Einblicke in die russische Interpretation als dem geographischen Weltzentrum zu. Dieses Zentrum war Europa: „Европа начало и власть всей вселенной“ (Europa ist Anfang und Macht des ganzen Erdkreis).⁷ „Воздух имеет весел и здрав“ (Die Luft (Europas) ist freudig und gesund), weiter kommen Hinweise auf antike Autoren wie Plinius und Strabo, die Europa auch lobten.⁸ Plinius nennt sie „победитель всех иных стран, мужественна и храбра и красовита“ (Sieger aller anderen Länder, sie ist tapfer und mutig und schön).⁹ Die Namen und Beschreibungen der Länder, die zu Europa gehörten, entnahm Lykov aus der Arbeit von Mercator, aber Russland stellte er auf den ehrenvollen ersten Platz.

Bemerkenswert ist, dass es bei Mercator keine Ausführungen über Europa als Ganzes gibt. In seiner Schrift sind an der Stelle von bildlichen Beschreibungen geographische Karten.¹⁰ Auf diese Weise hatten die russischen Kosmographen

mit Textedition und Faksimile (München: Otto Sagner Verlag, 1982) und Christine Roll, „Die kartographische Aneignung der septentrionalischen Länder und die ‚Erfindung Osteuropas‘“, in *Aufsicht – Ansicht – Einsicht: Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, hrsg. von Tanja Michalsky, Felicitas Schmieder und Gisela Engel, Frankfurter Wissenschaftliche Beiträge, Bd. 3 (Berlin: Trafo-Wissenschaftsverlag, 2009), 161–178.

5 Aus dem 17. Jahrhundert sind in der Wissenschaftlichen Manuskriptenabteilung der Russischen Staatsbibliothek Moskau (Nautschno-issledovatel'skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, im Folgenden NIOR RGB) etwa 20 Kosmographien erhalten geblieben. Die bedeutendsten gehören zu den Beständen der Sammlung von Egor Egorov (F. 98 №230), der Sammlung von Dementij Piskarev (F. 228 №174), der Sammlung von Nikolaj Rumjanzev (F. 256 №368) und der Sammlung von Nikolaj Tichonravov (F. 299 №1, №249, №283).

6 NIOR RGB, F. 98 №230.

7 NIOR RGB, F. 98 №230, L. 56. Die Übersetzungen stammen von der Autorin.

8 NIOR RGB, F. 98 №230, L. 56.

9 NIOR RGB, F. 98 №230, L. 52ob.

10 Vgl. Gerhard Mercator, *Atlas sive cosmographicae meditationes de Fabrica Mundi et Fabricati Figura Primum a Gerardo Mercatore inchoatae deinde a Iudoco Hondio Piaie memoriae ad finem perductae, iam vero multis in locis emendatae et de novo in lucem editae, connu sous l'appellation Atlas de Mercator* (Duisbourg, 1595).

die Möglichkeit, ihre eigenen Vorstellungen zu verbreiten. Auch wenn der Übersetzer Lykov der russischen Kosmographie sich an die vorgegebene Reihenfolge bei der Beschreibung von Ländern und Völkern hält, schenkt er doch einigen mehr und einigen weniger Aufmerksamkeit. Besonders ausführlich wird vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation berichtet: 123 Seiten.¹¹ Anderen Ländern schenkt man bedeutend weniger Aufmerksamkeit: von zehn bis maximal 25 Seiten.

Russische geographische Schriften sind der Ausdruck der spezifisch aus russischer Perspektive gesehenen hierarchischen Weltrangordnung. Diese Vorstellungen beeinflussen stark die konkrete Arbeit der Gesandtschaften, da die Länder in „Hauptländer“ und „Länder zweiten Ranges“ eingeteilt wurden.¹² Gesandtschaften in Hauptländern waren finanziell besser ausgestattet, nicht wegen der großen geographischen Entfernung, sondern weil die Zaren der Repräsentation mehr Beachtung schenken wollten.¹³

Von den europäischen Staaten zählte man zu dem „peripheren“ zweiten Rang Dänemark, Spanien und Frankreich. Reichere Geschenke bekamen Schweden und England – russische Handelspartner. Mit reichsten Gaben wurde immer die Gesandtschaft an den Kaiser versehen.¹⁴ Das Reich stand eindeutig seit dem 16. Jahrhundert in dem Rang aller europäischen Länder an erster Stelle – im 17. Jahrhundert wurden die Beziehungen zu dem Reich deutlich erweitert, wovon Gesandtenberichte zeugen. Alle Gesandtenberichte wurden nach Regionen geordnet im Archiv abgelegt. Es gab in Hinblick auf den Umfang der Korrespondenz beträchtliche Unterschiede: Es gibt zehn Bücher über das Reich, sieben über Schweden, drei über das Papsttum, zwei über England, zwei über Dänemark, drei über das Osmanische Reich, drei über Persien, 21 über das Khanat der Krim und 24 über Polen.¹⁵ Daraus ergibt sich, dass außer Polen und die Krim, die

11 NIOR RGB, F. 98 №230, Ll. 375–491.

12 Siehe: Anatolij Sacharov, *Istorija vneschnej politiki Rossii: Konez XV–XVII vek* (Moskau: Mezhdunarodnye otnoschenija, 1999), Bd. 2, 355–371; Vgl. Leonid Jusefovitsch, *Put' posla: Russkij posolskij obytschaj XV–XVIII veka* (Sankt-Petersburg: Izdatelstvo Ivana Limbacha, 2011).

13 Einen ausführlichen Überblick zum Problem der Gaben bei der Gesandtschaft gibt die im Oktober 2016 erschienene gemeinsame Monographie der russischen und deutschen Forscher: Gerd Althoff und Michail Boitsov, *Na jasyke darov: Pravila simvolit-scheskoj kommunikazii v Evrope: 1000–1700 gody* (Moskau: Rosspen, 2016).

14 Über die Traditionen der Gabenschenkung und ihren Wert siehe: Mark Osteen, *The Question of the Gift: Essays across Disciplines* (London: Routledge, 2002); Aafke E. Komter, *Social Solidarity and the Gift* (Cambridge: Cambridge University Press, 2005); Iris Därmann, *Theorien der Gabe zur Einführung* (Hamburg: Junius, 2010); Holger Schweiger, *Schenken: Entwurf einer sozialen Morphologie aus Perspektive der Kommunikationstheorie* (Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2011).

15 Sacharov, *Istorija*, 355.

unmittelbare Nachbarn und Gegner waren, die Beziehungen mit dem Reich in Europa am ältesten und relevantesten waren.

Der Wunsch, auch den kaiserlichen Gesandtschaften in Russland einen guten Eindruck zu vermitteln, führte dazu, dass kaiserlichen Gesandten auf dem Weg zu entfernten russischen Städten sogenannte Woiewoden „Bojarenkinder“ voranführten, die dafür zu sorgen hatten, dass alle Bettler und Kranken von der Straße vertrieben¹⁶ und nur Leute anzutreffen waren, die „sauber und ordentlich“ gekleidet seien.¹⁷

Es gibt zwei unterschiedliche Erklärungen für eine solch extreme Rücksichtnahme gegenüber dem Kaiser. Vor allem scheint es um den Versuch gegangen zu sein, einen starken politischen Verbündeten zu gewinnen.

Für die Festigung dynastischer Kontakte zwischen Russland und dem Kaiser sowie zur Betonung der Gleichrangigkeit des Zaren und des Kaisers war die russische Seite bereit, eine dynastische Ehe mit den Habsburgern zu schließen.¹⁸ Im Jahr 1621 wurde aus Moskau ins Alte Reich ein gebürtiger Deutscher, der Kaufmann Juri Rodionov, gesandt, der kommunizieren sollte, dass „что государь хочет жениться у Немецких государей“ ([...] der Zar in die Gesellschaft der deutschen Herrscher heiraten will).¹⁹ Aber dies führte zu nichts. Nach der Meinung von Rodionov ließe „никоторый государь дочь свою, или сестру, или племянницу в такую дальнюю землю не отпустит“ ([...] kein Herrscher [...] seine Tochter, oder Schwester, oder Nichte in ein so fernes Land gehen).²⁰ Für

16 Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej (St. Petersburg, 1852), Bd. 2, 1594–1621 (im Folgenden PDS). Donesenie Ivanegorodskogo vojevody knjasja Kropotkina o priesde Zesarskogo gonza Baltasara Merla. Rasporjaschenie o wstretschje Zesarskogo posla Logau. Pribztie gonya Baltasara w Moskvu. (im Folgenden Merl, Logau), 798.

17 PDS, Merl, Logau, 815.

18 Diese Idee war auch einigen kaiserlichen Würdenträgern nicht fremd, so z.B. dem Kardinal Klesl. Zum ersten Mal tauchte diese Idee am Hof Boris Godunovs auf. Moskau schlug vor, die Ehe seiner Tochter Ksenia mit dem Bruder des Kaisers Erzherzog Maximilian zu schließen. Um das Interesse des Reiches zu wecken, sollten russische Gesandte sagen, dass im Falle des Todes des Zaren der russische Thron auf Ksenia und Maximilian übergehen sollte. Aber die Verhandlungen misslangen. 1614 kam man auf die Idee einer Eheschließung zwischen Romanovs und Habsburgern. Siehe dazu: „Opravlenie w 1613 godu k imperatoru Mateeju posla Uschakova i d`jaka Saborovskogo,” in *Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej* (St. Petersburg, 1852), Bd. 2, 1005 (im Folgenden Uschakov, Saborovskij); PDS, Bd. 2. Ottschet Ivana Fomina o posol`stve, pisannyj w 1617 godu, 1172, vgl. Leitsch, *Moskau*, 70–73, ähnlich Florja, *Rossija i tscheschskoe*.

19 „Opravlenie kupza Moskovskogo, Nemza Jurija Rodionova w Germaniju, Franziju i Angliju w 1621 godu,” in *Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej* (St. Petersburg, 1852), Bd. 2, 1363 (im Folgenden PDS, Rodionov).

20 PDS, Rodionov, 1371.

den russischen Hof war das eine Enttäuschung, sah man sich doch keineswegs als „ein fernes Land“, sondern im Sinne der Vorstellungen von Zentrum und Peripherie als Zentrum der Welt.

Für erfolgreichere und sicherere Schritte in Europa mussten Russen „создать собственное символическое пространство, заняв в нем, естественно, центр и трансформируя все остальное в собственную периферию“ ([...] ihren eigenen symbolischen Raum schaffen, in dem sie natürlich die zentrale Stelle einnehmen und alles andere zur Peripherie transformieren).²¹

Im 17. Jahrhundert wurden alle Großtheorien zur Entstehung der russischen Nation und der Rolle Russlands in der Weltgeschichte, die in der altrussischen Literatur bis zum 16. Jahrhundert erschienen waren, umgedeutet.²² Die Herkunft der Russen wurde zu einem Lieblingsthema in den historischen Werken des 17. Jahrhunderts.²³ Zweifellos stand Russland nach der Meinung der russischen „Büchermenschen“ seit grauer Vorzeit im Zentrum des Weltkreises, eine Auffassung, die ideologisch auf dreifache Weise gerechtfertigt wurde. Dabei handelt es sich um die Auffassung von „Moskau als das dritte Rom“ und die mythischen Erzählungen „Das Sendeschreiben über die Monomachskrone“ und „Die Sage über die Fürsten von Wladimir“.²⁴ Das Moskowiter Reich, das im 16. Jahrhundert als Sammler von russischen Ländern und als Verteidiger aller orthodoxen

21 Boitsov, „Zentry,“ 64. Boitsov schlägt mit Recht vor, die Fragen über das Schaffen eines symbolischen Raumes im Kontext der Probleme der Machtlegitimation zu untersuchen. Ausführlicher über die Entwicklung solcher Art der Legitimation nach dem Beispiel der Papstbegräbnisse siehe: Michael Borgolte, *Petrusnachfolge und Kaiserimitation: die Grablegen der Päpste, ihre Genese und Traditionsbildung* (Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995).

22 Siehe dazu: Michail Alpatov, *Russkaja istoritscheskaja mysl' i Sapadnaja Evropa XII–XVII vekov* (Moskau: Nauka, 1973); Aleksandr Goldberg, „K istorii rasskasa o potomkach Avgusta i o darach Monomacha,“ in *Trudy otdela drevnerusskoj literatury*, hrsg. von Dmitrij Lichatshev, Bd. 30 (Leningrad: Nauka, Leningradskoe otdelenie, 1976), 204–216; Jakov Lurje, „Literatura XVI veka,“ in *Istorija russkoj literatury X–XVII vekov*, hrsg. von Dmitrij Lichatshev (Moskau: Prosveschenie, 1980), 287–333; Natalija Kasakova, *Sapadnaja Evropa w russkoj pismennosti XV–XVI vekov* (Leningrad: Nauka, Leningradskoe otdelenie, 1980).

23 Siehe z. B.: NIOR RGB, Asbukovnik [rukopis`]. F. 299 №445; „Is Chronographa imperatorskoj publitschnoj biblioteki,“ in *Isbornik slavjanskich i russkich sotschinenij i statej, vnesennzch w chronografy russkoj redakzii* (Sankt-Petersburg, 1869) (im Folgenden Chronograph).

24 Nina Sinizina, „Tretij Rim, Poslanie o Monomachovyh darach (Poslanie Spiridona-Savvy),“ in *Skasanie o knjasjach Wladimirskich*, hrsg. von Rufina Dmitrieva (Moskau: Leningradskoe izdatelstvo akademii nauk, 1955). Vgl. NIOR RGB, F. 299 №283, Ll. 274ob.–278 „O velikom knjaschenii Wladimirskom I Moskovskom,“ in *Sbornik istoriko-literaturnyj*. Zur Ideologie und Wahrnehmung des „Sendeschreibens“ siehe: Goldberg, „K istorii,“ 204–216. Vgl. Lurje, „Literatura XVI,“ 287–333.

Völker auftrat, wurde im 17. Jahrhundert als legitimer Nachfolger des zweiten Roms, Konstantinopel, dargestellt. Besonders auffällig ist, dass sich die Auffassung vom Dritten Rom änderte: Im 16. Jahrhundert war damit, wie es in einem seiner Artikel Peter Nitsche treffend bemerkte, kein Anspruch auf eine universale Herrschaft verbunden.²⁵ Dies änderte sich im 17. Jahrhundert: Die Sagen des 17. Jahrhunderts preisen Russland immer mehr als Universalmacht.²⁶ In der Zeit wird die Vorstellung vom „Dritten Rom“ immer mehr mit dem Anspruch Moskaus auf „byzantinische Residenz“ gedeutet, die von den Osmanen eingenommen wurde; im religiösen Sinne betrifft dies die Einzigartigkeit der russischen Orthodoxie und die zentrale Stellung in der Welt, die Russland zukomme, seit Konstantinopel in die Hände der Osmanen fiel.²⁷ Für das Thema „das Zentrum“

25 Peter Nitsche, „Translatio imperii? Beobachtungen zum historischen Selbstverständnis im Moskauer Zartum um die Mitte des 16. Jahrhunderts,“ in *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987): 321–338. Vgl. Christine Roll, „Drittes Rom,“ in *Europäische Erinnerungsorte 2: Das Haus Europa*, hrsg. von Pim den Boer et. al. (Berlin: De Gruyter, 2012).

26 Sinizina betont: „В XVII в. появляется новый комплекс идей, внешне похожий на идею «Третьего Рима», имеющий с ней точки соприкосновения. Этот новый комплекс идей обосновывал возросшую роль России и ее столицы, русского православного царя в православном мире, утверждал значение не только «константинопольской вотчины» (в политическом аспекте), но и духовного наследия христианского Востока, значение христианских святынь, переносимых в Москву, сохранение чистоты греческого православия. Все это происходило в иной, нежели идея «Третьего Рима», форме, не сопровождалось апелляцией к «идеи Рима», не акцентировалась «римская природа» Царьграда, не говорилось о его «падении» (что было непременной составной частью идеи «Третьего Рима»)“ (Im XVII. Jahrhundert entsteht ein neuer Ideenkomplex, der äußerlich der Idee ‚des 3. Roms‘ ähnelt, mit ihr Berührungspunkte hat. Dieser neue Ideenkomplex begründete die angewachsene Rolle Russlands und seiner Hauptstadt des russisch-orthodoxen Zaren in der orthodoxen Welt, bekräftigte die Bedeutung nicht nur ‚des byzantinischen Erblandes‘ (im politischen Aspekt), sondern auch des geistigen Erbes des christlichen Ostens, der christlichen Heiligtümer, die nach Moskau gebracht wurden, das Erhalten der Reinheit der griechischen Orthodoxie. All das hatte eine andere Form als bei der Idee ‚Moskau als das dritte Rom‘, es gab keinen Appell an die ‚Idee des Roms‘, ‚römisches Wesen‘ von Zargrad wurde nicht akzentuiert, es wurde nicht von seinem ‚Fall‘ geredet, was ein obligatorischer Bestandteil der Idee ‚des dritten Roms‘ war.). Sinizina, *Tretij Rim*, 307.

27 Die ausländische, hauptsächlich deutsch- und englischsprachige Historiographie untersuchte die Frage der russischen Reichsansprüche und Vorstellungen im Kontext des Problems *translatio imperii*. Eine der ersten Arbeiten, die den allgemeinen Ton der ganzen Diskussion angab, war die Untersuchung von Günther Stökl, „Imperium und imperiale Ideologie-Erfahrungen am Beispiel des vorpetrischen Rußland,“ in *Vom Staat des Ancien Regime zum modernen Parteienstaat, Festschrift für Theodor Schieder*, hrsg. von Helmut Berding (München: Oldenbourg Verlag, 1978), 27–40; vgl. Charles J. Halperin, „Kiev and Moskow: An Aspect of Early Muscovite Thought,“ in *Russian*

war besonders die Ansicht wichtig, der man in der russischen Historiographie schon Aufmerksamkeit schenkte: die Idee „des dritten Roms“ „zeugt vom Bedürfnis der russischen Intellektuellen, Russland an Europa zu binden“.²⁸ Die Verwandtschaft des russischen und des allchristlichen Weges der Entwicklung unterstrichen auch „Das Sendeschreiben über die Monomachskrone“ und „Die Sage über die Fürsten von Wladimir“. Beide Sagen führen den Gedanken an die Abstammung der in Russland herrschenden Fürstendynastie vom römischen Kaiser Augustus-Caesar und an die Bestätigung ihrer dynastischen Rechte durch die „Monomachskrone“ ein, die angeblich der Kiewer Fürst Wladimir Monomach vom byzantinischen Kaiser bekommen hatte. „Август же начал собирать дань со всей вселенной [...] Пруса, родича своего, послал на берега Вислы-реки [...] и с тех пор до нынешних времен зовется это место Прусской землей“ (August begann den Tribut vom ganzen Erdkreis zu sammeln, [...] schickte Pruss, seinen Verwandten, auf die Ufer des Wisla-Flusses [...] und seit jener Zeit bis heute wird diese Gegend Preussenland genannt).²⁹ Einmal gingen die Nowgoroder in das Preussenland und fanden dort einen Fürsten mit dem Namen Rürik,³⁰ der aus dem römischen Geschlecht von Augustus war. Im „Sendeschreiben“ wird davon berichtet, wie der Kaiser von Konstantinopel, Konstantin Monomach, dem russischen Fürsten Wladimir Wssewolodowitsch eine byzantinische Kaiserkrone (die Monomachskrone) schickte, zudem noch feierlichen Schulterschmuck, eine Halskette aus arabischen Gold und außerdem noch zwei Reliquien, eine christliche Passionsreliquie – ein Brustkreuz, das aus dem Holz vom echten Kreuz gefertigt wurde, – und eine historische – einen achatenen Becher, aus dem einst der Kaiser Augustus getrunken hatte.³¹

Diese drei Sagen, die zweifellos einen wichtigen Rang in der Publizistik und der Weltanschauung im 16. Jahrhundert einnahmen, wurden zur Grundlage für die russische Weltwahrnehmung im 17. Jahrhundert. Diese Ideen fanden Eingang in die offiziellen Dokumente über Ordnung der Zarenkrönung, in denen das Zeremoniell der Zarenkrönung beschrieben wurde und den „Titularnik“, ein für die

History/Histoire russe 7 (1980): 312–321. Peter Nitsche merkt dazu an, dass die im russischen Stufenbuch aus dem 16. Jahrhundert nachdrückliche Betonung der Kontinuität zwischen Kiev und Moskau „der Unterstreichung des Alters von Staat und Herrscher-geschlecht dient. [...] Der Bezug auf Byzanz ist im Stufenbuch deutlich minimalisiert [...]; unterstrichen werden demgegenüber jene Momente, die Rangleichheit zum Ausdruck bringen. In beiden Fällen, in Bezug auf Kiev wie auf Byzanz, könnte man von einer *Translatio imperii* allenfalls dann reden, wenn man nicht die Vorstellungen der abendländischen Ideengeschichte damit verbindet.“ Nitsche, „*Translatio imperii*“, 338.

28 Sinizina, „Tretij Rim,“ 13.

29 Sinizina, „Tretij Rim,“ 27–28.

30 Sinizina, „Tretij Rim,“ 29.

31 Boitsov, „Zentry,“ 71.

herrschaftliche Praxis vorgesehene Handbuch mit verschiedenen genealogischen Tabellen der Herrscher der ganzen Welt und der Beschreibung der Titel und Besitzungen anderer Regenten.³² Sie erhoben Moskau zu einem allen europäischen Herrschern übergeordneten und, insbesondere dem Kaiser gleichrangigen Monarchen. Ein gemeinsamer Vorfahr – Kaiser Augustus – machte den russischen Zaren und den Kaiser zu „Brüdern“ nicht nur im Sinne der verbreiteten Formel der diplomatischen Anrede, sondern auch in der von den russischen „Büchermenschen“ geschaffenen Realität. Für russische politische Kreise waren die Beziehungen mit dem römisch-deutschen Reich also nicht nur eine pragmatische Partnerschaft, sondern eine fast mystische „geistige Verwandtschaft“, die göttlich bestimmt sei.

Die Moskauer Historiker des 17. Jahrhunderts stellten in diesem Sinne die Teilnahme der Vorfahren der Russen an Schlüsselereignissen des klassischen Altertums heraus. Die Hauptrolle spielte dabei die „Urkunde Alexanders von Makedonien“, die im Chronograph, dem größten historischen russischen Werk in seinen redaktionellen Fassungen von 1647 und 1679 wiedergegeben wurde.³³ In den genannten Fassungen des „Chronograph“ berichtet man, wie Alexander von Makedonien die ganze Welt in zwei Hälften geteilt hatte: Eine hatte er selbst genommen und die andere Russland gegeben:

Мы Александр [...] Бога навышшаго сын, а Филиппа короля Македонского на земле, пан свету от восходу и до запада солнцу [...], от полудни до полунощи, вам колену словенскому милость и покоя и поздравление от нас [...] давати вам на вечность от полночнаго моря великого окияна ледовитаго, аж до моря Влоского скального полуденнаго. Абы в тех краях оседать единому вашему поко[л]ению.³⁴

Wir, Alexander [...] des größten Gottes Sohn, und auf Erden Philipps von Makedonien, Herrscher der Welt vom Sonnenaufgang und bis zum Westen der Sonne, vom Mittag bis Mitternacht [...] euch dem Geschlecht der Slawen Gnade und Ruhe und Gratulationen von uns [...] gebe euch auf ewig Länder vom Mitternachtmeer des großen Eisozeans, bis zum Wloskischen Meer, dem felsigen, mittäglichen, Damit in diesen Ländern eure gesamte Generation lebt.

32 Rossijskij gosudarstvennyj archiv drevnich akrov (RGADA), F. 135. Drevlechranišiče, №401.

33 „Chronograph“, 438. Vgl. NIOR RGB, Sbornik literaturno-istoričeskij, F.178 №707, 119–135.

34 „Chronograph“, 440.

Aus dem Verständnis heraus, dass Alexander das Zentrum des Erdkreises bildet, spricht der Autor des „Chronograph“ offen von der räumlichen Distanz Russlands zum Kaisertum Alexanders. Aber aus dieser Entfernung gibt es Vorteile: Alexander beschließt, die Welt zu teilen und nicht einen Krieg gegen slawische Völker zu führen, gerade weil sie so weit entfernt liegen: „но неудобно ратьми многими ополчиться и разбити их ради дальнего разстояния пути, и неудоб проходных морских вод“ (Aber es ist unbequem, ein großes Heer zu sammeln und sie zu schlagen und zwar wegen der großen Mühen, wegen zu großer Entfernung und zu gefährlicher Seewege).³⁵ Auf solche Weise bekommt die Welt nach „Alexanders Urkunde“ ein neues Zentrum: Russland. Die Erzählung über Alexander von Makedonien schafft und entwickelt Vorstellungen von „früherer russischer Größe seit grauen Vorzeiten.“ Die Russen hatten sogar „Римския области победиша и прияша“ ([...] römische Länder geschlagen und besiegt).³⁶ Verwandt mit den Russen sind viele europäische Völker, darunter auch die Griechen: „Тому убо храброму Словенскому народу совокупившуся с Греки“ (Diesem tapferen Volk der Slawen sind die Griechen verschwägert).³⁷ Diese Vorstellung vom großen und tapferen slawischen oder russischen Volk wurde von einer redaktionellen Fassung des „Chronograph“ in die andere übernommen. Bemerkenswert ist, dass auf diese Weise solch eine Deutung der ältesten Geschichtsperiode wahrscheinlich erst im 17. Jahrhundert auftaucht.

Indem es eine eigene historische Vergangenheit „deprovinzialisiert“, beginnt das Moskauer Russland seine Beziehungen zu Europa neu aufzubauen.

Die Erweiterung der Beziehungen war durch Bestätigung von gewissen gemeinsamen Zielen möglich, die der christliche Westen und Osten teilten. Die islamisch-osmanische Gefahr vereinte Russland und Europa.³⁸ Die russische Regierung interessierte sich im 17. Jahrhundert lebhaft für die Verteilung der politischen Kräfte in Europa:

35 „Chronograph“, 445.

36 „Chronograph“, 440.

37 „Chronograph“, 439.

38 Vgl. Christine Roll: „Es ist nicht verwunderlich, dass die politische Annäherung der Herrscher in Wien und Moskau über die gemeinsame Gegnerschaft zu den Osmanen führte. Schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich die Kaiser bemüht, die Großfürsten bzw. Zaren in eine Allianz gegen die Osmanen einzubeziehen.“ Christine Roll, „Politisches Kalkül und diplomatische Praxis: Zu den Verträgen und Vertragsverhandlungen zwischen Zar und Kaiser im 16. und 17. Jahrhundert,“ in *Kalkül – Transfer – Symbol: Europäische Friedensverträge der Vormoderne*, hrsg. von Heinz Duchhardt und Martin Peters, Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft online 1 (Mainz: Institut für Europäische Geschichte, 2006), 53–62, hier 55, Zugriff am 11. August 2016, <http://www.ieg-mainz.de/vieg-online-beihefte/01-2006.html>.

и папа Римский, и Король Ишпанской, и Французской, и Королева Английская, и Жигимонт Король Польский и Великий Князь Литовский и Князь Венецианской и иные которые Государи и княжата Поморские Цесарю людьми и казною помогают ли ныне ... и стояти ль с ним на Турского хотят ли? О том о всем проведати тайно и записывати.³⁹

Ob der Papst von Rom, und der spanische König, und der französische, und die englische Königin, und Shigimond der polnische König, und der große litauische Fürst, und der Fürst von Venedig und andere Herrscher und Fürstenkinder von der See dem Caesar mit Leuten und Geld heute helfen [...] und ob mit ihm gegen den Türkischen stehen wollen? Das alles muss man heimlich in Erfahrung bringen und aufschreiben [...].

Die osmanisch-islamische Problematik spielte eine besondere Rolle für alle Gesandtschaften. Durch das Thema des Widerstandes gegen das Osmanische Reich versuchte Russland, zwei Hauptgedanken in Hinblick auf seine Politik gegenüber den europäischen Mächten zu bekräftigen. Erstens war ausdrücklich die Rede von den gemeinsamen Zielen des orthodoxen Russlands und der westlichen Länder. Sehr oft wurde der Gedanke unterstrichen, dass der russische Zar „и стояти б нам всем, Великим государям хрестьянским против врагов Креста Христова“ ([...] gegen den christlichen Verfolger mit allen christlichen Herrschern zusammen stehen und in Verbindung sein will).⁴⁰ Denselben Gedanken kann man auch in den späteren Botschaften vom Ende des 17. Jahrhunderts finden, als sich Russland in eine Reihe mit den anderen christlichen Ländern stellte, ungeachtet ständiger religiöser Streitigkeiten, vor allem mit den Katholiken. Zweitens legte man Gewicht auf die Friedfertigkeit des russischen Zaren. Gesandte sollten im Ausland immer vom Hauptwunsch des russischen Zaren erzählen, „со всеми хрестьянскими Государи стати заодно и быти в соединении“ ([...] dass alle großen christlichen Herrscher in Bruderschaft und Liebe und Vereinigung stehen mögen).⁴¹ Die christliche Einheit verbinde Russland mit dem Westen: Gegen die Osmanen müsse man „стоять накрепко“ (hart stehen), damit „бессерменная рука не высилась, а хрестьянские государства

39 PDS, Bd. 2. Posol'stvo Vel'jaminova i d'jaka Vlasjeva k imperatoru Rudolfu II (1595), 222 (im Folgenden Vel'jaminov, Vlasjev).

40 Vgl. Vel'jaminov, Vlasjev, 333; „Отправление в 1613 году к императору Матееву посла Ушачова и д'яка Саборовского,“ in *Pamjatniki diplomaticheskich snoschenij s Rimskoj imperiej* (St. Petersburg, 1852), Bd. 2, 931.

41 Ushakov, Saborovskij, 970.

чтоб перд ними злодеи упадке не были“ ([...] die unchristliche Hand nicht emporragte, und christliche Staaten durch die Bösewichte nicht in den Verfall kämen).⁴² Die Gesandtschaften, die geschickt wurden, um die Nachricht vom neuen Zaren Michail Romanow zu überbringen, unterstrichen besonders, dass der neue Zar keine Kontakte zum Osmanischen Reich habe.⁴³ Russische Gesandte übertrieben vielleicht sogar die Bedeutung und die Reaktion des Kaisers auf das Hilfsangebot beim Widerstand gegen die Osmanen: Der russische Zar rette mit seiner Hilfe das ganze Christentum vor der islamischen Gefahr, wurde dem russischen Zaren mitgeteilt.⁴⁴ Aber die politische Praxis ergab, dass erst in den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts Russland in Wirklichkeit über ein politisches Bündnis mit dem Reich nachzudenken begann. Bis zu dieser Zeit blieben die Pläne von einem Bündnis nur lediglich eine schöne Floskel der diplomatischen Sprache.

Die Fragen, die mit der osmanischen Gefahr verbunden waren, bildeten ein wichtiges Bindeglied in der neuen außenpolitischen Doktrin des russischen Staates.⁴⁵ Diese neue Konzeption wurde mit der Entstehung von neuartigen Vorstellungen über sichere Existenz und Sicherheit in Europa verbunden.⁴⁶ Die Frage nach Vorstellungen über die Legitimation der neuen Dynastie war direkt mit der Sicherstellung außenpolitischer Stabilität verbunden. Bei der Konsolidierung ihrer Position als legitime Zaren wurden die ersten Romanovs mit der Notwendigkeit konfrontiert, einen Raum der Sicherheit um sich und Russland zu schaffen. Der Sicherheitsbegriff wurde besonders relevant,⁴⁷ prägte doch die aktive Suche nach Sicherheit und Stabilität die Politik dieser Zeit.⁴⁸ In den russischen Quellen erscheint im 17. Jahrhundert zum ersten Mal der Begriff der „Sicherheit“, der allmählich eine immer größere Bedeutung erhält. Traditionell für die

42 Uschakov, Saborovskij, 972.

43 PDS, Bd. 2. Ottschet Ivana Fomina o posol`stve, pisannyj w 1617 godu, 1101–1102.

44 PDS, Vel`jaminov, Vlasjev, 343.

45 Siehe: Boris Florja, *Russkoe gosudarstvo i ego sapadnye sosedi: (1655–1661)* (Moskau: Indrik, 2010), Vgl. Porschnev, „Polititscheskie“.

46 Siehe dazu: Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann, *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation* (Köln: Böhlau, 2013). Der Band gibt einen umfangreichen, fast lexikalischen Überblick über die Probleme der Sicherheit in der Frühen Neuzeit.

47 Vgl. Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann, „Sicherheit in der Frühen Neuzeit – Zur Einführung,“ in *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation*, hrsg. von Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann (Köln: Böhlau, 2013), 12–27, hier 14; vgl. Werner Conze, Art. „Sicherheit, Schutz,“ in *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* 5 (1984): 837–849.

48 Anuschka Tischer, „Sicherheit in Krieg und Frieden,“ in *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation*, hrsg. von Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann (Köln: Böhlau, 2013), 76–88, hier 76.

Bezeichnung dieser Kategorie in den Quellen war der Begriff „tisch“, „tischina“, „die Stille“, der semantisch gleichbedeutend ist mit dem Fehlen irgendwelcher Gefahr. Der Begriff „tischina“ ist in den russischen Quellen schon seit dem 12. Jahrhundert bekannt,⁴⁹ aber als eine politische Kategorie wird er in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Regierungszeit der nachfolgenden Generation von Ivan Kalita aktiv verbreitet. Bei der Analyse der Gebrauchskontexte des Begriffs „tischina“ und des von ihm abgeleiteten Adverbs „ticho“, „still“, und des Adjektives „tichij“, „still“, im 17. Jahrhundert tritt bereits eine internationale Kontextualisierung in den Vordergrund.⁵⁰ Neben „die Stille“ erscheint in den Texten der Quellen im 17. Jahrhundert der Begriff „die Sicherheit“ (besopasnost) selbst. Anfänglich benutzte man nur das Adjektiv „beopasnyj“, „sicher“, und das Adverb „besopasno“, „sicher“.⁵¹ Somit ist die Verwendung des Begriffs in der russischen politischen Alltagssprache bereits in den 1640er Jahren und damit 20 Jahre früher nachweisbar als bislang angenommen. In den 1660er Jahren taucht das Wort „besopastwo“ auf – eine alte, abhandengekommene Variante des Wortes „besopasnost“, „die Sicherheit“.⁵²

Obwohl die Idee der Einheit der christlichen Welt, die die russischen Diplomaten vertraten, so stark herausgestellt wurde, gestalteten sich die Beziehungen zwischen Russland und Europa sehr kompliziert. Der Ruf Russlands in Europa blieb kontrovers. So wird in dem Bericht von Fomin erwähnt, dass den Kaiser das Blutgericht Iwans des Schrecklichen an einem Gesandten entsetzte: „слыхали де они преж сего, что при великом царе Иване Васильевиче, был посол, и тот де посол вшел в полату, не снял с головы у себя шапки, и царь де Иван тут же велел у того посла шапку прибить гвоздем“ (Sie haben früher gehört, dass es bei dem großen Zaren Iwan Wassiljewitsch einen Gesandten gab, und dieser Gesandte in das Gemach trat, ohne die Mütze abgenommen zu haben, und der Zar Iwan befahl sofort die Mütze dem Gesandten anzunageln).⁵³ Außerdem erschwerte der Ruf der Gesandten die Kontakte: „что де Государя вашего послы говорят сегодня дело, а на завтра то переменится, ни в чом де не постоянны, что они ни говорят“ (Des russischen Herrschers Gesandte sagen heute das eine und morgen ändert es sich, in nichts sind sie beständig, was sie sagen).⁵⁴

49 Izmail Sreznevskij, *Materialy dlja slovarja drevne-russkogo jazyka: V trech tomach* (Moskau: Znak, 2005), Bd. 3, 965.

50 Es wurden Texte aus *Vesti-Kuranty* und auch veröffentlichte Gesandtenberichte der russischen Gesandtschaften des 17. Jahrhunderts analysiert: VK, 1600–1639; 1642–1644; 1645–1646, 1648; 1648–1650; 1651–1652, 1654–1656, 1658–1660; 1656, 1660–1662, 1664–1670, Moskau, 1972–2009; PDS, Bd. 2–5.

51 VK, 1645–1646, 1648, 149, 163.

52 VK, 1656, 1660–1662, 1664–1670, 102, 133. Vgl. Sergeev, *Russkaja terminologija*, 57–58.

53 PDS, Bd. 2. Ottschet Ivana Fomina o posol`stve, pisannyj w 1617 godu, 1168.

54 PDS, Bd. 2. Ottschet Ivana Fomina o posol`stve, pisannyj w 1617 godu, 1192.

Als Fazit lassen sich folgende Thesen festhalten: Erstens stellt die russische Selbstwahrnehmung des 17. Jahrhunderts Russland als Zentrum der gesamten Christenheit und als wichtigsten Teil Europas dar. Russland tritt als Retter vor dem osmanischen Sultan auf, was eines der verbreitetsten Themen in den Gesandtenberichten war. Zweitens erkannten die russischen „Büchermenschen“ die Isolation Russlands von den europäischen Schlüsselereignissen und versuchten russische Vergangenheit zu „deprovinzialisieren“, indem sie die russische Mitwirkung an den europäischen Angelegenheiten seit der Antike bekräftigten. Drittens galt als wichtigster Beweis für die Zugehörigkeit Russlands zu Europa die Verwandtschaft der Zarendynastie mit Kaisern des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation und von Byzanz, – eine Verwandtschaft, die zugleich als Basis einer imperialen Reichsidee diente. Das Streben nach einem gesicherten Raum führte dazu, dass die russische Regierung nach „würdigen“ Partnern suchte,⁵⁵ unter denen als der Wunschpartner der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches angesehen wurde. Die Selbstwahrnehmung Russlands stand in merkwürdigem Kontrast zur nach wie vor starken Isolation im Kreis der europäischen Mächte und kompensierte sie.

Bibliografie

- „Is Chronographa imperatorskoj publitschnoj biblioteki.“ In *Isbornik slavjanskich i russkich sotschinenij i statej, vnesennzch w chronografy russkoj redakzii* (Sankt-Peterburg, 1869).
- „Otpравlenie kupza Moskovskogo, Nemza Jurija Rodionova w Germaniju, Franziju i Angliju w 1621 godu.“ In *Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej*, Bd. 2, 1363. St. Petersburg, 1852.
- „Otpравlenie w 1613 godu k imperatoru Mateeju posla Uschakova i d`jaka Saborovskogo.“ In *Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej*, Bd. 2. St. Petersburg, 1852.
- „Posol`stvo Vel`jaminova i d`jaka Vlasjeva k imperatoru Rudolfu II (1595).“ In *Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej*, Bd. 2. St. Petersburg, 1852.
- Alpatov, Michail. *Russkaja istoritscheskaja mysl` i Sapadnaja Evropa XII–XVII vekov*. Moskau: Nauka, 1973.
- Althoff, Gerd und Michail Boitsov. *Na jasyke darov: Pravila simvolitscheskoj komunikazii w Evrope: 1000–1700 gody*. Moskau: Rosspen, 2016.

55 Um die Wahl eines politischen Partners und potenziellen Verbündeten in der Frühen Neuzeit zu verstehen, ist es notwendig im Auge zu behalten, dass alle Monarchen mit hierarchischen Vorstellungen operierten. Vgl. Fischer, „Sicherheit“, 83.

- Boitsov, Michail. „Zentry‘ i ‚pereferii‘ kak subjektivnye pereschivanija issledovatelej i issleduemych.“ In *Zentry i pereferii evropejskogo miroustrojstva*, herausgegeben von Andrej Doronin, 50–83. Moskau: Rosspen, 2014.
- Borgolte, Michael. *Petrusnachfolge und Kaiserimitation: die Grablegen der Päpste, ihre Genese und Traditionsbildung*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1995.
- Borisovskaja, Natalija. *Starinnye gravirovannye karty i plany XV–XVII vekov*. Moskau: Galaktika, 1992.
- Conze, Werner. Art. „Sicherheit, Schutz.“ *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* 5 (1984): 837–849.
- Därmann, Iris. *Theorien der Gabe zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2010.
- Florja, Boris. *Rossija i tšescheskoe vosstanie protiv Gabsburgov*. Moskau: Nauka, 1986.
- Florja, Boris. *Russkoe gosudarstvo i ego sapadnye sosedi: (1655–1661)*. Moskau: Indrik, 2010.
- Goldberg, Aleksandr. „K istorii rasskaza o potomkach Avgusta i o darach Monomacha.“ In *Trudy otdela drevnerusskoj literatury*, herausgegeben von Dmitrij Lichatshev, 204–216. Bd. 30. Leningrad: Nauka, Leningradskoe otdelenie, 1976.
- Halperin, Charles J. „Kiev and Moscow: An Aspekt of Early Muscovite Thought.“ *Russian History/Histoire russe* 7 (1980): 312–321.
- Herrmann, Dagmar. *Russen und Russland aus deutscher Sicht 11.–17. Jahrhundert*. München: Wilhelm Fink Verlag, 1989.
- Jusefovitsch, Leonid. *Put‘ posla: Russkij posolskij obyščaj XV–XVIII veka*. Sankt-Petersburg: Izdatelstvo Ivana Limbacha, 2011.
- Kampmann, Christoph und Ulrich Niggemann. *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation*. Köln: Böhlau, 2013.
- Kasakova, Natalija. *Sapadnaja Evropa v russkoj pismennosti XV–XVI vekov*. Leningrad: Nauka, Leningradskoe otdelenie, 1980.
- Komter, Aafke E. *Social Solidarity and the Gift*. Cambridge: Cambridge University Press, 2005.
- Kosta, Peter. *Eine russische Kosmographie aus dem 17. Jahrhundert: Sprachwissenschaftliche Analyse mit Textedition und Faksimile*. München: Otto Sagner Verlag, 1982.
- Leitsch, Walter. *Moskau und die Politik des Kaiserhofes im XVII. Jahrhundert: Teil 1: 1604–1654*. Köln: Böhlau, 1960.
- Lurje, Jakov. „Literatura XVI veka.“ In *Istorija russkoj literatury X–XVII vekov*, herausgegeben von Dmitrij Lichatshev, 287–333. Moskau: Prosveschenie, 1980.
- Mercator, Gerhard. *Atlas sive cosmographicae meditationes de Fabrica Mundi et Fabricati Figura Primum a Gerardo Mercatore inchoatae deinde a Iudoco Hondio Piae memoriae ad finem perductae, Iam vero multis in locis emendatae et de novo in lucem editae, connu sous l’appellation Atlas de Mercator*. Duisbourg, 1595.

- Nautschno-issledovatel`skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, F. 98 №230.
- Nautschno-issledovatel`skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, F. 228 №174
- Nautschno-issledovatel`skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, F. 256 №368
- Nautschno-issledovatel`skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, F. 299 №1, №249, №283.
- Nautschno-issledovatel`skij otdel rukopisej Rossijskoj gosudarstvennoj biblioteki, Sbornik literaturno-istoritscheskij, F. 178 №707.
- Nitsche, Peter. „Translatio imperii? Beobachtungen zum historischen Selbstverständnis im Moskauer Zartum um die Mitte des 16. Jahrhunderts.“ *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987): 321–338.
- Osteen, Mark. *The Question of the Gift: Essays across Disciplines*. London: Routledge, 2002.
- Pamjatniki diplomatitscheskich snoschenij s Rimskoju imperiej*, Bd. 2. St. Petersburg, 1852.
- Porschnev, Boris. „Polititscheskie odnoschenija sapadnoj i vostotschnoj Evropy w epochu Tridzatiletnej vojny.“ In *Tridzatiletnjaa vojna i vstuplenie w nee Moskovskogo gosudarstva*, herausgegeben von Boris Porschnev, 402–427. Moskau: Nauka, 1976.
- Postnikov, Aleksej. *Rasvitie kartografii i voprosy ispolsovanija starych kart*. Moskau: Nauka, 1985.
- Roll, Christine. „Die kartographische Aneignung der septentrionalischen Länder und die ‚Erfindung Osteuropas‘.“ In *Aufsicht – Ansicht – Einsicht: Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, herausgegeben von Tanja Michalsky, Felicitas Schmieder und Gisela Engel, 161–178. Frankfurter Wissenschaftliche Beiträge, Bd. 3. Berlin: Trafo-Wissenschaftsverlag, 2009.
- Roll, Christine. „Drittes Rom.“ In *Europäische Erinnerungsorte 2: Das Haus Europa*, herausgegeben von Pim den Boer, Heinz Duchhardt, Georg Kreis und Wolfgang Schmale, 291–298. Berlin: De Gruyter, 2012.
- Roll, Christine. „Hatten die Moskowiter einen Begriff vom Reich? Beobachtungen zu den Kenntnissen und Vorstellungen von der politischen Ordnung des Alten Reichs am vorpetrischen Zarenhof.“ In *Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichs-Staat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie*, herausgegeben von Matthias Schnettger, 135–165. Mainz: von Zabern, 2002.
- Roll, Christine. „Politisches Kalkül und diplomatische Praxis: Zu den Verträgen und Vertragsverhandlungen zwischen Zar und Kaiser im 16. und 17. Jahrhundert.“ In *Kalkül – Transfer – Symbol: Europäische Friedensverträge der*

- Vormoderne*, herausgegeben von Heinz Duchhardt und Martin Peters, 53–62. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft online 1. Mainz: Institut für Europäische Geschichte, 2006. Zugriff am 11. August 2016. <http://www.ieg-mainz.de/vieg-online-beihefte/01-2006.html>.
- Rossijskij gosudarstvennyj archiv drevnich akrov, F. 135. Drevlechraniilsche, №401.
- Sacharov, Anatolij. *Istorija vneschnej politiki Rossii: Konez XV–XVII vek*. Bd. 2. Moskau: Mezhdunarodnye otnoschenija, 1999.
- Scheidegger, Gabriele. „Das Eigene im Bild vom Anderen: Quellenkritische Überlegungen zur russisch-abendländischen Begegnung im 16. und 17. Jahrhundert.“ *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 35 (1987): 339–355.
- Schweiger, Holger. *Schenken: Entwurf einer sozialen Morphologie aus Perspektive der Kommunikationstheorie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2011.
- Sinizina, Nina. „Tretij Rim, Poslanie o Monomachovyč darach (Poslanie Spiridona-Savvy).“ In *Skasanie o knjasjach Wladimirskich*, herausgegeben von Rufina Dmitrieva. Moskau: Leningradskoe izdatel'stvo akademii nauk, 1955.
- Sinizina, Nina. *Tretij Rim. Istoki i evoluzia russkoj srednevekovoj koncepcii (XV–XVI veka)*. Moskau: Indrik, 1998.
- Sreznevskij, Izmail. *Materialy dlja slovarja drevne-russkogo jazyka: V trech tomach*. Bd. 3. Moskau: Znak, 2005.
- Stöckl, Günther. „Imperium und imperiale Ideologie-Erfahrungen am Beispiel des vorpetrischen Rußland.“ In *Vom Staat des Ancien Regime zum modernen Parteienstaat: Festschrift für Theodor Schieder*, herausgegeben von Helmut Berding, 27–40. München: Oldenbourg Verlag, 1978.
- Superanskaja, Aleksandra. „Geografitscheskie predstavlenija po dannym toponimiki ‚Kosmographii‘ XVII veka.“ *Voprosy geografii: Toponimika na sluschbe geografii* 112 (1979): 172–184.
- Tischer, Anuschka. „Sicherheit in Krieg und Frieden.“ In *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation*, herausgegeben von Christoph Kampmann und Ulrich Niggemann, 76–88. Köln: Böhlau, 2013.

Markus Koller

Das Osmanische Reich und die christliche Staatenwelt – Überlegungen zur Handlungsmacht osmanischer Eliten im späten 16. Jahrhundert

Abstract Die europäische Expansionspolitik wurde bis zum 16. Jahrhundert wesentlich von Mittelmeeranrainerstaaten getragen, wobei die Rolle des Osmanischen Reichs in diesem Prozess jüngst wieder verstärkt diskutiert worden ist. Aus einer strukturgeschichtlichen Perspektive lässt sich das Imperium der Sultane durchaus dieser Gruppe zuordnen, da es beispielsweise seit dem späten 15. Jahrhundert sowohl in Nordafrika als auch im Indischen Ozean seinen Herrschaftsbereich ausdehnen konnte. Allerdings beendete das Osmanische Reich im späten 16. Jahrhundert weitgehend seine maritime Weltpolitik. Dieser Entscheidung gingen Machtkämpfe zwischen verschiedenen Interessensgruppen in Istanbul voraus, die am Beispiel der Netzwerke des osmanischen Hofgeschichtsschreibers Lokman (1569–1595) skizziert werden können. Das von ihm fertiggestellte *Zübdetü't-Tevârih* lässt sich möglicherweise als eine politische Positionierung Lokmans in diesen Debatten lesen.

Einleitende Bemerkungen

In den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich ein zunehmend multiperspektivischer Blick auf die Geschichte der Staatenwelt des 16. und 17. Jahrhunderts entwickelt, der immer stärker deren globale Bezüge berücksichtigt. Die damit einhergehenden neuen oder zumindest veränderten Akzentuierungen in der historischen Frühneuezeitforschung berühren auch die Frage nach der Verortung osmanischer Geschichte in den sich herausbildenden Ansätzen einer europäischen Geschichte, die nicht mehr einer vorwiegend eurozentristischen Sichtweise verhaftet ist. Innerhalb der Geschichtswissenschaft findet ein solcher paradigmatischer Ansatz inzwischen eine breite Akzeptanz und mündet daher immer stärker in Debatten über Modelle für eine in diesem Sinne verstandene

europäische Geschichte. Die Osmanistik hat inzwischen Entwürfe in die Diskussionen eingespeist, in denen die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert in graduell unterschiedliche Bedeutungskontexte eingebaut wird. Suraiya Faroqhi spricht von einer gemeinsamen Welt, in die das Osmanische Reich und die christliche Staatenwelt zwischen dem 16. und frühen 18. Jahrhundert eingebunden gewesen seien. Ihr Ansatz verfolgt eine stark akteurszentrierte Perspektive und beleuchtet Formen der Vernetzung und des Austausches. Die Akteure agierten gemäß diesem Konzept innerhalb einer gemeinsamen Welt, deren Grundlage die gemeinsame materielle Umwelt bildete. Die in diesem Sinne verstandene frühneuzeitliche Staatenwelt war von Gesellschaften dominiert, in denen die Landwirtschaft die wichtigste Einkommensquelle darstellte. Außerdem würden sich in fast allen Herrschaftsgebilden ähnliche technologische Grundlagen beobachten lassen.¹ Im Vordergrund steht die Mobilität von Menschen sowie materieller und immaterieller Güter zwischen dem Herrschaftsgebiet der Sultane und anderen Staaten. Die Idee einer gemeinsamen Staatenwelt prägt auch das Konzept Daniel Goffmans, der die Geschichte Europas aus einem osmanozentrischen Weltbild heraus zu schreiben versucht. Er richtet den Blick aus dem „Nahen Westen“, unter dem er das Osmanische Reich versteht, auf die Geschichte des Kontinents und spricht der Hauptstadt Istanbul den Charakter eines Zentrums der europäischen Geschichte zu. Vor diesem Hintergrund entwickelte er das Konzept einer „Greater Western World“, in der Christen und Muslime lebten.² Er geht in seinen Überlegungen von zwei religiös unterschiedlich geprägten Zivilisationen aus, deren Verhältnis zueinander teilweise als symbiotisch oder kulturell konvergierend beschrieben werden kann. Goffman spricht dem Osmanischen Reich dabei eine sehr aktive Rolle zu, denn „it was the Ottoman rendering of the role of the non-Muslims in an Islamic society that fashioned the link“.³ Mit anderen Worten, die Einbindung von Nichtmuslimen insbesondere in die ökonomischen Strukturen des Reiches und auch die Übernahme technischen Wissens und kultureller Praktiken des „Anderen“ stellte eine wesentliche Grundlage dieser „Greater Western World“ dar. Jedoch spricht er für den Zeitraum bis um 1650 nur von einer „Greater European World“, denn bis dahin hätten die europäischen Großmächte den Blick immer noch stärker auf das Mittelmeer als auf Amerika oder den Indischen Ozean gerichtet.⁴ Damit berührt Goffman die Frage nach der europäischen Expansion und deren Verhältnis zum Osmanischen Reich. In seiner umfassenden

1 Suraiya Faroqhi, *The Ottoman Empire and the World around it* (London: I.B. Tauris, 2004), 25–26.

2 Daniel Goffman, *The Ottoman Empire and Early Modern Europe* (Cambridge: Cambridge University Press, 2007), 8.

3 Goffman, *Ottoman Empire*, 9.

4 Goffman, *Ottoman Empire*, 232–233.

Globalgeschichte der europäischen Expansion plädiert Wolfgang Reinhard dafür, unter Europa zunächst das lateinische Europa zu definieren, worunter er den Einzugsbereich der von der lateinischen Kirche und ihren Nachfolgern verbreiteten Kultur versteht.⁵ Seit dem späten 14. Jahrhundert hatten im südlichen Teil dieses Europas die katholischen Atlantik- und Mittelmeeranrainerstaaten wie Portugal, Kastilien, Aragon und dann das habsburgische Spanien den Prozess der politischen Entgrenzung der europäischen Staatenwelt eingeleitet, als sie ihren Machtbereich zunehmend auf Afrika und den Atlantik ausdehnten. Jedoch lässt sich strukturgeschichtlich das Osmanische Reich durchaus in die Gruppe der Mittelmeeranrainer einordnen⁶, das an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert ebenfalls über seine bisherigen Grenzen hinauszugreifen und sein Territorium im nördlichen Afrika⁷ und auf der arabischen Halbinsel⁸ zu erweitern begann. Ein weiterer Expansionsschub erfolgte im Indischen Ozean, wo das Imperium der Sultane insbesondere mit Portugal um die Vormachtstellung und der damit verbundenen Kontrolle des Gewürzhandels rang.⁹ Die osmanische „Überseepolitik“ endete allerdings um das Jahr 1580, in dem auch im nordafrikanischen Raum das blutige Ringen um die dortige Vorherrschaft mit dem habsburgischen Spanien zu einem weitgehenden Abschluss kam.

Dieser Wendepunkt in der osmanischen Geschichte stellt auch einen bedeutsamen Einschnitt in einer gesamteuropäischen Perspektive dar, da der Rückzug des osmanischen Imperiums aus der „Überseepolitik“ mit dem zunehmenden machtpolitischen Bedeutungsverlust der iberischen Großmächte und somit jener Staaten im südlichen Europa einherging, die den ersten politischen Entgrenzungsschub getragen hatten. An deren Stelle traten nun vor allem die am Atlantik gelegenen protestantischen Seemächte England und die Niederlande.¹⁰ Mit dem Ende der osmanischen Globalpolitik rangen nunmehr vier Großreiche (Osmanisches Reich, Polen-Litauen, Russland und die Habsburgermonarchie) um geopolitische Vorteile im östlichen Europa. Ihnen war gemeinsam, dass sie

5 Wolfgang Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt: Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015* (München: C.H. Beck, 2016), 19–20.

6 Siehe dazu ausführlicher Markus Koller, „Europa und das Osmanische Reich/Europe and the Ottoman Empire,“ in *The Boundaries of Europe: From the Fall of the Ancient World to the Age of Decolonisation*, hrsg. von Pietro Rossi (Berlin: De Gruyter Akademie Forschung, 2015), 139–173, hier 146.

7 Andrew Hess, *The Forgotten Frontier: A History of the Sixteenth Century Ibero-African Frontier* (Chicago: University of Chicago Press, 1978).

8 Jane Hathaway, *The Arab Lands under Ottoman Rule: 1516 – 1800* (Harlow: Routledge, 2009).

9 Giancarlo Casale, *The Ottoman Age of Exploration* (Oxford: Oxford University Press, 2010).

10 Koller, „Europa und das Osmanische Reich,“ 148.

ihre geopolitischen Rivalitäten – im Gegensatz zu den entstehenden Kolonialreichen – nicht auf Kriegsschauplätzen außerhalb des Kontinents austragen konnten und somit jeder Krieg mit dem Verlust von Territorien einherging, die vom jeweiligen Gegner beansprucht wurden.¹¹

Die hier zumindest angedeuteten gesamteuropäischen Entwicklungen, die am Ende des 16. Jahrhunderts auch durch geostrategische Entscheidungen am Sultanshof beeinflusst wurden, berühren somit einen zentralen Aspekt, der in den Konzepten von Suraiya Faroqhi und Daniel Goffman aufgeworfen wird. Es handelt sich dabei um die Handlungsmacht politischer Eliten in Istanbul in einer in vielerlei Hinsicht miteinander verbundenen Staatenwelt, zu deren Zentren auch die Hauptstadt des Osmanischen Reichs gehörte. In der jüngeren Imperienforschung ist der Handlungsmacht von Akteuren eine wichtige Rolle zugesprochen worden, als beispielsweise Herfried Münkler den Vorschlag unterbreitete, die Geschichte von Großreichen nicht mehr anhand eines Modells von Aufstieg, Scheitelpunkt und Niedergang zu erzählen. Er sprach sich vielmehr für ein Zyklenmodell der politischen Geschichte aus, wonach politische Gemeinschaften in der Geschichte unterschiedliche Zyklen durchlaufen, in denen sie auf- und absteigen. Nach Ansicht Herfried Münklers sind sowohl die Anzahl der Zyklen als auch die Verweildauer im oberen Zyklensegment vom Geschick und der Weitsicht politischer Entscheidungsträger abhängig.¹² Er sieht in der Anwendung dieses Modells den Vorteil, dass den politischen und gesellschaftlichen Akteuren ein größeres Gewicht zugesprochen wird¹³ und dadurch auch der Blick auf Handlungsoptionen geschärft werden kann. Ein solcher Ansatz ist jüngst in einem Sammelband aufgegriffen worden, der neue Perspektiven für die Erforschung der osmanischen Expansion im 14. und 15. Jahrhundert diskutiert. Dessen Beiträge betonen vor allem die Rolle lokaler Adelsfamilien, die zu den wichtigsten Trägern der Machtausweitung des Hauses Osman gehörten. Sie übten nicht selten einen maßgeblichen Einfluss auf die territoriale Ausdehnung des osmanischen Herrschaftsgebiets und die strukturelle Ausgestaltung der entstehenden Provinzverwaltungen aus.¹⁴ Das Zusammenwirken lokaler Akteure mit Entscheidungsträgern in der Hauptstadt, wobei eine solche Unterscheidung nicht immer klar zu treffen ist, lässt sich ebenfalls in den Fraktionsbildungen innerhalb der osmanischen politischen Elite erkennen, die im späten 16. Jahrhundert über Krieg und Frieden mit dem habsburgischen Spanien befand. Die

11 Koller, „Europa und das Osmanische Reich,“ 149.

12 Herfried Münkler, *Imperien: Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten* (Berlin: Rowohlt, 2007), 110.

13 Münkler, *Imperien*, 111.

14 Jens Oliver Schmitt, *The Ottoman Conquest of the Balkans: Interpretations and Research Debates* (Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2016).

folgenden Ausführungen werden daher nicht die geopolitischen Rahmenbedingungen und die einzelnen diplomatischen Händel zwischen beiden Reichen analysieren¹⁵, sondern einen einführenden Blick in die Machtstrukturen im Sultanspalast werfen, in die die Entscheidungsträger eingebunden waren und die deren Handlungsmacht im Kontext des Jahres 1580 bestimmten.

„Krieg oder Frieden“ mit Spanien – Einblicke in das Netzwerk des Hofgeschichtsschreibers Lokman

Als der Diplomat und Maler Peter Paul Rubens (1577–1640) zwischen 1616 und 1618 das Bild „Paradiesströme“ anfertigte, war der in Antwerpen lebende Künstler in ein breites Netzwerk von Personen eingebunden, die ihm aus unterschiedlichen Perspektiven Informationen über die inneren Verhältnisse im Osmanischen Reich lieferten und gleichzeitig auch über die geopolitischen Dynamiken in den Regionen nachdachten, auf die sich der osmanische Einfluss direkt oder indirekt auswirkte. Vor diesem Hintergrund sind die „Paradiesströme“ in kunsthistorischen Arbeiten auch als Beschreibung globaler Entwicklungen analysiert worden und damit als künstlerischer Ausdruck eines bestehenden Wissenshorizontes über das Osmanische Reich.¹⁶ Schwer zu beantworten ist die Frage, ob der Maler damit auch politische Entscheidungsträger beeinflussen wollte und konnte. Bildliche Darstellungen mit politischer Aussagekraft entstanden auch im Umfeld des Sultanspalasts, wo im späten 16. Jahrhundert geopolitische Handlungsoptionen ebenfalls intensiv diskutiert wurden. Baki Tezcan hat beispielsweise aufgezeigt, wie im Verlauf des 16. Jahrhunderts das Motiv des „Westeuropäers“ (*frenk*) verstärkt in ikonographische Darstellungen eingeflossen ist. Er bezieht sich auf das in den frühen 1580er Jahren entstandene *Zübdetü't-Tevârih*, das mit bildlichen Beschreibungen des Himmels und der Erde beginnt. Ihnen folgen Darstellungen von Propheten- und Königsgenealogien, die von Adam und Eva bis zur Regierungszeit von Süleyman I. (1520–1566) reichen. In diesem Werk,

15 Für das Verhältnis zwischen Spanien und dem Osmanischen Reich immer noch grundlegend Peter Bartl, *Der Westbalkan zwischen Spanischer Monarchie und Osmanischem Reich: Zur Türkenkriegsproblematik an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert* (Wiesbaden: Harrassowitz, 1974).

16 Ulrich Heinen, „Antwerpen am Euphrat verteidigen – Rubens malt für Europa: Zur Vielfalt des frühneuzeitlichen Orientalismus,“ in *Das Bild des Feindes: Konstruktion von Antagonismen und Kulturtransfer im Zeitalter der Türkenkriege*, hrsg. von Eckhard Leuscher und Thomas Wunsch (Berlin: Mann, 2013), 355–448. Zum beschränkten Wissen über das Osmanische Reich im frühneuzeitlichen Europa siehe Cornel Zwierlein, *The Imperial Unknowns: The French and British in the Mediterranean, 1650–1750* (Cambridge: Cambridge University Press, 2016).

das dem Genre der *silsilenâme* zugeordnet werden kann,¹⁷ sind „Westeuropäer“ als Ungläubige aus der vorislamischen Zeit dargestellt, die mit dem Aufkommen des Islam verschwunden seien.¹⁸ In der Gesamtschau der Bilder meint Baki Tezcan feststellen zu können, dass die Darstellungen vor dem Hintergrund des Ausgleichs mit dem habsburgischen Spanien entstanden und als Unterstützung jener politischen Kräfte zu interpretieren seien, die eine solche Politik befürworteten. Aus Tezcan's Sicht transportieren sie eine entsprechende Botschaft, wonach die vorislamischen Ungläubigen zu guten Christen geworden seien, die sich in ihrer Frömmigkeit nicht von den Muslimen unterschieden, wenngleich sie dann durch den Islam ersetzt wurden. Letztlich impliziere das Werk eine Anerkennung der machtpolitischen Gleichrangigkeit und einer damit verbundenen Koexistenz zwischen beiden Großreichen, worin eben eine Handlungsoption der osmanischen Eliten bestand.¹⁹

Vor diesem Hintergrund lohnt sich ein Blick auf die Entstehungsgeschichte dieses Werks, da sie einen Eindruck von den Machtstrukturen und Rivalitäten im Sultanspalast vermittelt, die wiederum über die Definition und Auswahl von Handlungsoptionen bestimmten. Das *Zübdetü't-Tevârih* ging zurück auf das vom Hofgeschichtsschreiber (şehnameci) Arifi Fethullah Çelebi (im Amt von ca. 1540–1561, gestorben 1561/62)²⁰ begonnene *tomar- ı hümâyûn*. Sein bekanntester Nachfolger wurde Seyyid Lokman, der als şehnameci die offizielle osmanische Geschichtsschreibung zwischen 1569 und 1595 maßgeblich prägte. Er griff das von Arifi und Eflatun begonnene *tomar- ı hümâyûn* wieder auf und vollendete es. Lokman hatte seinen Aufstieg mit maßgeblicher Unterstützung durch den Großwesir Mehmet Pascha Sokolović (1565–1579) und dessen Sekretär Feridun Ahmed Bey (gestorben 1583) begonnen²¹. Ein sichtbares Zeichen seines Aufstiegs war beispielsweise die Aufnahme in das Kavalleriecorps der *mütefferrika* (1575)²², das neben den „sechs Regimentern“ (*altı bölük*) die Eliteeinheiten der berittenen Truppen darstellte. Die Korps bestanden jedoch nicht nur aus kämpfenden Einheiten, sondern die Mitgliedschaft in diesen Regimentern stellte auch eine prestigeträchtige Auszeichnung dar und konnte die Einbindung in die inneren

17 Serpil Bağcı, „Adem'den III. Mehmed'e: Silsilenâme,“ in *Padişahın Portresi: Tesavir-i Âli-i Osman*, hrsg. von Selmin Kangal (Istanbul: Türkiye İş Bankası, 2000), 194–195.

18 Baki Tezcan, „The Frank in the Ottoman Eye in 1583,“ in *The Turk and Islam in the Western Eye, 1450–1750: Visual Imagery before Orientalism*, hrsg. von James G. Harper (London: Ashgate, 2011), 267–296, hier 275.

19 Tezcan, „The Frank,“ 279.

20 „Arifi Fethullah Çelebi,“ Zugriff am 16. April 2017, <http://www.islamansiklopedisi.info/dia/ayrmetin.php?idno=030372>.

21 Emine Fetvacı, *Picturing History at the Ottoman Court* (Indiana: Indiana Univ. Press, 2013), 66.

22 Fetvacı, *Picturing History*, 65.

Machtzirkel am Hofe symbolisieren. Daher füllten zahlreiche Verwandte, Protégés einflussreicher Würdenträger und aus dem Dienst ausgeschiedene hochrangige Verwaltungsbeamte deren Reihen.²³ Auch in finanzieller Hinsicht war die Zugehörigkeit zunehmend lukrativ, da gerade ab der Wende zum 17. Jahrhundert Steuerpachten auf sultanischen Besitzungen vorwiegend an Angehörige der stehenden Reiterregimenter vergeben wurden.²⁴ Lokman verdankte seine einflussreiche Position und die damit verbundenen materiellen Vorteile einem Großwesir²⁵, der aktiv das osmanische Ausgreifen in den Indischen Ozean betrieben hatte. Er stand einer einflussreichen „Partei“ im Topkapı Palast vor, die diese Politik förderte und jüngst als die „Partei des Indischen Ozeans“ bezeichnet worden ist.²⁶ Ihr gehörten Würdenträger und Kaufleute an, die sich ökonomische und politische Vorteile durch ein Ausgreifen der osmanischen Macht in diesen Raum versprachen. Nicht wenige Angehörige entstammten dem Seefahrer- und Korsarenmilieu und hatten in den osmanischen Militär- und Verwaltungsstrukturen Karriere gemacht. Die Verbindungen und Netzwerke um Mehmet Pascha Sokolović umspannten auch das Mittelmeer, zumal er mit der Prinzessin Ismihan (ca. 1544–1585) die Unterstützung einer venedigfreundlichen „Partei“ am Hofe erfuhr beziehungsweise ihr auch selbst angehörte. Ismihan war die Tochter von Nur Banu (ca. 1530–1583), der Ehefrau Selim II. (1566–1574) und Mutter von Murat III. (1574–1594). Nur Banu galt lange Zeit als Tochter einer einflussreichen venezianischen Patrizierfamilie, jedoch dürfte sie vielmehr diese auf der apenninischen Halbinsel aufgebraachte Geschichte unwidersprochen stehengelassen haben.²⁷ Denn eine persönliche Verbindung zu Venedig brachte im höfischen Umfeld dieser Zeit gesellschaftliche und machtstrategische Vorteile innerhalb der osmanischen Elite. Der pro-venezianischen Fraktion gehörten auch der sehr wohlhabende Michael Cantacuzenos (gestorben 1578), einflussreiche jüdische Ärzte und Kaufleute wie Solomon Ashkenazi (ca. 1520–1602) oder der venezianische Gesandte (*bailo*) Marc Antonio Barbaro (1518–1595) an.²⁸ Lokman scheint insbesondere von Feridun Ahmed Bey (gestorben 1583), dem Sekretär und Ratgeber des Großwesirs, gefördert worden zu sein.²⁹ Als Mitglied im Haushalt von

23 Metin Kunt, *The Sultan's Servants: The Transformation of Ottoman Provincial Government, 1550–1650* (New York: Columbia University Press, 1983), 39.

24 Linda Darling, *Revenue-Raising and Legitimacy: Tax Collection and Finance Administration in the Ottoman Empire 1560–1660* (Leiden: Brill, 1996), 180.

25 Einen genauen Überblick über die Unterstützung durch Mehmed Pascha Sokolović und die Einbindung in dessen Netzwerk bietet Fetvacı, *Picturing History*, 102–148.

26 Casale, *The Ottoman Age*, 119.

27 Maria Pia Pedani, „Safiye's Household and Venetian Diplomacy,“ in *Turcica* 32 (2000): 9–32.

28 Casale, *The Ottoman Age*, 119.

29 Fetvacı, *Picturing History*, 66.

Mehmet Pascha Sokolović war der Hofgeschichtsschreiber somit in ein soziales und politisches Umfeld eingebunden, das eine expansive Außenpolitik in Richtung Indischer Ozean und damit die maritime Vorherrschaft gegenüber Portugal in diesem Raum anstrebte.

Diese „Fraktion“ drohte jedoch nach dem gewaltsamen Tod des Großwesirs (1579) an Einfluss zu verlieren, da zunächst mit Semiz Ahmed Pascha und Lala Kara Mustafa Pascha zwei Männer das Großwesirat innehatten, die nicht zu den Unterstützern dieser Machtgruppe zählten. Erst 1580 übernahm ein neuer und vor allem – zumindest vordergründig – im Sinne der „Fraktion des Indischen Ozeans“ handlungsmächtiger Großwesir sein Amt. Es handelte sich um Koca Sinan Pascha, der in den folgenden beiden Jahrzehnten mehrmals diese Position (1580–1582, 1589–1591, 1593–1595, 1595, 1595–1596) bekleiden sollte. Er hatte sich allerdings bereits in den letzten Jahren des Großwesirats von Mehmet Pascha Sokolović zunehmend in Opposition zum Amtsinhaber gebracht und möglicherweise hatte sich Lokman schon in dieser Zeit dem entstehenden Haushalt Koca Sinan Paschas angenähert. Spätestens 1580 war er definitiv in dessen Nähe anzutreffen, er überreichte ihm sogar eine Abschrift der *Zübdetü't-Tevârih*.³⁰ Der neue Großwesir und Förderer Lokmans sah sich mit einer stark veränderten geopolitischen Ausgangsbasis konfrontiert. Nachdem 1578 der portugiesische König Sebastian I. (1557–1578) bei einem Angriff auf den von Istanbul unterstützten Herrscher von Marokko, Abu Marwan Abd al-Malik (1576–1578), umgekommen war, hatte zunächst Heinrich I. (1578–1580) den Thron bestiegen. Nach dessen schnellen Tod ging die Herrschaft an Philipp II. (1556–1598 König von Spanien, ab 1580 auch König von Portugal) und somit waren beide Reiche unter dem Hause Habsburg vereint. Diese geopolitischen Veränderungen kamen allerdings für Istanbul nicht überraschend, denn bereits im Kontext des Waffenstillstands von 1578 hatte Mehmet Pascha Sokolović Friedensverhandlungen mit Spanien geführt. Sein wichtigster Gesprächspartner war Giovanni Margliani, dem er immer wieder verdeutlichte, dass keinesfalls Portugal und dessen Überseebesitzungen in einem Friedensvertrag berücksichtigt werden dürfen. Dies gelte auch für den Fall, dass sich beide Großreiche vereinen. Der Großwesir versicherte, Portugal selbst nicht anzugreifen, wobei er aber die portugiesischen Besitzungen im Indischen Ozean von dieser Garantie ausdrücklich ausnahm.³¹ Der Friedensvertrag von 1580 bedeutete für beide Mächte zumindest einen strategischen Ausgleich im Mittelmeerraum und gab ihnen Ressourcen frei, um sich anderen außenpolitischen Konflikten und inneren Problemen zuwenden zu können. Vor

30 Fetvacı, *Picturing History*, 66.

31 Casale, *The Ottoman Age*, 155. Zu den Verhandlungen im Detail siehe auch Noel Malcolm, *Agents of Empire: Knights, Corsairs, Jesuits and Spies in the Sixteenth-Century Mediterranean World* (London: Allen Lane, Penguin Books, 2015).

diesem hier nur grob skizzierten geopolitischen Umfeld musste die „Partei des Indischen Ozeans“ ihre Interessen verteidigen. Zumindest bis 1589 lässt sich noch ein deutliches politisches Interesse an einer aktiven Politik im Indischen Ozean erkennen, so dass eine Konfrontation mit dem Haus Habsburg im Mittelmeerraum wenig vorteilhaft erschien. In dieser Handlungslogik erfolgte schließlich auch 1580 das Abkommen mit Spanien.

Jedoch war diese „Friedenslösung“, die als solche zumindest für den Mittelmeerraum anzusehen ist, keineswegs unumstritten. Denn als zweite Handlungsoption stand ein stärkeres militärisches Engagement im westlichen Mittelmeerraum zur Debatte. Die Netzwerke und Verbindungen Lokmans lassen auch Vertreter dieser Position deutlich erkennbar werden. Er scheint in den frühen 1580er Jahren eine besonders enge Beziehung zu *hoca* Sadeddin³² unterhalten zu haben, dem er das *mücmelü't tomar* widmete.³³ Als Lehrer und einer der engsten Berater von Murat III. (1574–1594) gehörte dieser zum innersten Zirkel um den Sultan. Dessen Kern hatte sich bereits in Manisa herausgebildet, wo der damalige Prinz Murat als Provinzstatthalter auf seine künftigen Aufgaben als Herrscher über das Reich der Osmanen vorbereitet worden war. Zu seinem engsten Umfeld gehörten schon zu dieser Zeit neben *hoca* Sadeddin auch şeyh Şücaüddin³⁴, ein Angehöriger der Derwischbewegung der Halvetiyye.³⁵ Später zählte noch der şeyh-ül *islam* Çivizade Hacı Mehmed Efendi (1582–1587) dazu. Auf die Unterstützung dieses Personenkreises hoffte der damalige Kommandeur der osmanischen Flotte (*kapudan-ı derya*) Kılıç Ali oder Uluc Ali, in dessen Klientelsystem Vertreter der Flotte sowie vor allem Gouverneure und Eliten aus dem nordafrikanisch-mediterranen Raum eingebunden waren, die wie Uluc Ali nicht selten dem Korsarenmilieu entstammten.³⁶ Wenn die enge Verbindung Lokmans zu *hoca*

32 Zu *hoca* Sadeddin siehe, Abdurrahman Daş, *Hoca Saadeddin Efendi'nin Hayatı ve Eserleri*, Zugriff am 22. April 2017, <https://de.scribd.com/document/341741911/Hoca-Sadeddin-Efendi-Nin-Hayat%C4%B1-Ve-Eserleri-Abdurrahman-Da%C5%9F>.

33 Fetvacı, *Picturing History*, 66.

34 Özgen Felek, *Kitâbü'l-Menâmât: Sultan III. Murad'ın Rüya Mektupları*, Zugriff am 22. April 2017, http://www.academia.edu/6198534/Kit%C4%81b%C3%BC_l-Men%C4%81m%C4%81t_Sultan_III._Murad_%C4%B1n_R%C3%BCya_Mektuplar%C4%B1_The_Book_of_Dreams_The_Dream_Letters_of_Sultan_Murat_III_.Tarih_Vakf%C4%B1_Yurt_Yay%C4%B1nlar%C4%B1_2014.

35 Zur theologischen Entwicklung der Halveti und den daraus resultierenden Konflikten, in die auch Çivizade Hacı Mehmed Efendi involviert war, siehe John Curry, *The Transformation of Muslim Mystical Thought in the Ottoman Empire: The Rise of the Halveti Order, 1350–1650* (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2010), 125–127.

36 Emrah Safa Gürkan, *Fooling the Sultan: Information, Decision-Making and the 'Mediterranean Faction' (1585–87)*, 66, Zugriff am 23. April 2017, http://www.isam.org.tr/documents/dosyalar/pdfler/osmanli_arastirmalari_dergisi/osmanli_sy45/2015_45_03_sgurkan.pdf.

Sadeddin als gegeben vorausgesetzt wird, befand sich Lokman zumindest in der Nähe eines Personenkreises, der vehement für eine geostrategische Präferenz des Mittelmeerraums warb und sich damit in Opposition zur Politik der „Partei des Indischen Ozeans“ befand. Auf eine mögliche Distanz Lokmans zur Lobbygruppe, die eine aktive Politik im Indischen Ozean befürwortete, deutet auch seine offensichtlich positive Haltung gegenüber Siyavuş Pascha (Großwesir zwischen 1582–84, 1586–89, 1592–93) hin, der als Kontrahent von Koca Sinan Pascha galt und kein Unterstützer der maritimen Außenpolitik in diesem Raum war.³⁷ Aber noch ist es schwierig, eine nähere Verortung Lokmans in diesem „Spiel der Interessen“ vorzunehmen. Es lohnt sich daher, zunächst die Motive der „Mittelmeerfraktion“ näher zu beleuchten. Für Uluc Ali und seinen Haushalt hätte ein stärkeres militärisches Engagement des Osmanischen Reiches im westlichen Mittelmeerraum gute Karriere­möglichkeiten in den Verwaltungs- und Militärstrukturen des Imperiums, den Aufbau von Vermögen durch erfolgreiche Feld- und Plünderungszüge und eine mögliche Expansion nach Marokko bedeutet. Der venezianische Gesandte Giovanni Correr hat die finanziellen Einbußen Uluc Alis detailliert beschrieben, die ein ausbleibendes oder reduziertes militärisches Engagement im Mittelmeer für ihn zur Folge gehabt hätten. Wie der venezianische Patrizier ausführte, gehörten zum Haushalt des Flottenkommandeurs etwa 3000 Sklaven, 600 Arbeiter auf den Schiffswerften und weitere 3000 Personen, die er bezahlen musste. Ein Krieg hätte ihn nicht nur finanziell entlastet, sondern auch noch zusätzliche Einnahmen versprochen.³⁸ Auf den Erfolg der Lobbyarbeit von Uluc Ali hofften aber nicht nur die Angehörigen der osmanischen „Mittelmeerfraktion“, sondern auch die habsburgischen Gegner, die ebenfalls vom Korsarenwesen profitierten. Don Juan de Austria schrieb 1585 an Uluc Ali sinngemäß, dass er für ihn und seinen Erfolg bete. Denn nur wenn das osmanische Engagement im Mittelmeer weitergehen würde, hätte Philip II. einen Grund, ihn mit militärischen Aufträgen zu versorgen und ihm dadurch natürlich auch finanzielle Vorteile und Möglichkeiten zu eröffnen.³⁹ Jedoch konnte sich die „Mittelmeerfraktion“ politisch nicht durchsetzen, denn 1583 wurde das Abkommen mit Spanien erneuert. Dies wirft natürlich die Frage auf, ob die Unterstützer Uluc Alis im Umfeld des Sultans tatsächlich auch hinter dessen politischen Zielen standen. Möglicherweise waren sie mehr an den militärischen Fähigkeiten Uluc Alis interessiert als an seiner Lobbyarbeit für eine aktive militärische Politik im Mittelmeerraum.⁴⁰ Einiges spricht dafür, dass die Förderer Lokmans an einem friedlichen Ausgleich mit dem habsburgischen Spanien interessiert

37 Casale, *The Ottoman Age*, 183.

38 Gürkan, *Fooling the Sultan*, 68–69.

39 Gürkan, *Fooling the Sultan*, 71.

40 Gürkan, *Fooling the Sultan*, 86.

waren, ohne allerdings die habsburgischen Besitzungen im Indischen Ozean in diesen osmanisch-habsburgischen Ausgleich einzubeziehen. Möglicherweise ist das *Zübdetü't-Tevârih* in diesem Sinne und damit auch in einem politischen Verständnis zu verstehen, das noch in der Verhandlungsstrategie von Mehmet Pascha Sokolović im Kontext des Friedensschlusses von 1580 verankert war.

Abschließende Bemerkungen

In den vergangenen drei Jahrzehnten ist die Geschichte des frühneuzeitlichen Europa immer stärker in ihren globalen Bezügen diskutiert worden, so dass auch zunehmend das Verhältnis des Osmanischen Reichs zur christlichen Staatenwelt in das Blickfeld der historischen Forschung geriet. Neuere osmanistische Studien haben Modelle einer europäischen Geschichte entworfen, in denen das Reich der Sultane auch als Bestandteil einer gemeinsamen frühneuzeitlichen Welt angesehen wird. In strukturgeschichtlicher Hinsicht lässt sich die osmanische Expansion des 15. und 16. Jahrhunderts in den Prozess einer politischen Entgrenzung der Atlantik- und Mittelmeerränderstaaten einordnen, als dessen Motor im östlichen Mittelmeerraum die Dynastie der Osmanen angesehen werden kann. Der Rückzug des Osmanischen Reichs aus dieser „Überseepolitik“ im späten 16. Jahrhundert bedeutet daher nicht nur einen Einschnitt für die osmanische Geschichte, sondern ist auch in einer gesamteuropäischen Perspektive zu analysieren. Als sich im Sultanspalast die Abkehr von der im 16. Jahrhundert praktizierten „Überseepolitik“ als politische Leitlinie durchsetzte, schied das Osmanische Reich aus dem Kreis der Mächte aus, welche die erste Phase der politischen Entgrenzung europäischer Staaten bestimmte. Anstelle der Mittelmeermächte bestimmten fortan vor allem die Atlantikanrainer England, die Niederlande und auch Frankreich die Dynamik der europäischen Expansion. Die Entscheidung der politischen Eliten im Topkapı-Palast, den Ausgleich mit den spanischen Habsburgern zu suchen, ist daher im Kontext einer strukturellen Verschiebung innerhalb der europäischen Expansionsdynamik zu betrachten. Die Handlungsoptionen, die auf der Agenda der politischen Entscheidungsträger am Bosphorus standen, wurden maßgeblich von Haushalten hoher Würdenträger bestimmt. Deren Strukturen und politische Ziele lassen sich am Beispiel der Netzwerke und Verbindungen des Hofgeschichtsschreibers Lokman erkennen, dessen Werk *Zübdetü't-Tevârih* möglicherweise vor dem Hintergrund der Machtkämpfe im Topkapı Palast interpretiert werden kann. Wahrscheinlich sprach sich Lokman für einen Ausgleich mit den spanischen Habsburgern aus, der sich vor allem auf den Mittelmeerraum und nicht auf den Indischen Ozean bezog.

Bibliografie

- „Arifi Fethullah Çelebi.” Zugriff am 16. April 2017. <http://www.islamansiklopedisi.info/dia/ayrmetin.php?idno=030372>.
- Bağcı, Serpil. „Adem'den III. Mehmed'e: Silsilenâme.” In *Padişahın Portresi: Tesavir-i Âli-i Osman*, herausgegeben von Selmin Kangal, 188–201. Istanbul: Türkiye İş Bankası, 2000.
- Bartl, Peter. *Der Westbalkan zwischen Spanischer Monarchie und Osmanischem Reich: Zur Türkenkriegsproblematik an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1974.
- Casale, Giancarlo. *The Ottoman Age of Exploration*. Oxford: Oxford University Press, 2010.
- Curry, John. *The Transformation of Muslim Mystical Thought in the Ottoman Empire: The Rise of the Halveti Order, 1350–1650*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 2010.
- Darling, Linda. *Revenue-Raising and Legitimacy: Tax Collection and Finance Administration in the Ottoman Empire 1560–1660*. Leiden: Brill, 1996.
- Daş, Abdurrahman. *Hoca Saadeddin Efendi'nin Hayatı ve Eserleri*. Zugriff am 22. April 2017. <https://de.scribd.com/document/341741911/Hoca-Sadeddin-Efendi-Nin-Hayat%C4%B1-Ve-Eserleri-Abdurrahman-Da%C5%9F>.
- Dâvid, Geza. „Ottoman Administrative Strategies in Western Hungary.“ In *Studies in Ottoman History in Honour of Professor V. L. Menage*, herausgegeben von Colin Heywood und Colin Imber, 31–43. İstanbul: Isis Press, 1994.
- Faroqhi, Suraiya. *The Ottoman Empire and the World around it*. London: I. B. Tauris, 2004.
- Felek, Özgen. *Kitâbü'l-Menâmât: Sultan III. Murad'ın Rüya Mektupları*. Zugriff am 22. April 2017. http://www.academia.edu/6198534/Kit%C4%81b%C3%BC_I-Me n%C4%81m%C4%81t_Sultan_III._Murad_%C4%B1n_R%C3%BCya_Mektuplar%C4%B1_The_Book_of_Dreams_The_Dream_Letters_of_Sultan_Murad_III_.Tarih_Vakf%C4%B1_Yurt_Yay%C4%B1nlar%C4%B1_2014.
- Fetvacı, Emine. *Picturing History at the Ottoman Court*. Indiana: Indiana Univ. Press, 2013.
- Goffman, Daniel. *The Ottoman Empire and Early Modern Europe*. Cambridge: Cambridge University Press, 2007.
- Gürkan, Emrah Safa. *Fooling the Sultan: Information, Decision-Making and the ‚Mediterranean Faction‘ (1585–87)*. Zugriff am 23. April 2017. http://www.isam.org.tr/documents/dosyalar/pdfiler/osmanli_arastirmalari_dergisi/osmanli_sy45/2015_45_03_sgurkan.pdf.
- Hathaway, Jane. *The Arab Lands under Ottoman Rule, 1516–1800*. Harlow: Routledge, 2009.

- Heinen, Ulrich. „Antwerpen am Euphrat verteidigen – Rubens malt für Europa: Zur Vielfalt des frühneuzeitlichen Orientalismus.“ In *Das Bild des Feindes: Konstruktion von Antagonismen und Kulturtransfer im Zeitalter der Türkenkriege*, herausgegeben von Eckhard Leuscher und Thomas Wünsch, 355–448. Berlin: Mann, 2013.
- Hess, Andrew. *The Forgotten Frontier: A History of the Sixteenth Century Ibero-African Frontier*. Chicago: University of Chicago Press, 1978.
- Koller, Markus. „Europa und das Osmanische Reich/Europe and the Ottoman Empire.“ In *The Boundaries of Europe: From the Fall of the Ancient World to the Age of Decolonisation*, herausgegeben von Pietro Rossi, 139–173. Berlin: De Gruyter Akademie Forschung, 2015.
- Kunt, Metin. *The Sultan's Servants: The Transformation of Ottoman Provincial Government, 1550–1650*. New York: Columbia University Press, 1983.
- Malcolm, Noel. *Agents of Empire: Knights, Corsairs, Jesuits and Spies in the Sixteenth-Century Mediterranean World*. London: Allen Lane, Penguin Books, 2015.
- Münkler, Herfried. *Imperien: Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Berlin: Rowohlt, 2007.
- Pedani, Maria Pia. „Safiye's Household and Venetian Diplomacy.“ *Turcica* 32 (2000): 9–32.
- Reinhard, Wolfgang. *Die Unterwerfung der Welt: Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*. München: C. H. Beck, 2016.
- Schmitt, Jens Oliver. *The Ottoman Conquest of the Balkans: Interpretations and Research Debates*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2016.
- Tezcan, Baki. „The Frank in the Ottoman Eye in 1583.“ In *The Turk and Islam in the Western Eye, 1450–1750: Visual Imagery before Orientalism*, herausgegeben von James G. Harper, 267–296. London: Ashgate, 2011.
- Zwierlein, Cornel. *The Imperial Unknowns: The French and British in the Mediterranean, 1650–1750*. Cambridge: Cambridge University Press, 2016.

Sektion II Zonen der Barbarei in einem
aufgeklärten Europa?
„Mapping Europe“ in der Aufklärungszeit

Andreas Pečar

Einführung

Im Jahr 1994 hat der amerikanische Historiker Larry Wolff ein weithin beachtetes Buch vorgelegt, das den schönen Titel trägt: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of Enlightenment*.¹ Der im Aufklärungsdiskurs so wichtige Schlüsselbegriff der „Zivilisation“, so Wolff, sei von westlichen Autoren, Reisenden und nicht zuletzt von Mitgliedern der Herrschaftseliten so eingesetzt worden, dass man die Zivilisation für sich und seinesgleichen reklamierte und dem Osten Europas kurzerhand absprach. Auf diese Weise sei „Osteuropa“ erst eigentlich erfunden worden und zum Bestandteil der „mental map“ der Aufklärung geworden: Als das barbarische, rückständige, unzivilisierte beziehungsweise noch nicht zivilisierte Gegenstück zu zivilisierten und aufgeklärten Staaten im Westen, wie Frankreich und England. Damit lässt sich der Titel dieser Sektion besser erklären. Für Wolff haben die aufgeklärten Autoren Osteuropa als eine Zone der Barbarei, der Rückständigkeit und des Fanatismus ausgemacht und vom aufgeklärten Europa abgegrenzt.²

Wolff hat mit seinem Werk einen wichtigen Beitrag zu der Frage beigesteuert, welche neuen Hierarchien sich innerhalb Europas infolge der Aufklärung und infolge des Zivilisationsparadigmas etabliert haben und wie sich das Selbstbild Europas in der Aufklärungszeit dadurch wandelte. Gleichwohl gibt es in der Untersuchung ein paar offene Punkte, die hier kurz genannt werden sollen:

Wolff lässt vor allem französische und englische Autoren zu Wort kommen, wenn er danach fragt, wie Osteuropa erfunden wurde. Was ist aber mit den Selbstbildern, den nationalen Stereotypen und den Geschichtskonstruktionen, die den politischen Diskurs in Polen, in Russland und in anderen Ländern des östlichen Europa bestimmten? Gibt es eine wie auch immer geartete Wechselbeziehung zwischen dem Bild, das man sich in Westeuropa im 18. Jahrhundert von Osteuropa machte und den politischen Identitätsdiskursen, die in den Staaten

1 Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment* (Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1994).

2 Wolff, *Inventing*, 17–49, 91, 184–189, 211–215, 260–266.

Osteuropas gepflegt wurden? Diese Frage stellt sich Larry Wolff nicht. Sie wird insbesondere in den Beiträgen von Karsten Holste (über Polen) und Klemens Kaps (über Galizien) aufgegriffen werden.

Wolff hat sich in seiner Studie für die Folgen des Zivilisationsparadigmas bei der Wahrnehmung und der Beschreibung (und schließlich auch der Beherrschung) Osteuropas interessiert. Dadurch wird mitunter der Eindruck von holistischen Einheiten geweckt: Hier der Westen, der für sich beansprucht, aufgeklärt und zivilisiert zu sein, dort der Osten, dem man beide Eigenschaften abspricht. Wolffs Beitrag bewegt sich damit in der Tradition von Edward Saids Vorstellung vom Diskurs eines Orientalismus, mit dem der Osten Europas vom Westen zugleich beschrieben, kategorisiert und kolonial beherrscht werden sollte.³ Die öffentlichen Debatten über Aufklärung und Zivilisation waren aber deutlich vielschichtiger und differenzierter, als es die Gegenüberstellung von West gegen Ost vermuten lässt. Der Zivilisationsbegriff stellte durchaus auch für die nationalen Selbstbilder im Westen, zum Beispiel in Frankreich oder in Großbritannien, eine Herausforderung dar. Die Beiträge von Damien Tricoire und Moritz Baumstark gehen der Frage nach, wie die Unterscheidung von Zivilisation und Barbarei innerhalb westlicher Monarchien – in Frankreich und in Großbritannien – von bestimmten Autoren oder Gruppen genutzt wurde, um daraus jeweils politisches Kapital zu schlagen und Geltungsansprüche abzuleiten.

Es sollte zumindest Erwähnung finden, dass Osteuropa keinesfalls die einzige Zone der Barbarei war, die Aufklärer in Europa auszumachen meinten. Aufklärer übernahmen auch gerne ältere Stereotype und Feindbilder, wie sie beispielsweise in Zeiten des Krieges gegen Spanien im 17. Jahrhundert gerade in Frankreich, aber auch in protestantischen Ländern, Konjunktur hatten: Vom fanatischen, stolzen und herrischen Spanien, das danach trachte, seine Tyrannei über ganz Europa auszubreiten.⁴ Der Zivilisationsdiskurs ging zwangsläufig mit einer eigenen Topographie einher, von Staaten oder besser von Herrschern, die als aufgeklärt galten – da sie mit den französischen *philosophes* engen Austausch pflegten und deren Anspruch einer kulturellen und politischen Wächterrolle zumindest situativ zu akzeptieren schienen – und anderen Herrschern, die den *philosophes*

3 Vgl. Burkhard Schnepel, Gunnar Brands und Hanne Schönig, Hrsg., *Orient - Orientalistik - Orientalismus: Geschichte und Aktualität einer Debatte*, Postcolonial Studies, Bd. 5 (Bielefeld: transcript Verlag, 2011).

4 Hans Hinterhäuser, *Spanien und Europa: Texte zu ihrem Verhältnis, von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, DTV-Dokumente (München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1979); vgl. gegen das in Frankreich gepflegte Bild vom unaufgeklärten Spanien Gabriel B. Paquette, *Enlightenment, Governance and Reform in Spain and its Empire: 1759 - 1808* (Houndsmills: Palgrave Macmillan, 2011).

die kalte Schulter zeigten und auch daher als rückständig und barbarisch abqualifiziert wurden.⁵

Und schließlich sollte jeder Anschein, man habe es mit holistischen Einheiten und Entitäten zu tun, auch in der Rede von der Aufklärung beziehungsweise den Aufklärern vermieden werden. Selten stimmten alle Aufklärer in ihren Sympathien und ihren Feindbildern überein.⁶ War Polen für Voltaire ein Bild der Rückständigkeit und des Fanatismus, bevölkert von Adligen, die sich gegen ihren König und die russische Zarin Katharina II. erhoben, um in ihrem Land keine Religionsfreiheit dulden zu müssen, so sah Rousseau in den Aufständischen Zeichen einer ursprünglichen Bürgertugend, da die Aufständischen bereit seien, für ihren Kampf um Selbstbestimmung ihr Leben aufs Spiel zu setzen, also um ihrer Gemeinschaft willen jedes Opfer zu bringen. Polen konnte also in den zeitgenössischen Debatten der Aufklärungszeit ganz unterschiedliche Dinge repräsentieren – Rückständigkeit und Barbarei ebenso wie Bürgertugend und Opferbereitschaft.⁷

Es geht in dieser Themeneinheit also darum, anhand der vier Beispiele zu Polen, Galizien, Frankreich und Großbritannien darzulegen, auf welcher vielfältigen Weise man in der Aufklärungszeit eine „mental map“ von Europa erstellte, nachdem man die Unterscheidung zwischen Zivilisation und Barbarei (eventuell auch zwischen Aufklärung und Fanatismus) zum wichtigsten Maßstab erhoben hatte. Die Grenzlinien, die dabei jeweils gezogen wurden, verliefen nicht nur zwischen Westeuropa einerseits und Osteuropa andererseits, sondern wurden situativ auf jeweils völlig unterschiedliche Art und Weise gezogen. Die „Erfindung Osteuropas“ war in diesen diskursiven Topographien nur eine von zahlreichen Konstruktionen, mit denen Geltungsansprüche untermauert und kulturelle Hierarchien postuliert werden sollten.

5 Andreas Pečar und Damien Tricoire, *Falsche Freunde: War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?* (Frankfurt am Main: Campus, 2015), 50–62.

6 Pečar und Tricoire, *Freunde*, 57–58.

7 Vgl. jetzt Karsten Holste: Karsten Holste, „(Über-)Setzungen von Institutionen politischer Freiheit: Entstehung und Rezeption von Rousseaus *Considérations sur le gouvernement de Pologne*“, in *Jean-Jacques Rousseau: Im Bann der Institutionen*, hrsg. von Konstanze Baron und Harald Bluhm, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Sonderbd. 38 (Berlin: De Gruyter, 2016), 183–199.

Bibliografie

- Hinterhäuser, Hans. *Spanien und Europa: Texte zu ihrem Verhältnis, von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. DTV-Dokumente. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1979.
- Holste, Karsten. „(Über-)Setzungen von Institutionen politischer Freiheit: Entstehung und Rezeption von Rousseaus *Considérations sur le gouvernement de Pologne*.“ In *Jean-Jacques Rousseau: Im Bann der Institutionen*, herausgegeben von Konstanze Baron und Harald Bluhm, 183–199. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 38. Berlin: De Gruyter, 2016.
- Paquette, Gabriel B. *Enlightenment, Governance and Reform in Spain and its Empire: 1759–1808*. Houndsmills: Palgrave Macmillan, 2011.
- Pečar, Andreas und Damien Tricoire. *Falsche Freunde: War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?* Frankfurt am Main: Campus, 2015.
- Schnepel, Burkhard, Gunnar Brands und Hanne Schöning, Hrsg. *Orient – Orientalistik – Orientalismus: Geschichte und Aktualität einer Debatte*. Postcolonial Studies, Bd. 5. Bielefeld: transcript Verlag, 2011.
- Wolff, Larry. *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1994.

Karsten Holste

Das Wechselspiel von Fremd- und Selbstexotisierung polnisch-litauischer Eliten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts

Abstract Ausgehend von einem Vergleich zwischen zwei Berichten deutscher Reisender über Polen-Litauen aus dem ersten und letzten Drittel des 18. Jahrhunderts setzt sich der Beitrag kritisch mit Larry Wolffs These auseinander, dass Osteuropa während dieses Zeitraums in den westeuropäischen aufgeklärten Diskursen als exotische, halbbabiarische Region konstruiert wurde – mit dem Ziel der mentalen Durchdringung und Beherrschung. Der Vergleich scheint diese These zwar grundsätzlich zu bestätigen, aber der anschließende allgemeinere Blick auf die politischen Debatten in der westeuropäischen ebenso wie der polnisch-litauischen Öffentlichkeit zeigt ein komplexeres Bild. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts blieb umstritten, was als zivilisiert oder als barbarisch zu gelten habe, inwieweit das als zivilisiert Geltende ein erstrebenswertes Ziel sei und schließlich welche politischen Konsequenzen aus dem jeweiligen Befund gezogen werden müssten. Die osteuropäische Andersartigkeit blieb bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vor allem Argumentationsfigur aufgeklärter Rhetorik und wurde erst danach in positivistischem Kontext als Wirklichkeitsbeschreibung aufgegriffen.

Larry Wolff hat in seiner 1994 erschienen Studie *Inventing Eastern Europe* gezeigt, dass die Betrachtungen westeuropäischer Aufklärer über den östlichen Teil Europas keineswegs nur als Reflexionen über den Unterschied zwischen West- und Osteuropa interpretiert, sondern ebenso gut als Konstruktionen dieses Unterschieds gelesen werden können. Darüber hinaus verbindet Wolff diese Setzungsleistung mit einer dahinterstehenden Zielstellung, das östliche Europa zunächst mental zu unterwerfen, um es reif für spätere Eroberungen zu machen.¹

1 Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. 4. Aufl. (Stanford, Calif.: Stanford Univ. Press, 1995).

Nun lässt sich nicht abstreiten, dass das östliche Europa bereits vor der Aufklärung westeuropäischen Reisenden als fremd und andersartig erscheinen konnte. Dies wirft die Frage auf, was die aufgeklärten Beschreibungen der Fremdheit von früheren unterschied und es sinnvoll erscheinen lassen könnte, von Exotisierung im Sinne einer Konstruktion von grundsätzlicher Andersartigkeit zu sprechen. Darüber hinaus kann danach gefragt werden, inwieweit das, was von westeuropäischen Beobachtern als andersartig beschrieben wurde, und die Ziele, die mit dieser Beschreibung verbunden waren, konstant blieben. Dies führt drittens zu der Frage, inwieweit sich osteuropäische Eliten selbst mit unterschiedlichen Zielsetzungen an der Konstruktion von Andersartigkeit ihrer Gesellschaft beteiligten.

Diesen drei Fragen will ich im Folgenden in der gebotenen Kürze nachgehen. Zunächst werden exemplarisch zwei Beschreibungen deutscher Reisender von Begegnungen mit der polnischen Bevölkerung aus dem ersten und letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einander gegenübergestellt. Damit kann einerseits die Kontinuität der Fremdheitswahrnehmung verdeutlicht werden, andererseits der Wandel von der bloßen Konstatierung kultureller Unterschiede hin zur Deutung als Zeichen von historisch gewachsener und letztlich nur durch Eingriffe von außen zu überwindender kultureller Rückständigkeit. Der zweite Abschnitt widmet sich den Verbindungen zwischen der Annexionspolitik der Nachbarmächte Polen-Litauens und den Beschreibungen der Gesellschaft Polen-Litauens in der europäischen Publizistik. Im Zentrum stehen dabei die in der europäischen Öffentlichkeit am Beispiel Polen-Litauens und der Politik seiner Nachbarn geführten Debatten darum, was als zivilisiert und was als barbarisch zu bezeichnen ist. In einem dritten Abschnitt wird schließlich auf die Verwendung von Rückständigkeits- und Fortschrittsvorstellungen in den politischen Debatten innerhalb Polen-Litauens eingegangen. Denn die polnischen Eliten reagierten keineswegs nur auf von außen herangetragene Konzepte, sondern setzten diese gezielt in den innenpolitischen Auseinandersetzungen ein und entwickelten sie zu diesem Zweck weiter.

Insgesamt soll verdeutlicht werden, dass der Prozess der Konstruktion grundsätzlicher Andersartigkeit der Bevölkerung des östlichen Europas von der im europäischen Westen im 18. Jahrhundert keineswegs abgeschlossen war. Vorwürfe der Barbarei und der Rückständigkeit in der Publizistik des 18. Jahrhunderts lassen sich vielmehr vor allem als zeitspezifische Argumentationsfiguren verstehen, die an konkrete politische Kontexte gebunden waren. Von diesen löste sich die Behauptung eines Kulturgefälles zwischen West und Ost erst im 19. Jahrhundert, als die Argumentationsfiguren des 18. Jahrhunderts zunehmend als Tatsachenbeschreibungen interpretiert wurden.

1. Deutsche Reisende über die Bevölkerung Polen-Litauens um 1730 und um 1785

Johann Wendel Bardili (1676–1740), Erzieher des württembergischen Prinzen Maximilian Emanuel, schloss sich mit diesem 1703 den in Polen-Litauen kämpfenden schwedischen Truppen an, da der Prinz im Großen Nordischen Krieg militärische Erfahrungen zu sammeln beabsichtigte.² Bardili begleitete Maximilian Emanuel bis zu dessen Tod 1709 und folgte dann noch den schwedischen Truppen bis ins osmanische Bender (heute in Moldavien). Über seine ersten Eindrücke von der Bevölkerung in Polen berichtete er in den 1730er-Jahren folgendes:

Die Leute sahen in dero seltsamen Beltzen lächerlich, die Vornehmste, nehmlich die Noblesse kommen gar nicht mit derjenigen Idée überein, die man bis dahero von einem Cavallier und einer adelichen Dame hatte: Dann hier sahe man in der That, daß sie nichts als der bloße Name von anderen distinguire. Sie giengen nach der alten Orientalischen Manier ganz barfuß, jedoch seynd sie darinnen von denen Morgenländischen Völkern unterschieden, daß das Fußwaschen bey ihnen nicht gebräuchlich [...]. Haben auch sonderlich darinnen etwas von dem ersten Alterthum, da man das Hirten-Amt vor eine honorable Charge gehalten, und auch die noch heutigen Tags nicht scheuet Fürsten zu nennen, die doch damahls in der That Viehhirten gewesen, außer daß diese unter ihren Herden auch die Schweine mengen, welches man doch von den Alten nicht lisset.³

Dieser und ähnliche Vergleiche, die auf den ersten Blick wie reiner Hohn über die polnischen Verhältnisse erscheinen, sind weit weniger eindeutig als solcher zu verstehen, wenn man die durchaus gängigen gelehrten Versuche in Betracht

2 Zu Bardili und seiner Reise vgl. Włodzimierz Zientara, *Sarmatia Europiana oder Sarmatia Asiana? Polen in den deutschsprachigen Druckwerken des 17. Jahrhunderts*. 2. Aufl. (Toruń: Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 2003), 50–54; Adam Perlakowski, „Von Württemberg in die polnisch-litauische Adelsrepublik: Der Reisebericht Johann Wendel Bardilis als Quelle für Kriegserfahrungen 1703 bis 1704: Herzog Maximilian Emanuel von Württemberg-Winnental an der Seite König Karls XII. von Schweden,“ in *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 66 (2007): 205–237.

3 Johann Wendel Bardili, *Des Weyland Durchl. Printzens Maximilian Emanuels Hertzogs in Würtemberg [...] Reisen und Campagnen durch Teutschland in Polen, Lithauen, roth und weiß Reußland, Volhynien, Severien und Ukraine [...] Nebst der Reis-Beschreibung von Pultawa nach Bender* (Stuttgart: Selbstverlag, 1730), 27–28.

zieht, sämtliche als fremd erscheinenden Verhältnisse unter Rückgriff auf den literarischen Kanon zu erklären. Bardili betonte jedenfalls an späterer Stelle in seinem Text, dass alle von ihm gelegentlich eingefügten Beschreibungen von Tugenden und Lastern der Vertreter verschiedener Nationen nicht verallgemeinert werden dürften, sondern nur seinen persönlichen Eindruck in konkreten Situationen wiedergeben würden.⁴ Im letzten Abschnitt seiner Reisebeschreibung berichtete er schließlich über einen polnischen Adligen, der dem schwedischen König nach der Schlacht bei Poltawa und dem Rückzug der schwedischen Truppen ins Osmanische Reich als Unterhändler mit der Pforte diente:

[Er] war von Geburth ein Polnischer von Adel, und sowohl von Natur, als Fleiß und Erfahrung mit solchen Tugenden begabet, daß er allen denjenigen, die von der Polnischen Nation, ihrer Sitten und Umgangs halben, nicht einen allzu guten Concept haben, in dem ersten Anblick und also durch seine Conversation noch mehr eine ganz andere Idée beybringen kann, indem er nichts an sich hat, was nicht charmant und aimable, und dennoch eine Hochachtung zu erlangen geschickt wäre.⁵

Dieser Unterhändler war Stanisław Poniatowski, dessen Vater höchstwahrscheinlich noch zu jener Art Adel gezählt hatte, die Bardili zu Beginn seiner Beschreibung so despektierlich beschrieben hatte. Stanisław Poniatowskis Sohn Stanisław Antoni, dem offensichtlich ähnliche Eigenschaften wie seinem Vater zugeschrieben wurden, wurde dann 1764 mit dem Namen Stanisław II. August polnischer König – nicht zuletzt, wie seine Kritiker kolportierten, weil ihn auch die russische Zarin Katharina II. äußerst *aimable* fand.⁶

Georg Forster, der 1784 als Professor für Botanik an die Universität Wilna berufen wurde, lernte den König auf seiner Reise an seinen zukünftigen Wirkungsort kennen und zeigte sich in seinen Briefen positiv beeindruckt.⁷ Während

4 Bardili, *Maximilian Emanuel*, Vorrede zur *Reisebeschreibung von Pultawa durch das desert dzikie pole nach Bender*, [9] – vom Buchbinder meist eingeschoben zwischen 480–481.

5 Bardili, *Maximilian Emanuel*, 565.

6 Emanuel Rostworowski, *Ostatni król rzeczypospolitej: Geneza i upadek konstytucji 3 maja* (Warszawa: Państwowe Wydawnictwo „Wiedza Powszechna“, 1966), 26–46; Andrzej Zahorski, *Spór o Stanisława Augusta*. 2. Aufl. (Warszawa: Państwowy Instytut Wydawnic, 1990), 14–15.

7 Georg Forster, „Tagebucheintrag vom 3. November 1784.“ in *Georg Forsters Werke: Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 12: Tagebücher*, hrsg. von Brigitte Leuschner. 2. Aufl. (Berlin: Akademie Verlag, 1993), 173–175; vgl. Georg Forster, „An Christian Gottlob Heyne, Wilna den 20. November 1784.“ in *Georg Forsters Werke, Bd. 14: Briefe 1784–Juni 1787*, hrsg. von Brigitte Leuschner (Berlin: Akademie Verlag, 1978), 207–210.

Bardilis Reisebeschreibung mit Betonung der Fremdheit der polnischen Bevölkerung begann, um dieses Bild allmählich zu revidieren, ist in den Briefen Forsters eine entgegengesetzte Entwicklung zu verzeichnen. Die positiven ersten Eindrücke verblassten allmählich, wozu die unbefriedigende Ausstattung der Professur, die Abgelegenheit Wilnas von den gängigen Fernpoststrecken und Forsters Unfähigkeit, die polnische Sprache zu erlernen, sicher das ihre beitrugen.⁸ Während Bardili am Ende seiner Reisebeschreibung die anfängliche Wahrnehmung Polen-Litauens als exotischem Rand Europas relativierte, wurde die polnische Bevölkerung für Forster immer exotischer. Hatte er in Briefen zunächst wohlwollend über seine Wilnaer Kollegen und den örtlichen Hochadel, der ganz und gar nicht auf Standesunterschiede pochte, berichtet, schrieb er 1786 an seinen Freund, den aufgeklärten Naturforscher Georg Christoph Lichtenberg:

[...] das Volk ist nunmehr wirklich durch die langgewohnte Claverei zu einem Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichen Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderm europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maßregeln ergriff, wozu bis jetzt auch nicht der mindeste Anschein ist.⁹

Und Forster wurde noch deutlicher: „Zwischen den hiesigen Weibern der Volksklasse und den deutschen findet durchaus kein Vergleich statt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cook’s Reise.“ Der „niedrigen Klasse des Adels“ schrieb Forster schließlich zu, eher „noch verworfener“ zu sein, und dem „höheren und reicheren Adel bis hinauf zum Throne“, sich nur in „Schattierungen“ davon zu unterscheiden.¹⁰ Auch wenn die Drastik der Wortwahl sicher als Anspielung auf den scharfen Ton von Lichtenbergs Aphoristik zu verstehen ist, sind die Äußerungen doch nur eine Zuspitzung dessen, was Forster

8 Vgl. Helga Schultz, „Georg Forster und Polen – Irritationen und Vorurteile,“ in *Auf dem Weg in die Moderne: Radikales Denken, Aufklärung und Konservatismus*, hrsg. von Birgitta Bader-Zaar, Margarete Grandner und Edith Saurer, Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 5 (Innsbruck: StudienVerlag, 2007), 47–63. Zur Entwicklung von Forsters Geschichtsdenken vgl. Oliver Hochadel, „Natur – Vorsehung – Schicksal: Zur Geschichtsteologie Georg Forsters,“ in *Wahrnehmung-Konstruktion-Text: Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters*, hrsg. von Jörn Garber, Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, Bd. 12 (Tübingen: Niemeyer, 2000), 77–104.

9 Georg Forster, „An Georg Christoph Lichtenberg, Wilna den 18. Juni 1786,“ in *Georg Forsters Werke*, Bd. 14, 491–492.

10 Forster, *Werke*, Bd. 14, 492.

in anderen Briefen berichtete. Forsters ihm nachgereiste Frau Therese befand im selben Jahr in einem Brief an Johann Karl Philipp Spener, den befreundeten Verleger der Berliner *Spenerschen Zeitung* und der *Berlinschen Monatsschrift*, des wichtigen Publikationsorgans der Berliner Aufklärung:

Die Menschen ohne alles Menschliche, die Nation verwildert.
Weg mit ihnen allen; ich bedaure sie und will eher Rußlands
oder Oesterreichs oder Preußens loyale Unterthanin sein,
sobald die Theilung von neuem angeht.¹¹

2. Fremdexotisierungen Polen-Litauens als Strategien der Annexionslegitimation und der Deutung europäischer Ordnung

Auf den ersten Blick zeigt sich in den angeführten Reisebeschreibungen geradezu idealtypisch das Bild der allmählichen Konstruktion eines grundlegenden Entwicklungsgefälles zwischen westlichem und östlichem Europa, das Larry Wolff gezeichnet hat. Das Nebeneinander der Wahrnehmung kultureller Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei Bardili im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde bei Georg Forster im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ersetzt durch die Vorstellung eines zivilisatorischen Rückstandes, den es einerseits im Namen der Menschlichkeit aufzuholen galt, der andererseits aber nicht wirklich aufzuholen war – jedenfalls nicht im Rahmen allmählicher Entwicklung. Dies war – wie bei seiner Frau Therese Forster angedacht – geeignet, eine Unterwerfung unter fremde Mächte als Notwendigkeit der Durchsetzung von Fortschritt zu rechtfertigen. Die von ihr 1829 herausgegebenen Briefe Georg Forsters verhalten dem von ihm gebrauchten pejorativen Begriff „polnische Wirtschaft“, der zuvor nur im deutsch-polnischen Grenzland verbreitet war, zu einer Karriere als im ganzen deutschen Sprachraum gängigen Stereotyp.¹²

Gegen das allgemeine von Wolff entworfene Bild von einem als einheitlich wahrgenommenen Osteuropa spricht allerdings, dass Russland bei Forster – wie in anderen deutschsprachigen Texten – durchaus als Partner bei der Zivilisationsmission gegenüber Polen-Litauen angesehen wurde. Zudem sei darauf verwiesen, dass Bernhard Struck aufgezeigt hat, in welchem Ausmaß deutsche bildungs-

11 Therese Huber an Carl Spener, Wilna 19. Februar 1786, in *Therese Huber: Briefe*, hrsg. von Magdalene Heuser (Tübingen: Max Niemeyer, 1999), Bd. 1, 205–208, hier 207.

12 Hubert Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*“: *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 21 (Wiesbaden: Harrassowitz, 1996), 47–75.

bürgerliche Reisende keineswegs nur auf dem Weg nach Osten, sondern auch auf dem nach Westen häufig ein aus ihrer Sicht enormes Kulturgefälle beklagten.¹³

Dennoch ist festzuhalten, dass die Darstellung Polen-Litauens als rückständig, ja barbarisch ohne Zweifel einen wesentlichen Bestandteil der Bemühungen preußischer, habsburgischer und russischer Publizistik bildete, ihre gegen Polen-Litauen gerichtete Politik zu legitimieren. Dies zeichnete sich bereits in der preußischen Propaganda gegen die polnischen politischen Eliten nach dem Thorner Tumult und den anschließenden Todesurteilen von 1724 ab.¹⁴ Die Gegenpublizistik konnte zu diesem Zeitpunkt allerdings noch recht erfolgreich auf die europäische Vernetzung der polnischen Eliten verweisen, und prinzipiell hatten Verweise auf konfessionelle Trennlinien weit größeres Gewicht als solche auf kulturelle Unterschiede.¹⁵

Bei der Legitimation der Teilung Polen-Litauens von 1772, bei der von der preußischen, habsburgischen und russischen Monarchie große Gebiete annektiert wurden, spielte der Vorwurf an die polnischen Eliten, zu politischer Ordnung und zu Toleranz unfähig zu sein, hingegen bereits eine zentrale Rolle – ein Vorwurf, der einherging mit einer Exotisierung der polnischen Gesellschaft. Auch die zweite und dritte Teilung Polen-Litauens 1793/95 wurden als Kampf gegen Anarchie und Barbarei legitimiert.¹⁶ Was als Anarchie und barbarisch galt, hatte sich allerdings verändert. Der ersten Teilung war ein mehrjähriger Bürgerkrieg in Polen-Litauen vorausgegangen, der zumindest formal auf den Widerstand eines Teils der adligen Eliten gegen den Ausbau der Rechte protestantischer und orthodoxer Minderheiten zurückging. Die Vorgeschichte der zweiten und dritten Teilung bildete hingegen die Errichtung einer konstitutionellen staatlichen Ordnung in Polen-Litauen, die sich zumindest teilweise an

13 Bernhard Struck, *Nicht West – nicht Ost: Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2006), besonders 387–432.

14 Samuel Feinauer, „Grenzen der Aufklärung? Polenbilder zur Zeit der Frühaufklärung in der deutschsprachigen und englischen Publizistik am Beispiel des Thorner Tumults von 1724,“ in *In Tempore* 6 (2008), 1–14; Stanisław Salmonowicz, „The Toruń Uproar of 1724,“ in *Acta Poloniae Historica* 47 (1983): 55–79, hier 72–76.

15 Karsten Holste, „Konkurencyjne koncepcje przestrzeni: Różnorodność wyznaniowych i politycznych geografii w niemieckojęzycznej publicystyce z czasu tumultu toruńskiego w 1724 roku [Konkurrierende Raumkonzeptionen: Die Vielfalt konfessioneller und politischer Geographien in der deutschsprachigen Publizistik zur Zeit des Thorner Tumultes von 1724],“ in *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 57 (2013): 76–95.

16 Hans-Jürgen Bömelburg et al., „Die Teilungen Polen-Litauens als Zäsur einer europäischen Strukturgeschichte: Komparative Überlegungen jenseits der Nationalgeschichtsschreibung,“ in *Die Teilungen Polen-Litauens: Inklusions- und Exklusionsmechanismen, Traditionsbildung, Vergleichsebenen*, hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg, Andreas Gestrich und Helga Schnabel-Schüle (Osnabrück: fibre-Verlag, 2013), 9–35.

den Entwicklungen im revolutionären Frankreich orientierte. Der Vorwurf, an feudaler Barbarei vergangener Zeiten festzuhalten, ging in der Legitimations-Publizistik der Teilungsmächte nahezu nahtlos in den Vorwurf über, die jakobinische Barbarei neuerer Zeiten zu fördern.

Dies war nun keineswegs im Sinne Georg Forsters, der sich zu Beginn der 1790er Jahre in Mainz und Paris für die Revolution engagierte, und auch für Polen durch eine Revolution eine Verbesserung der Lage erhoffte.¹⁷ Feststellen lässt sich überhaupt, dass Kritik an den Teilungen und ihrer Legitimation um 1772 vor allem von jenen geäußert wurde, die die europäische Ordnung des Ancien Régime bedroht sahen, um 1793/95 hingegen eher von jenen, die eine generelle Neuordnung anstrebten. Hatten die Teilungsmächte in den 1770er Jahren noch einen Großteil der aufgeklärten Öffentlichkeit auf ihrer Seite, so war in den 1790ern das Gegenteil der Fall. Nicht nur die Bedeutung von Ordnung und Barbarei hatte sich verschoben, sondern auch, wer wen als Vertreter von Ordnung oder Barbarei betrachtete.

Allerdings gab es auch Argumentationslinien, die sich nicht in das Schema aufgeklärte Teilungsbefürwortung in den 1770er Jahren und aufgeklärte Teilungskritik in den 1790er Jahren einordnen lassen. Einerseits wären diejenigen von Edmund Burke und Charles Maurice de Talleyrand zu nennen, die in der Teilung Polen-Litauens und ihrer Legitimation von 1772 bereits dieselben zerstörerischen Prinzipien wirken sahen, die sie als Ursache der Französischen Revolution und der nachfolgenden Expansionskriege betrachteten.¹⁸ Aus dieser Perspektive war das Vorgehen der Teilungsmächte gegen Polen-Litauen gerade kein Schritt zur Beseitigung von Barbarei und Schaffung von Ordnung, sondern vielmehr einer in Richtung zur Zerstörung von Ordnung und zur Ausbreitung von Barbarei. Damit griffen sie die Einbeziehung Polen-Litauens in die alteuropäische Ordnung auf, die sich bei Bardili zeigen ließ und den Erwidern gegen die preußische Propaganda nach dem Thorner Tumult von 1724 zugrunde lag. Konservative polnische Aristokraten wie Atanazy Raczyński versuchten diese Deutung noch in der Restaurationsepoche des 19. Jahrhunderts erfolglos Vertretern der preußischen Teilungsmacht nahe zu legen, wobei Raczyński zugleich von einer geheimen Verbindung zwischen russischem Expansionsstreben und der westeuropäischen revolutionären Bewegung ausging.¹⁹ Die

17 Schultz, „Georg Forster,“ 51.

18 Bömelburg et al., „Teilungen,“ 25–27.

19 Karsten Holste, „... wie einen getauften Juden: Die Einschränkung des politischen Handlungsspielraumes polnischer Aristokraten in der preußischen Monarchie: das Beispiel der Brüder Edward und Atanazy Grafen Raczyński,“ in *Edward i Atanazy Raczyńscy: dzieła-osobowości-wybory-epoka = Edward und Atanazy Raczyński: Werke-Persönlichkeiten-Bekanntnisse-Epoche*, hrsg. von Adam S. Labuda, Michał Mencfel und Wojciech Suchocki (Poznań: Muzeum Narodowe w Poznaniu, 2010), 35–49.

ausgiebige finanzielle Förderung französischer Aufklärungsschriftsteller durch die russische Zarin Katharina II. im Vorfeld der Teilung von 1772 fand hier ihren späten Nachhall.²⁰

Andererseits hatte Rousseau bereits in seinem um 1770 entstandenen, aber erst 1782 gedruckten *Considérations sur le gouvernement de Pologne* eine eigene Deutung der polnischen Entwicklungen entworfen.²¹ Diese ging von einer – wie deutlich gekennzeichnet wurde – aus polnischen Quellen übernommenen Vorstellung polnischer Besonderheit aus. Aber gerade aus der relativen Zivilisationslosigkeit der polnischen Gesellschaft – ihrem, wie Rousseau hervorhob, „kindlichen Charakter“ – ergebe sich die Chance für eine die Dekadenz europäischer Zivilisation überwindenden Neuordnung.²² Rousseaus Schrift stellte zwar einen Extremstandpunkt dar, aber sie reihte sich ein in die Tendenz der aufgeklärten französischen Publizistik, Fortschritt verstärkt als Wiederherstellung natürlicher Verhältnisse und Gewinnung von Freiheit zu denken, weniger als bloße Ordnung und Zivilisation. Nicht nur die Auseinandersetzung mit den politischen Entwicklungen in Polen-Litauen, sondern auch mit den politischen Debatten in Polen-Litauen bildete dabei, wie Jean Fabre konstatiert hat,²³ eine nicht unwesentliche Rolle. Dies lenkt den Blick auf die Diskussion in Polen-Litauen selbst.

20 Zur Einflussnahme auf Voltaire vgl. Daniel Beauvois, „Francuski świat filozoficzny wobec konfederacji barskiej,“ in *Konfederacja barska, jej konteksty i tradycje*, hrsg. von Anna Buchmann und Adam Danilczyk (Warszawa: DiG, 2010), 265–278, hier 268–270. Allgemein zu den Beziehungen zwischen Kartharina II. und Vertretern der französischen Aufklärung vgl. Inna Gorbatov, *Catherine the Great and French Philosophers of the Enlightenment: Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot and Grimm* (Bethesda: Academic Press, 2006).

21 Jean-Jacques Rousseau, „Betrachtungen über die Regierung von Polen und ihre beabsichtigte Reformierung,“ in *Kulturkritische und politische Schriften in 2 Bänden*, hrsg. von Martin Fontius (Berlin: Rütten & Loening 1989), Bd. 2, 431–530. Zur Entstehung vgl. Jerzy Michalski, *Rousseau i sarmacki republikanizm* (Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1977).

22 Karsten Holste, „(Über-)Setzungen von Institutionen politischer Freiheit: Entstehung und Rezeption von Rousseaus *Considérations sur le gouvernement de Pologne*,“ in *Jean-Jacques Rousseau: Im Bann der Institutionen*, hrsg. von Konstanze Baron und Harald Blum. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 38 (Berlin: De Gruyter 2016), 183–199.

23 Jean Fabre, „Stanislas Leszczyński et l’idée républicaine en France au XVIII^{ème} siècle,“ in *Lumières et romantisme : Énergie et nostalgie de Rousseau à Mickiewicz* (Paris: Klincksieck, 1980), Bd. 7, 131–149. Vgl. Maciej Forycki, *Anarchia polska w myśli oświecenia : Francuski obraz Rzeczypospolitej szlacheckiej u progu czasów stanisławowskich* (Poznań: Wydawnictwo Instytutu Historii Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza, 2004), 240–241.

3. Selbstexotisierungen polnisch-litauischer Eliten als Teil ihrer politischen Strategien

In der frühneuzeitlichen Adelsgesellschaft Polens breitete sich seit dem 15. Jahrhundert ein ausgeprägtes kulturelles und politisches Sonderbewusstsein aus: Insbesondere die Betonung der eigenen Freiheitsrechte einte den Adel des Reiches über alle internen Differenzen hinweg und wurde auch von Teilen der städtischen Patriziate geteilt.²⁴ Diese Entwicklung stellte zunächst keineswegs eine Besonderheit unter den Adelsgesellschaften Europas dar – erst im 18. Jahrhundert geriet die polnische Adelskultur, deren ideologischer Markenkern nun von ihren Kritikern als Sarmatismus bezeichnet wurde, in den Ruf einer Abweichung von der europäischen Norm. Dies gilt zunächst für die namensgebende gelehrte Abstammungserzählung vom antiken Volk der Sarmaten, die – wie von Hans-Jürgen Bömelburg detailliert nachgewiesen – in Konkurrenz zu parallelen humanistischen Herkunftserzählungen europäischer Gesellschaften entstand.²⁵ Die Warnungen vor dem Sittenverfall durch fremden Luxus und äußere Kulturinflüsse können ebenso als gesamteuropäisches Phänomen der Barockkultur angesehen werden, wie die Entwicklung einer spezifischen Tracht – im polnischen Fall in Anlehnung an die osmanischen Nachbarn. Dasselbe gilt aber auch für das Beharren auf ständischen Freiheiten und deren Verteidigung gegen Übergriffe der Krone im Rahmen von Entwürfen einer *monarchia mixta*, die – worauf Michael G. Müller wiederholt hingewiesen hat²⁶ – noch im 17. Jahrhundert in

24 Hans-Jürgen Bömelburg, „Politische Öffentlichkeit und Verfassung zwischen Königsherrschaft, Oligarchie und Adelsrepublikanismus,“ in *Polen in der europäischen Geschichte: Ein Handbuch in vier Bänden, Bd. 2: Frühe Neuzeit* (Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 2011–2014), 369–396; Hans-Jürgen Bömelburg, „Polnische Freiheit’ – zur Konstruktion und Reichweite eines frühneuzeitlichen Mobilisierungsbegriffs,“ in *Kollektive Freiheitsvorstellungen im frühneuzeitlichen Europa (1400–1850)*, hrsg. von Georg Schmidt, Martin van Gelderen und Christopher Snigula, Jenaer Beiträge zur Geschichte, Bd. 8 (Frankfurt am Main: Lang, 2006), 191–222.

25 Hans-Jürgen Bömelburg, *Frühneuzeitliche Nationen im östlichen Europa: Das polnische Geschichtsdenken und die Reichweite einer humanistischen Nationalgeschichte (1500–1700)*, Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 4 (Wiesbaden: Harrasowitz, 2006).

26 Michael G. Müller, „Polen als Adelsrepublik: Probleme der neueren verfassungsgeschichtlichen Diskussion,“ in *Stände und Landesherrschaft in Ostmitteleuropa in der frühen Neuzeit*, hrsg. von Hugo Weczerka, Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien, Bd. 16 (Marburg: Verlag des Herder-Instituts, 1995), 95–110; Michael G. Müller, „Republicanism versus Monarchy? Government by Estates in Poland-Lithuania and in the Empire, Sixteenth to Eighteenth Centuries,“ in *Historical Concepts Between Eastern and Western Europe*, hrsg. von Manfred Hildermeier, New German Historical Perspectives, Bd. 1 (New York, NY: Berghahn Books, 2007), 36–47.

ganz Europa verbreitet waren und in den Schriften Boulainvilliers und Montesquieu auch im Frankreich des 18. Jahrhunderts noch Konjunktur hatten.

Erst die fiskalische und militärische Neuorganisation in den Nachbarstaaten Polen-Litauens um 1700, die einherging mit der Durchsetzung des monarchischen *dominum absolutum*, führte zu einer veränderten Situation.²⁷ In Russland, Preußen und Österreich kam es im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einer Neulegitimation monarchischer Herrschaft als Träger von Reformpolitik. Auch in Polen-Litauen gab es zunächst Ansätze zu einem Reformbündnis zwischen Krone und mittlerem Adel gegen die dominierende Position herausgehobener adliger Machtträger. Dieses Bündnis scheiterte aber an deren erfolgreicher Organisation von Widerstand im Namen der Verteidigung adliger Freiheiten und Privilegien. Die verschiedenen Gruppierungen einflussreicher Adelsgeschlechter verfolgten dann in den folgenden Jahrzehnten eigene, an der Entwicklung im übrigen Europa orientierte Reformagenden, die sie in Zusammenarbeit mit der Krone oder in Opposition zu dieser durchzusetzen suchten. Alle Reformbemühungen wurden aber von der jeweiligen Gegenpartei mit Hilfe der an einer innenpolitischen Schwäche Polen-Litauens interessierten Nachbarmächte blockiert.²⁸

Mit der unter dem Druck russischer Truppen 1764 durchgesetzten Wahl des bereits erwähnten Stanisław Antoni Poniatowski zum König schienen die inneren Konflikte in Polen kurzzeitig zugunsten der eng mit diesem verbundenen Adels-Gruppierung um die Familie Czartoryski entschieden, zumal die andauernde russische Truppenpräsenz deren Gegnern zunächst wenig Spielraum zu Widerstand ließ.²⁹ Das vom König schrittweise umgesetzte Reformprogramm wurde begleitet von einer publizistischen Propagandaoffensive, zu der neben dem Theater vor allem die Zeitschrift *Monitor* diente.³⁰ Zumindest die ersten

27 Robert I. Frost, *The Northern Wars: War, State, and Society in Northeastern Europe 1558–1721* (Harlow: Longman 2000), 192–262.

28 Wojciech Kriegseisen, „Zwischen sächsischem Absolutismus und goldener Freiheit? Politische Praxis, Reformentwürfe und Reformansätze bis 1763,“ in *Polen in der europäischen Geschichte* (Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2011), Bd. 2, 477–494; Jacek Staszewski, „Pomysły reformatorskie czasów Augusta II. Uwagi o dziełach i programach,“ in *„Jak Polskę przemienić w kraj kwitnący ...“ Szkice i studia z czasów saskich*, hrsg. von Jacek Staszewski (Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego, 1997), 69–95.

29 Rostworowski, *Ostatni król*, 34–56; Wojciech Kriegseisen, „Die Reformpolitik Stanisław August Poniatowskis: Grundlage, Programme, Trägerschichten, Resultate,“ in *Polen in der europäischen Geschichte* (Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2011), Bd. 2, 495–511, hier 497–502.

30 Elżbieta Aleksandrowska, „Wstęp,“ in *„Monitor“ 1765–1785: Wybór*, hrsg. von Elżbieta Aleksandrowska, Biblioteka narodowa. Seria 1, Nr. 226 (Wrocław: Zakład narodowy imienia Ossolińskich, 1976), V–CXLI; Jerzy Lukowski, *Disorderly liberty: The politi-*

beiden Jahrgänge wurden in Warschau und Leipzig auch in deutscher, teilweise aber vom Original stark abweichender Übersetzung herausgegeben.³¹ Einen der zentralen Bestandteile des *Monitor* bildeten Texte zur Diskreditierung der bisherigen polnischen Verhältnisse, die als von Intrigen und Aberglauben geprägt geschildert wurden – Texte, die in ihrer Drastik teilweise als Vorwegnahme der Äußerungen Forsters erscheinen können.

So begann die wahrscheinlich von Ignacy Krasicki verfasste Nummer 20 des *Monitor* von 1765,³² die den trotz formaler Gleichheit aller polnischen Adligen von bedeutenden Adelsfamilien erhobenen Anspruch auf Ämter und Würden kritisierte, mit dem Satz: „Niemasz narodu pod słońcem nad naszą Polskę, w którymby te dwie Passye w częstszym były zwyczajai: Pycha y podłość razem“ (Du hast kein Land unter der Sonne, in dem mehr als in unserem Polen die zwei Passionen häufigere Gewohnheiten wären: Hochmut und Niederträchtigkeit zugleich – Übersetzungen auch im Folgenden durch den Autor).³³

In fingierten Manuskripten eines chinesischen Reisenden, wahrscheinlich vom Onkel des Königs Adam Kazimierz Czartoryski verfasst,³⁴ wurde konstatiert: „Polska iest w tak nędznym stanie iak żadne Państwo w Europie“ (Polen ist in einem so armseligen Zustand wie kein anderes Land in Europa).³⁵ Als Ursache wurde die „falsch verstandene Freiheit“ des Adels angegeben und als einzige Möglichkeit zur Verbesserung des Zustandes deren Ersetzung durch eine „wahre Freiheit“ im Rahmen von für alle gültigen Gesetzen. Allerdings konstatierte der Autor: „Lecz do tego przyjść nie może, poki rozumnieysi w przewyższaiącey liczbie Prawa stanowiąc nie będą mogli, iak w rządzie wolnych Europy Państwach dzieie się“ (Aber dazu wird es nicht kommen, solange die Verständigeren nicht in ausreichender Zahl Gesetze aufstellen können werden, so wie dies bei der Regierung in den freien Ländern Europas geschieht).³⁶ Der Satz fehlt in der deutschen Übersetzung, wo stattdessen direkt die Forderung nach einer Stärkung der Königsgewalt ausgesprochen wird.³⁷

cal culture of the Polish-Lithuanian Commonwealth in the eighteenth century (London: Continuum, 2010), 100–109; Jerzy Dygdała, „U początków >czarnej legendy< czasów saskich“, in *Czasy Nowożytne* 23 (2010): 73–84.

31 *Monitor auf das Jahr 1765, 1766* (Warschau: Mitzler 1766, 1767).

32 Vgl. Alexandrowska, „*Monitor*“ 1765–1785, 21.

33 *Monitor* (Warszawa: Mitzler de Kolof, 1765–1785) 1765, Nr. 20 vom 9. Juni, 151–158, Zitat 151.

34 Aleksandrowska, „Wstęp“, XXIV–XXV.

35 [Adam Kazimierz Czartoryski?], „Kontynuacja druga manuskryptu chińskiego“ in *Monitor* (1765), Nr. 60 vom 26. Oktober, 459–465, hier 460.

36 Czartoryski, „manuskrypt“, 465.

37 *Monitor auf das Jahr 1765*, 301.

In einer kurz darauf erschienenen Ausgabe wurde dann der Einfluss des adligen Reichstages auf die Politik für die schwierige Lage Polens verantwortlich gemacht und dabei ein düsteres Bild des Zustandes von Städten und Dörfern gezeichnet.³⁸ In mehreren Nummern des Jahrgangs 1767 wurde der Zustand der unteren Volksklassen beklagt, deren Wohnverhältnisse etwa in Nummer 22 geschildert wurden als „nie kiedy więcey do szop bydłęcych, albo do iam źwierząt dzikich nizeli do domow [...] podobne“ (eher den Ställen des Viehs oder den Höhlen wilder Tiere, als Häusern [...] vergleichbar).³⁹ Während diese Ausgabe die Ursache letztlich in einer weit verbreiteten Unlust zur Arbeit verortete und den Adel von diesem Vorwurf keineswegs ausnahm, wurde in den Nummern 47 und 48 ironisch die Frage aufgeworfen, inwiefern das gemeine Volk überhaupt zur Menschheit gezählt werden könne.⁴⁰

Davon ausgehend, dass diese allgemein durch die Fähigkeit zum Gebrauch des Verstandes definiert werde, wurde hinsichtlich der Fähigkeit eines Bauern zur Entwicklung von Tugenden argumentiert: „Może on mieć wstrzemiężliwość, wierność, sprawiedliwość, wiarę, ale nie uważa na co się przydadzą te cnoty“ (Er mag fähig sein zu Zurückhaltung, Treue, Gerechtigkeit, Glauben, aber er bedenkt nicht, wofür diese Tugenden gut sind).⁴¹ Anders hingegen die „Hochwohlgeborenen“, die ihren Verstand zu gebrauchen wüssten: „Roztrząsaią oni pilnie ieźeli im ich sprawiedliwość, wierność y wiara przyniosą iaki pożytek, ieźli w czas zasiane dopomogą im do otrzymania starostwa, lub inney iakiey godności.“ (Sie untersuchen genau, ob ihnen ihre Gerechtigkeit, ihre Treue und ihr Glauben einen Nutzen bringt, ob das zur rechten Zeit Gestreute ihnen hilft, ein Starostenamt oder eine andere Würde zu erhalten).⁴²

Letztlich lief die Beweisführung darauf hinaus, dass die Zugehörigkeit der einfachen Bevölkerung zur Menschheit nicht bezweifelt werden könne, die der oberen Volksklassen hingegen sehr wohl. Die Schärfe der Adelskritik dieses auf übersetzten Ausschnitten der frühdemokratischen und von Louis de Jaucourt im Artikel „Peuple“ der *Encyclopédie* zitierten *Dissertation sur la nature du peuple* des Abbé Gabriel-François de Coyer⁴³ beruhenden Textes hat zu Vermutungen Anlass gegeben, er könne auf den König selbst zurückgehen.⁴⁴

Die Gegner des Königs reagierten auf die königliche Offensive mit dem Vorwurf, dass nun ganz offen die Tyrannei in Polen-Litauen eingeführt und die

38 *Monitor* (1765), Nr. 62, 481–485, besonders 483.

39 *Monitor* (1767), Nr. 22 vom 18. März, 169–176, hier 170.

40 *Monitor* (1767), Nr. 47 und 48 vom 13. und 17. April, 369–384.

41 *Monitor* (1767), Nr. 47, 373.

42 *Monitor* (1767), Nr. 47, 373.

43 Lev S. Gordon, „Gabriel-François Coyer et son œuvre en Russie,“ in *Revue des études slaves* 42 (1963): 67–82, 72–77 (dort auch zur russischen Teilübersetzung von 1769).

44 Aleksandrowska, „Wstęp,“ XXXIX–XL.

Bauern gegen ihre Herren aufgewiegelt werden sollten. Entsprechend verherrlichten sie in ihren Publikationen die vorhergehenden Zeiten, gerade weil das Trinken zur guten Sitte gehört, der Adel allgemeine Freiheit genossen und der König sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten eingemischt habe.⁴⁵

Erst in diesen Auseinandersetzungen entstand das Bild von einer in sich geschlossenen, vom Rest Europas abweichenden „sarmatischen“ Adelskultur Polen-Litauens. Im pejorativen Gebrauch diente dieses Bild der Unterstützung königlicher Reformpolitik, ins positive gewendet als programmatische Grundlage des Widerstandes dagegen. Dieser kulminierte zunächst 1768 bis 1772 im Aufstand der Konföderation von Bar, in deren Auftrag Rousseaus *Considérations* entstanden. Mittelfristig bildete sich von den Auseinandersetzungen der 1760er Jahre eine Traditionslinie zu dem republikanischen Programm, das sich in der polnischen Maiverfassung von 1791 und ihren Begleitgesetzen niederschlug.⁴⁶ Langfristig bildete die romantisch überhöhte Vorstellung polnischer Besonderheit einen wesentlichen Bestandteil der Programmatik der polnischen Nationalbewegung bis weit ins 19. Jahrhundert hinein.⁴⁷

Zusammenfassung

Ich hoffe, es ist mir am Beispiel Polen-Litauens gelungen zu zeigen, dass die von Larry Wolff erörterte spezifische Konstruktion einer Ost-West-Differenz durch die Aufklärung sich zwar klar belegen, ihre Zielstellung sich aber nicht auf mentale Durchdringung und Beherrschung reduzieren lässt. Im Modus der Exotisierung Polen-Litauens wurde vielmehr eine Vielzahl von Entwürfen politischer Neuordnung sowohl im westlichen Europa als auch im Land selbst thematisiert und durchgespielt. Es ist davon auszugehen, dass einem Großteil der Beteiligten der Status der konstruierten Andersartigkeit als ein bloßes argumentatives Hilfsmittel durchaus bewusst gewesen sein dürfte.⁴⁸

45 Zahorski, *Spór*, 36–37; Jerzy Michalski, „Propaganda konserwatywna w walce z reformą w początkach panowania Stanisława Augusta,“ in *Przegląd historyczny* 43 (1952): 536–562.

46 Bömelburg, „Sarmatismus,“ 406–407; Müller, „Polen als Adelsrepublik,“ 108.

47 Jerzy Jedlicki, *A suburb of Europe: Nineteenth-century Polish approaches to Western civilization* (Budapest: Central European University Press, 1999); Polnisches Original: *Jakiej cywilizacji Polacy potrzebują. Studia z dziejów idei i wyobraźni XIX wieku* (Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1988).

48 Zur bewussten Markierung von Nähe und Differenz zum westlichen Europa am russischen Hof vgl. Richard Wortman, *Scenarios of Power: Myth and Ceremony in Russian Monarchy, Bd. 1: From Peter the Great to the Death of Nicholas I* (Princeton, NJ: Princeton Univ. Press, 1995), 85–86.

Dies gilt mit Sicherheit für die innerpolnischen Auseinandersetzungen, es gilt aber auch für die Publizistik der Teilungsmächte und für die Überlegungen Rousseaus sowie deren Rezeption. Bei Forster, dem eigentlich die Abhängigkeit seines Urteils von seiner persönlichen Situation – unter anderem seiner Unfähigkeit, die polnische Sprache zu erlernen – klar gewesen sein dürfte, deutet sich hingegen eine Essenzialisierung des Kulturunterschiedes zwischen einem bürgerlichen westlichen und einem rückständigen östlichen Europa an, die für das 19. und 20. Jahrhundert prägend werden sollte.⁴⁹

Die Fremd- und Selbstexotisierung polnischer Eliten im 18. Jahrhundert kann damit mindestens ebenso als Zeichen von deren Einbindung in europäische Diskurszusammenhänge verstanden werden wie als Zeichen ihrer Absonderung. Sie kann darüber hinaus als ein Beispiel dafür dienen, wie die Form intellektueller Debatten neue Wirklichkeiten zu schaffen vermag.

Bibliografie

- Aleksandrowska, Elżbieta. „Wstęp.“ In *„Monitor“ 1765–1785: Wybór*, herausgegeben von Elżbieta Aleksandrowska, V–CXLII. Biblioteka narodowa, Seria 1, Nr. 226. Wrocław: Zakład narodowy imienia Ossolińskich, 1976.
- Bardili, Johann Wendel. *Des Weyland Durchl. Printzens Maximilian Emanuels Herzogs in Würtemberg [...] Reisen und Campagnen durch Teutschland in Polen, Lithauen, roth und weiß Reußland, Volhynien, Severien und Ukrainie [...] Nebst der Reis-Beschreibung von Pultawa nach Bender*. Stuttgart: Selbstverlag, 1730.
- Beauvois, Daniel. „Francuski świat filozoficzny wobec konfederacji barskiej.“ In *Konfederacja barska, jej konteksty i tradycje*, herausgegeben von Anna Buchmann und Adam Danilczyk, 265–278. Warszawa: DiG, 2010.
- Bömelburg, Hans-Jürgen, Andreas Gestrich und Helga Schnabel-Schüle. „Die Teilungen Polen-Litauens als Zäsur einer europäischen Strukturgeschichte: Komparative Überlegungen jenseits der Nationalgeschichtsschreibung.“ In *Die Teilungen Polen-Litauens: Inklusions- und Exklusionsmechanismen, Traditionsbildung, Vergleichsebenen*, herausgegeben Hans-Jürgen Bömelburg, Andreas Gestrich und Helga Schnabel-Schüle, 9–35. Osnabrück: fibre-Verlag, 2013.
- Bömelburg, Hans-Jürgen. „Polnische Freiheit‘ – zur Konstruktion und Reichweite eines frühneuezeitlichen Mobilisierungsbegriffs.“ In *Kollektive Freiheitsvorstellungen im frühneuezeitlichen Europa (1400–1850)*, herausgegeben von

49 Struck, *Nicht West*, 449–452; Orłowski, *Polnische Wirtschaft*, 155–189. Vgl. Michael G. Müller, „Die Historisierung des bürgerlichen Projekts – Europa, Osteuropa und die Kategorie der Rückständigkeit,“ in *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 29 (2000): 163–170.

- Georg Schmidt, Martin van Gelderen und Christopher Snigula, 191–222. Jenaer Beiträge zur Geschichte, Bd. 8. Frankfurt am Main: Lang, 2006.
- Bömelburg, Hans-Jürgen. „Politische Öffentlichkeit und Verfassung zwischen Königsherrschaft, Oligarchie und Adelsrepublikanismus.“ In *Polen in der europäischen Geschichte: Ein Handbuch in vier Bänden, Bd. 2: Frühe Neuzeit*, herausgegeben von Hans-Jürgen Bömelburg, 369–396. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2011.
- Bömelburg, Hans-Jürgen. *Frühneuzeitliche Nationen im östlichen Europa: Das polnische Geschichtsd Denken und die Reichweite einer humanistischen Nationalgeschichte (1500–1700)*. Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 4. Wiesbaden: Harrasowitz, 2006.
- Dygdała, Jerzy. „U początków ›czarnej legendy‹ czasów saskich.“ *Czasy Nowożytne* 23 (2010): 73–84.
- Fabre, Jean. „Stanislas Leszczyński et l’idée républicaine en France au XVIII^{ème} siècle.“ In *Lumières et romantisme : Énergie et nostalgie de Rousseau à Mickiewicz*. 131–149. Bibliothèque française et romane. Série C. Etudes littéraires, Bd. 7. Paris: Klincksieck, 1980.
- Feinauer, Samuel. „Grenzen der Aufklärung? Polenbilder zur Zeit der Frühaufklärung in der deutschsprachigen und englischen Publizistik am Beispiel des Thorner Tumults von 1724.“ In *Tempore* 6 (2008): 1–14.
- Forster, Georg. *Werke: Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 12: Tagebücher*, herausgegeben von Brigitte Leuschner. 2. Aufl. Berlin: Akademie Verlag, 1993.
- Forster, Georg. *Werke, Bd. 14: Briefe 1784–Juni 1787*, herausgegeben von Brigitte Leuschner. Berlin: Akademie Verlag, 1978.
- Forycki, Maciej. *Anarchia polska w myśli oświecenia. Francuski obraz Rzeczypospolitej szlacheckiej u progu czasów stanisławowskich*. Poznań: Wydawnictwo Instytutu Historii Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza, 2004.
- Frost, Robert I. *The Northern Wars: War, State, and Society in Northeastern Europe 1558–1721*. Harlow: Longman, 2000.
- Gorbatov, Inna. *Catherine the Great and French Philosophers of the Enlightenment. Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot and Grimm*. Bethesda: Academic Press, 2006.
- Gordon, Lev S. „Gabriel-François Coyer et son œuvre en Russie.“ *Revue des études slaves* 42 (1963): 67–82
- Hochadel, Oliver. „Natur – Vorsehung – Schicksal: Zur Geschichtsteologie Georg Forsters.“ In *Wahrnehmung-Konstruktion-Text: Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters*, herausgegeben von Jörn Garber, 77–104. Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, Bd. 12. Tübingen: Niemeyer, 2000.
- Holste, Karsten. „(Über-)Setzungen von Institutionen politischer Freiheit: Entstehung und Rezeption von *Rousseaus Considérations sur le gouvernement de Pologne*.“ In *Jean-Jacques Rousseau: Im Bann der Institutionen*, herausgegeben

- von Konstanze Baron und Harald Blum, 183–199. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 38. Berlin: De Gruyter, 2016.
- Holste, Karsten. „... wie einen getauften Juden‘: Die Einschränkung des politischen Handlungsspielraumes polnischer Aristokraten in der preußischen Monarchie: das Beispiel der Brüder Edward und Atanazy Grafen Raczyński.“ In *Edward i Atanazy Raczyńscy: dzieła-osobowości-wybory-epoka = Edward und Atanazy Raczyński: Werke-Persönlichkeiten-Bekenntnisse-Epoche*, herausgegeben von Adam S. Labuda, Michał Mencfel und Wojciech Suchocki, 35–49. Poznań: Muzeum Narodowe w Poznaniu, 2010.
- Holste, Karsten. „Konkurencyjne koncepcje przestrzeni: Różnorodność wyznaniowych i politycznych geografii w niemieckojęzycznej publicystyce z czasu tumultu toruńskiego w 1724 roku [Konkurrierende Raumkonzeptionen: Die Vielfalt konfessioneller und politischer Geographien in der deutschsprachigen Publizistik zur Zeit des Thorner Tumultes von 1724].“ *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 57 (2013): 76–95.
- Huber, Therese. *Briefe*, herausgegeben von Magdalene Heuser, Bd. 1. Tübingen: Max Niemeyer, 1999.
- Jedlicki, Jerzy. *A Suburb of Europe. Nineteenth-century Polish approaches to Western civilization*. Budapest: Central European University Press, 1999. Polnisches Original: *Jakiej cywilizacji Polacy potrzebują. Studia z dziejów idei i wyobraźni XIX wieku*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1988.
- Kriegseisen, Wojciech. „Zwischen sächsischem Absolutismus und goldener Freiheit? Politische Praxis, Reformentwürfe und Reformansätze bis 1763.“ In *Polen in der europäischen Geschichte: Ein Handbuch in vier Bänden, Bd. 2: Frühe Neuzeit*, herausgegeben von Hans-Jürgen Bömelburg, 477–494. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2011.
- Kriegseisen, Wojciech. „Die Reformpolitik Stanisław August Poniatowskis: Grundlage, Programme, Trägerschichten, Resultate.“ In *Polen in der europäischen Geschichte: Ein Handbuch in vier Bänden, Bd. 2: Frühe Neuzeit*, herausgegeben von Hans-Jürgen Bömelburg, 495–511. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag, 2011.
- Lukowski, Jerzy. *Disorderly Liberty: The Political Culture of the Polish-Lithuanian Commonwealth in the Eighteenth Century*. London: Continuum, 2010.
- Michalski, Jerzy. „Propaganda konserwatywna w walce z reformą w początkach panowania Stanisława Augusta.“ *Przegląd historyczny* 43 (1952): 536–562.
- Michalski, Jerzy. *Rousseau i sarmacki republikanizm*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1977.
- Monitor auf das Jahr 1765, 1766*. Warschau: Mitzler, 1766, 1767.
- Monitor*. Warszawa: Mitzler de Kolof, 1765–1785.

- Müller, Michael G. „Polen als Adelsrepublik: Probleme der neueren verfassungsgeschichtlichen Diskussion.“ In *Stände und Landesherrschaft in Ostmitteleuropa in der frühen Neuzeit*, herausgegeben von Hugo Weczerka, 95–110. Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien, Bd. 16. Marburg: Verlag des Herder-Instituts, 1995.
- Müller, Michael G. „Republicanism versus Monarchy? Government by Estates in Poland-Lithuania and in the Empire, Sixteenth to Eighteenth Centuries.“ In *Historical Concepts Between Eastern and Western Europe*, herausgegeben von Manfred Hildermeier, 36–47. New German Historical Perspectives, Bd. 1. New York, NY: Berghahn Books, 2007.
- Orłowski, Hubert. „*Polnische Wirtschaft*“: *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1996.
- Perlakowski, Adam. „Von Württemberg in die polnisch-litauische Adelsrepublik: Der Reisebericht Johann Wendel Bardilis als Quelle für Kriegserfahrungen 1703 bis 1704: Herzog Maximilian Emanuel von Württemberg-Winnental an der Seite König Karls XII. von Schweden.“ *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte* 66 (2007): 205–237.
- Rostworowski, Emanuel. *Ostatni król Rzeczypospolitej: Geneza i upadek konstytucji 3 maja*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo „Wiedza Powszechna“, 1966.
- Rousseau, Jean-Jacques. „Betrachtungen über die Regierung von Polen und ihre beabsichtigte Reformierung.“ In *Kulturkritische und politische Schriften in 2 Bänden*, herausgegeben von Martin Fontius, Bd. 2, 431–530. Berlin: Rütten & Loening, 1989.
- Salmonowicz, Stanisław. „The Toruń Uproar of 1724.“ *Acta Poloniae Historica* 47 (1983): 55–79.
- Schultz, Helga. „Georg Forster und Polen – Irritationen und Vorurteile.“ In *Auf dem Weg in die Moderne: Radikales Denken, Aufklärung und Konservatismus*, herausgegeben von Birgitta Bader-Zaar, Margarete Grandner und Edith Saurer, 47–63. Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 5. Innsbruck: StudienVerlag, 2007.
- Staszewski, Jacek. „Pomysły reformatorskie czasów Augusta II. Uwagi o dziełach i programach.“ In *„Jak Polskę przemienić w kraj kwitnący ...“ Szkice i studia z czasów saskich*, herausgegeben von Jacek Staszewski, 69–95. Olsztyn: Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego, 1997.
- Struck, Bernhard. *Nicht West – nicht Ost: Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2006.
- Wolff, Larry. *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. 4. Aufl. Stanford, Calif.: Stanford Univ. Press, 1995.
- Wortman, Richard. *Scenarios of Power: Myth and Ceremony in Russian Monarchy, Bd. 1: From Peter the Great to the Death of Nicholas I*. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press, 1995.

Zahorski, Andrzej. *Spór o Stanisława Augusta*. 2. Aufl. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawnic, 1990.

Zientara, Włodzimierz. *Sarmatia Europiana oder Sarmatia Asiana? Polen in den deutschsprachigen Druckwerken des 17. Jahrhunderts*. 2. Aufl. Toruń: Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 2003.

Klemens Kaps

Von der Erfindung des Binnenkolonialismus: Reformdiskurse der josefinischen Bürokratie im habsburgischen Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert

Abstract Die Eingliederung Galiziens in die Habsburgermonarchie im Rahmen der Ersten Teilung Polen-Litauens bedeutete einen eklatanten Bruch im Herrschaftsverständnis des Wiener Hofes. Um den Abgang vom dynastischen Staatsbildungsprozess zu kaschieren, wurde ein umfassender Legitimationsdiskurs auf den Weg gebracht, der von völkerrechtlichen Ableitungen über Kolonialmetaphern bis hin zu Zivilisierungsvorstellungen reichte und sich in Reiseberichten, Abhandlungen und Regierungsakten wiederfindet. Dieser Diskurs, der stark mit den durch den Kameralismus geprägten gesellschaftlichen Taxonomien zusammenhing, unterstützte insbesondere in der josefinischen Reformperiode (1780–1790) die Umwandlung der galizischen Gesellschaft, schlug danach jedoch viel stärker in ein restauratives Projekt um, in dem essentialistische Deutungen überwogen. Die galizischen Eliten reagierten auf die von den imperialen Zentren, insbesondere jedoch von Wien, ausgehenden Diskursen mit einer Eingliederung in den imperialen Diskurs, dessen Annahme zwecks eigener Stärkung und offenen Gegendiskursen zu den habsburgischen Konzepten.

Einleitung

Ein Fall, der in der postkolonialen Historiografie der vergangenen Jahre besondere Aufmerksamkeit erhielt, ist das habsburgische Galizien.¹ Die Annexion des

1 Siehe beispielsweise: Maria Kłańska, *Daleko od Wiednia: Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych 1772 – 1918* (Kraków: Tow. Autorów i Wydawców Prac Naukowych Universitas, 1991); Hans-Christian Maner, *Galizien: Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert* (München: IKGS Verlag, 2007); Danuta Sosnowska, *Inna Galicja* (Warszawa: Elipsa, 2008); Larry Wolff, „Inventing Galicia:

südlichen Teils der Rzeczpospolita in der Ersten Teilung Polen-Litauens (der dann durch einen weiteren Teil in der Dritten Teilung ergänzt wurde) stellte das Selbstverständnis des Wiener Hofes und der Habsburgermonarchie auf eine beachtliche Probe. Anders als bei der schrittweisen Expansion des habsburgischen Herrschaftsbereichs über eine klug austarierte Heiratspolitik, die jeweils auf Allianzen der regionalen Eliten basierte (selbst wenn diese wie im Fall Ungarns militärisch erst durchgesetzt werden mussten),² wurde Galizien rein militärisch eingenommen.

Dieser eklatante Bruch im Herrschaftsdispositiv der habsburgischen *composite monarchy* wurde einerseits durch historisch-rechtliche Deduktionen, andererseits durch einen Zivilisierungsdiskurs zu kitten versucht. Eine der wesentlichen Bestrebungen des Wiener Hofes und seiner Beamtschaft bestand darin, die Einnahme Galiziens in der Ersten Teilung Polen-Litauens in das Selbstverständnis der Monarchie einzuschreiben: Wenn schon keine auf Zustimmung des betroffenen Landes und dessen Eliten fußende territoriale Erweiterung stattfinden konnte, so galt es, geopolitische Expansionen zumindest als rechtmäßig darzustellen.³ Der erste Schritt war hierbei die Instrumentalisierung geschichtlicher Traditionen. Im Jahr nach der Einnahme Galiziens erschien in Wien eine Abhandlung,⁴ verfasst von zwei hohen Beamten – Hofrat Rosenthal und dem Direktor der Hofbibliothek Adam Franz von Kollár –, mit der die rechtlichen Ansprüche auf Galizien dargelegt wurden. Der im Zuge dieses Diskurses von der Beamtschaft bis hin zu den Monarchen geprägte Begriff der „Revindizierung“, also der Rückgewinnung Galiziens aufgrund der Ansprüche der ungarischen Krone aus dem 13. Jahrhundert und der Wenzelskrone (auf die Herzogtümer Auschwitz und Zator),⁵ sollte folglich zur offiziellen Chiffre der rechtlichen Legitimierung der Einnahme des südlichen Teils der Rzeczpospolita werden. Somit wurde eine Annexion zu einer rechtlich angemessenen Intervention erklärt.

Rosenthal und Kollár verfassten ihre Abhandlung ursprünglich auf Latein. In weiterer Folge wurde die Schrift auf Deutsch und Französisch übersetzt und über die kaiserlichen Botschaften in Madrid, Paris und London an die jeweiligen

Messianic Josephinism and the Recasting of Partitioned Poland,” in *Slavic Review* 63/4 (2004): 818–840; Larry Wolff, *The Idea of Galicia: History and Fantasy in Habsburg Political Culture* (Stanford: Palo Alto Stanford University Press, 2010).

2 Charles Ingrao, *The Habsburg Monarchy 1618–1815* (Cambridge: Cambridge University Press, 2000), 2–6.

3 *Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreichs Hungarn auf Klein und Roth-Reussen und Podolien und des Königreichs Böhmens auf die Herzogthümer Auschwitz und Zator*. 1773.

4 *Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreichs Hungarn*.

5 Maner, *Galizien*, 41.

Regierungen übergeben,⁶ um die Rechtmäßigkeit der Ansprüche zu untermauern und der massiven Kritik eines Teils der aufgeklärten Öffentlichkeit, beispielsweise von Jean-Jacques Rousseau oder Georg Forster, entgegenzuwirken.⁷ Diese rechtlich-historische Konstruktion zwecks historisch-rechtlicher Deduktion war jedoch nicht ausreichend für die beiden Prozesse, die Larry Wolff in seinem im Jahr 2004 in der *Slavic Review* erschienenen Aufsatz *Inventing Galicia: Messianic Josephinism and the Recasting of Partitioned Poland*⁸ als Schlüssel für die Etablierung der habsburgischen Herrschaft über Galiziens ausmachte: So ging mit der ideologischen und kulturellen Konstruktion Galiziens dessen soziale und politische Integration in die Habsburgermonarchie einher. Erstere erfolgte vorwiegend durch diskursive Praktiken, auf denen dann die Implementierung von Normen, Gesetzen und Institutionen basierte. Zwar wurde auf regionale Besonderheiten Rücksicht genommen, doch dies ist weniger entscheidend, wenn man auf den Galizien Diskurs einen postkolonialen Blick wirft, etwa mithilfe von Edward Saids „contrapuntal reading“.⁹

Zivilisierungsmission und Kolonialmetaphern

In Reiseberichten, Verwaltungsdokumenten und statistischen Arbeiten figurierte eine Sprache, die mit dem Paradigma aufklärerischen Denkens wie dem Konzept der Zivilisierung operierte, an erster Stelle. Dreh- und Angelpunkt dieser Erklärungen war die Argumentation, die Verhältnisse in Galizien seien miserabel: Die Straßen seien schlecht und schmutzig, Bauern und Juden würden im Schmutz leben und erstere eine „liederliche“ Wirtshaft betreiben, letztere die Bauern „aussaugen“; der Adel sei „wild und roh“.¹⁰ Diese im Umfeld des

6 ÖStA [Österreichisches Staatsarchiv], HHStA, KA, Staatskanzlei Vorträge, Karton Nr. 110, IX–X, Fol. 72–79, XI, Fol. 26–27, 217.

7 Hubert Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*“: *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*, Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 21 (Wiesbaden: Harrassowitz, 1996), 58. Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. (Stanford: Stanford Univ. Press, 1995), 236, 240.

8 Wolff, „*Inventing Galicia*“.

9 Edward W. Said, *Culture and Imperialism* (New York: Knopf, 1993), 51, 66, 111, 146, 259.

10 Roman Rozdolski, *Stosunki poddańczy w dawnej Galicji*, (Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1962), Bd. 2, 12, 29, 32–37, 41, 43, 68, 105, 118, 129.; Roman Rozdolski, *Die große Agrar- und Steuerreform Josephs II. Ein Kapitel zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte* (Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1961), 42; Roman Rozdolski, *Untertan und Staat in Galizien: Die Reformen unter Maria Theresia und Joseph II.* (Mainz: Von Zabern, 1992), 18, 25, 32.; ÖStA [Österreichisches Staatsarchiv], HHStA, StAbt, Polen III 13, Fol. 55.

deutschen Polen-Diskurses der Frühen Neuzeit durchaus üblichen Zuschreibungen, wie Hubert Orłowski gezeigt hat, nahmen in Galizien einen dezidiert politischen Charakter an.¹¹

So forderten mehrere Angehörige von Beamten, Professoren und Klerus Galiziens „Civilisirung“,¹² da „dieses noch nicht soweit gekommen ist, als seine Nachbarn“, wie es der Offizier Heinrich Alphons Traunpaur ausdrückte¹³. Dies bedeutete in der Praxis eine „Ummodelung“, die die „Umschmelzung“ der Verhältnisse in Galizien zum Ziel hatte, so etwa Franz Kratter, Jurist und späterer Leiter des Theaters in der galizischen Landeshauptstadt Lemberg, in seinem viel zitierten Werk *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien*, erschienen im Jahr 1787 am Höhepunkt der josefinischen Reformperiode.¹⁴ Die Verquickung von der Legitimierung politischer und kultureller Vorherrschaft der habsburgischen Herrschaft und des Ziels der Verbesserung der Umstände in einer Gesellschaft, die als weitab von aufklärerischen Meilensteinen liegend betrachtet wurde, machte wiederum Franz Kratter in seinen Briefen deutlich:

Wenn nun vollends [...] die teutsche Sprache auch auf dem Lande verbreitet, das Volk dadurch mit unsrer Lebensart, und unsern Sitten mehr vertraut, und [...] mehr verteutscht, uns mehr verbrüderet wird, so kommt es ganz natürlich, daß das nächste Menschengeschlecht schon weniger roh, weniger der Trunkenheit, und dem Müßiggang ergeben, weniger Bigot, und

11 Orłowski, „*Polnische Wirtschaft*“.

12 Belsasar Hacquet, *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788, 89 und 90 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Zweyter Theil* (Nürnberg: Raspe, 1791), 8. Belsasar Hacquet, *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1791, 92 und 93 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Dritter Theil* (Nürnberg: Raspe, 1794), ix; Traugott Ernest Kortum, *Magna Charta von Galicien, oder Untersuchung der Beschwerden des Galicischen Adels Pohlnischer Nation über die österreichische Regierung* (Jassy, 1790), 134; Samuel Bredetzky, *Reisebemerkungen über Ungern und Galizien* (Wien: A. Doll, 1809), Bd. 2, 119; Samuel Bredetzky, *Historisch-statistischer Beytrag zum deutschen Kolonialwesen in Europa, nebst einer kurzen Beschreibung der deutschen Ansiedlungen in Galizien in alphabetischer Ordnung* (Brünn: Traßler, 1812), 51; Waclaw Tokarz, *Galicja w początkach ery józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z roku 1783* (Kraków: Akademia Umiejętności, 1909), 307.

13 Heinrich Alphons Traunpaur, *Dreyßig Briefe über Galizien oder – Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr, als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat*, (Wien: E. Beer – Leipzig: G.Ph. Wucherer, 1787), 2f.

14 Franz Kratter, *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien: Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis* (Leipzig: G. Ph. Wucherer, 1786), 2 Bde.

Sklave, also auch industriöser, unternehmender, klüger, reinlicher, gesellschaftlicher seyn muß.¹⁵

Der Anspruch der Neuordnung der neu erworbenen Provinz erfolgte aus der Perspektive der Sozialdisziplinierung – der Policywissenschaft sowie eines kameralistischen Diskurses. Beide Paradigmen prägten den Reformdiskurs der Habsburgermonarchie sukzessive seit den 1750er Jahren und folgten selbst weitgehend den aufklärerischen Debatten in Westeuropa, Italien und im Alten Reich.¹⁶

In Galizien war das aufklärerische Disziplinierungsprogramm jedoch grundlegend mit dem Anspruch kultureller Hegemonie der imperialen Zentren, insbesondere Wiens, verquickt. Besonders deutlich äußerte sich dies in einer Sprache, die explizite Vergleiche der multikulturellen Bevölkerung Galiziens mit außereuropäischen Kolonialräumen zog. Noch vor Galiziens Eroberung bezeichnete der Kommerzienkonsess des Österreichischen Schlesien im Jahr 1770 den polnisch-litauischen Absatzmarkt als „zweites Amerika“¹⁷ – eine Metapher, die in späteren Jahren eher kritisch eingesetzt wurde: So meinte Traunpaur fast zwei Jahrzehnte später, „Galizien [wurde] in den ersten Jahren nach seiner Wiedererlangung an Oesterreich von einem Heer allerley Pfuscher aus allen Winkeln der kaiserl[ichen] Ländern angefüllt. Die bekannte pohlische Prachtliebe, und die damit verbundene Gastfreyheit, hatte eine Menge Landläufer glauben gemacht, daß sie hier ein neues Peru finden, und in kurzer Zeit Schätze sammeln würden“.¹⁸ Der protestantische Superintendent Galiziens, Samuel Bredetzky, energischer Verfechter einer deutschen Zivilisierungsmision in Galizien durch die Ansiedlung deutscher Kolonisten, verwendete nicht nur konsequent den Begriff „Ureinwohner“ für die galizische Bevölkerung, sondern meinte auch, „Officiere, Beamte und andere Menschen kamen in dies neue Eldorado, ihr Glück zu verbessern“.¹⁹

15 Kratter, *Briefe*, Bd. 1, 130.

16 Grete Klingenstein, „Between Mercantilism and Physiocracy: Stages, Modes and Functions of Economic Theory in the Habsburg Monarchy 1748–63,” in *State and Society in Early Modern Austria*, hrsg. von Charles Ingrao (West Lafayette: Purdue University Press, 1994), 181–214, hier 183; Éva H. Balázs, *Hungary and the Habsburgs: An Experiment in Enlightened Absolutism* (Budapest: Central European University Press, 1997), 22–33.

17 Adolf Beer, „Die österreichische Handelspolitik unter Maria Theresia und Joseph II.,” in *Archiv für Österreichische Geschichte* 86 (1899): 1–204, hier 92–93.

18 Alphons Traunpaur, *Dreyßig Briefe über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr, als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen* (Wien: Wucherer u. Beer, 1787), 66.

19 Bredetzky, *Beytrag*, 22.

Zielsetzungen der Diskurse: Sozialreformen versus Aufrechterhaltung der traditionellen Ordnung

Diese Bilder waren nicht einheitlich und konnten auch ganz verschiedene politische Zielsetzungen artikulieren: So belegten die josefinischen Reformer und ihre Unterstützer die leibeigenen Bauern mit dem Etikett der „Sklaven“, um die Reduzierung von Robotleistungen gesetzlich gegenüber einem mächtigen Adel durchzusetzen, dessen „Rohheit“ und „Tyranie“ für die Ausbeutung seiner Untertanen unter unmenschlichen Umständen verantwortlich gemacht wurde.²⁰ Der Adel drehte diesen Diskurs um und rechtfertigte die scharfe Agrarverfassung mit der „von Natur aus“ bedingten „Untätigkeit“ seiner Untertanen.²¹ In der Bürokratie wurde dieser Diskursstrang genau dann aufgegriffen, als die josefinischen Reformen mit der gescheiterten Urbarialreform und den Aufständen in der gesamten Monarchie im Jahr 1790 im Rückzug waren. So schrieb der Rat des galizischen Guberniums in Lemberg, Ernest Traugott Kortum, in einer Denkschrift, in der er sich mit den Forderungen des galizischen Adels für eine Magna Charta im Zug des adeligen Widerstands gegen die Urbarialreform und seines Pakts mit Preußen auseinandersetzte, die Bauern seien „galicische Heloten“, deren „Civilisirung“ gescheitert sei:

Wie der Wilde im Südmeer das europäische Schiff anstaunt, so staunte der galicische Landmann das Geschenk [der Freiheit und des Eigentums] an, das ihm sein wohlthätiger Monarch machte. [...] Müssiggang, Trunkenheit, und Dienste für den Juden waren das Surrogat seiner aufgehobenen Frohnen.²²

Somit wurde die Kolonialmetapher von einer reformdiskursiven in eine restaurative Bedeutung umgedeutet, die soziale Ordnung der Gesellschaft im Inneren stabilisiert. Für Galizien als Ganzes wiederum galt dies aber nicht, die kulturelle Differenz verstärkte Kortum durch Kolonialanalogien noch zusätzlich. In dem Sinn wurde der Adel auch nicht rehabilitiert. Kortum beschrieb die Zustände in Galizien vor der Ersten Teilung folgendermaßen:

20 John-Paul Himka, *Galician villagers and the Ukrainian national movement in the nineteenth century* (Edmonton: Canadian Institute of Ukrainian Studies, University of Alberta, 1988), 2; Rozdolski, *Stosunki poddańcze*, Bd. 2, 56.; Rozdolski, *Untertan und Staat in Galizien*, 18.; Kratter, *Briefe*, Bd. 1, 159, 192, Bd. 2, 125.

21 Rozdolski, *Stosunki poddańcze*, Bd. 2, 45, 157.

22 Kortum *Magna Charta*, 109.; Zur Biografie Kortums siehe: Maner, *Galizien*, 40.

Vor dem Jahre 1772 waren hier drey Millionen Menschen unter der Gewalt und Willkür von wenigen tausend andern ihres gleichen in grösseren oder kleineren Portionen vertheilt. Der ganze Wirkungskreis der Thätigkeit dieser drey Millionen ging nur von ihren Individuis bis zur Person ihres unmittelbaren Herrn, und fast möchte ich sagen, ihre Existenz wurde durch die Existenz ihres Herrn verschlungen.²³

Demgemäß begrüßte Kortum die Einschränkung des Zugriffs der adeligen Gutsbesitzer auf ihre Untertanen,²⁴ auch wenn er als Gegner der Reformmaßnahmen charakterisiert wird, da er sich gegen die 1781/82 beschlossene Aufhebung der Leibeigenschaft stellte.²⁵ Insgesamt wird deutlich, dass die Kolonialmetapher an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zunehmend ihren reformpolitischen Charakter verlor und zu einer frühen ethno-sozialen Fixierung avancierte. Derartige Bilder verstärkten sich noch in den folgenden Jahren. Samuel Bredetzky beklagte 1812 die gescheiterte Zivilisierungsmission der deutschen Siedler in Galizien; diese hätten die „bösen Sitten der Ureinwohner“ angenommen.²⁶ Dabei bestanden für die plurikulturelle Bevölkerung Galiziens durchaus unterschiedliche Metaphern – so verglich der Bibliothekar von Staatskanzler Kaunitz, Johann Pezzl, in den späten 1780er Jahren polnisch-jüdische Kleinhändler in Wien mit dem Orang-Utan und rückte sie auf eine Stufe unter die „Wilden“ auf den Südmeereinseln,²⁷ der Naturforscher Balthasar Hacquet zitierte 1794 einen griechisch-katholischen Priester, der sich in Galizien in „Indien“ fühlte.²⁸ Griechisch-Katholiken wiederum galten als besonders rückständig und „abergläubisch“, wobei ein Bezug zu ihrem Ritus gezogen wurde.²⁹ Aber auch die Bewohner der Karpatengegenden wurden besonders abgewertet. So machte Haquet „die Wildheit der Bewohner dieser Gebirge“ als einen der Gründe aus, warum diese Gegend bis in die späten 1780er Jahre so wenig von Naturforschern bereist worden waren.³⁰

23 Kortum, *Magna Charta*, 13.

24 Kortum, *Magna Charta*, 14.

25 Maner, *Galizien*, 40.

26 Bredetzky, *Beytrag*, 122.

27 Johann Pezzl, *Skizze von Wien* (Wien: Krauss, 1786–1790), 107f. zitiert nach: Wolfgang Häusler, *Das galizische Judentum in der Habsburgermonarchie im Lichte der zeitgenössischen Publizistik und Reiseliteratur von 1772–1848* (München: R. Oldenbourg, 1979), 78.

28 Belsasar Hacquet, *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788 und 89 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Erster Theil* (Nürnberg: Raspe, 1790), 189.

29 Kratter, *Briefe*, Bd. 2, 4; Hacquet, *Hacquets Reisen 1791, 92 und 93*, 25; Joseph Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise von der Türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien* (Wien: Pichler, 1804), 95.

30 Hacquet, *Hacquets Reisen 1788 und 89*, iii–iv.

Was diese Bilder einte, war ihre Markierung Galiziens als einer habsburgischen Kolonie. Dabei ist der Bezug zu den zeitnah erfolgten Projekten, Handelsposten in Delagoa in Südafrika zu errichten und die Nikobaren in Besitz zu nehmen,³¹ ein Hinweis für die Übertragung kolonialer Konzepte und Sprache auf die neu erworbene Provinz im Nordosten der Monarchie. Zugleich ist bemerkenswert, dass Galizien entgegen der offiziell „revindizierten“ Ansprüche nicht der ungarischen Krone,³² sondern ab 1776 der Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei unterstellt wurde – was den virtuellen Charakter des historisch-rechtlichen Diskurses unterstreicht und den Charakter der widerrechtlichen Einnahme deutlich macht. Der Kolonialdiskurs mag hierfür eine wichtige legitimierende Stütze gewesen sein.

Hier wird deutlich, wie die kameralistische Taxonomie in übergeordnete Dispositive integriert wurde, die gleichermaßen horizontale kulturelle Differenz artikulierten und eine vertikale Sozialordnung festschrieben. Schlüssel dieser diskursiven Hierarchisierung war dabei, die Objekte „möglichst nahe an die Natur“³³ heranzurücken und somit vom Idealbild des vernunftgeleiteten, aufgeklärten, kultivierten Individuums zu entfernen. Die galizischen Eliten reagierten auf diesen imperialen Zivilisierungsdiskurs unterschiedlich. Es lassen sich drei Muster feststellen.

Eingliederung in den imperialen Diskurs

Der Gutsherr Wyczolkowski (wahrscheinlich: Wyczółkowski), Pächter des ehemaligen königlichen Starosteiguts im Kreis Belz / Bels, wurde zu Beginn der 1780er Jahre angesichts wiederholter und scharfer Übergriffe auf seine Bauern im Dorf Kuliczów / Kuličkov von der Domänenverwaltung seines Postens enthoben und der Adelige Dzbansky als Pächter eingesetzt. Wyczolkowski holte sich das Gut allerdings nach Beendigung der Sequestration durch die Domänenverwaltung widerrechtlich zurück und vertrieb Dzbansky „durch seinen Commissär mit bewaffneten Leuten und Kosaken“, wie das galizische Gubernium in seiner Sitzung vom 25. Januar 1783 festhielt, und misshandelte die Untertanen mit Schlägen.³⁴

31 Karl Vocelka, *Österreichische Geschichte von 1699–1815: Glanz und Untergang der höfischen Welt: Repräsentation, Reform und Reaktion im Habsburgischen Vielvölkerstaat* (Wien: Ueberreuter, 2001), 71.

32 Rudolf A. Mark, *Galizien unter österreichischer Herrschaft: Verwaltung - Kirche - Bevölkerung*. (Marburg: Herder-Institut, 1994), 1.

33 Nolte, Hans-Heinrich, *Die eine Welt: Abriß der Geschichte des internationalen Systems* (Hannover: Fackelträger, 1993), 72.

34 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 255–256.

Das Kreisamt in Belz wurde in Folge beauftragt, Dzbansky wieder einzusetzen und Wyczolkowski mit einer Geldstrafe von 50 Dukaten zu belegen. Parallel dazu wurden Beschwerden der Untertanen aufgenommen und wenige Monate später dem galizischen Gubernium vorgelegt. Da Wyczolkowski in der Zwischenzeit verstorben war, richteten sich alle Beschwerden gegen seine Witwe, die Gutsherrin Wyczolkowska. Die Anklagepunkte beinhalteten zahlreiche Verstöße gegen die geltenden Gesetze – vom zwangsweisen Verkauf verdorbener Nahrungsmittel im Austausch gegen zusätzliche Robotleistungen über die Ableistung von Frohndienst für das Erbgut der Gutsherrin, Prusinów / Nysy, bis hin zur Verprügelung von Untertanen, wenn sie die Verfehlungen beim Kreisamt meldeten. Unter all diesen Vergehen stach jedoch die Wegnahme der zwölf- bis fünfzehnjährigen Söhne von sieben Untertanen und ihre zwangsweise Überführung auf das Gut Prusinów heraus.³⁵ Folglich ergab sich ein verwickelter Fall einer Kette von Vergehen eines adligen Gutsbesitzerpaares im Nordosten Galiziens, für den die Behörden nun allein die Witwe Wyczolkowska verantwortlich machen konnten. Dabei betonte der galizische Gubernialrat Johann Christoph von Koranda in seinem Referat vom 25. Januar 1783, dass der Fall „barbarisch“ sei und die „tirannische Pachtbesitzerin“³⁶ und „unbändige“ Gutsherrin „gezähmt und sanftmütiger“ gemacht werden müsse³⁷: Das Dorf Kuliczków wurde der Starostei-Verwaltung Belz unterstellt, zusätzlich musste die Adlige eine Geldstrafe von 120 Dukaten entrichten, die unter den misshandelten Untertanen verteilt wurden. Sollte die Bezahlung binnen zweier Wochen nicht erfolgen, sollte auch das Privatgut sequestriert werden.³⁸ Zusätzlich wurde auch wegen Beschwerden gegen Wyczolkowska auf ihrem eigenen Gut entschieden, wo sie jene Untertanen, die Beschwerde gegen sie beim Kreisamt Żółkiew / Żovkva eingebracht hatten, verprügeln ließ, wofür sie eine erneute Strafe von 1000 Gulden auferlegt bekam, die sie beim zuständigen Kreisamt dann auch entrichtete.³⁹

Allerdings wandte sich Wyczolkowska drei Jahre nach dem Vorfall, am 1. August 1786, an Kaiser Josef II., bat um Begnadigung und den Erlass der Geldstrafe und erklärte, dass sie „schamroth diesen begangenen groben Fehltritt auch vor E.M. mit wahrer Reue bekennen“ müsse und anfügte, dass „mich Theils die üble Erziehung, Theils meine in der wilden Ukrain ererbten groben Sitten zu diesem Vergehen verleitet haben“.⁴⁰

35 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 256–257.

36 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 258.

37 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 259.

38 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 259–260.

39 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 260.

40 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 260

Gleichzeitig gelobte die deklassierte Gutsherrin Besserung. Dies sei durch die Heirat mit dem sie bestrafenden Kreiskommissär Schreiber garantiert, dem sie ihre „glückliche Metamorphos, nämlich der im üblen Ruf gestandenen Wyczolkowska in die friedfertige gelassene und treu gehorsame Vasallin Eurer Majestät zu verdanken habe“.⁴¹ Deutlich wird hier, wie der von den imperialen Zentren ausgehende Zivilisierungsdiskurs in Bezug gesetzt wurde zu konkreten administrativen Praktiken und dem Vollzug der Gesetzgebung im Bereich der Agrarreformen. In diesem Fall reagierten die Adressaten dieses Diskurses – vornehmlich die grundbesitzenden Adeligen – mit einer Aneignung von Konzepten und einer Einfügung in die von den imperialen Akteuren vorgezeichneten Erklärungs- und Handlungsmuster. Dabei waren auch traditionelle Geschlechterordnung und kulturell-politische Machtverhältnisse miteinander verquickt.

Ein anderes Muster, wie die hegemonialen Blicke auf Galizien von der adressierten Bevölkerung aufgenommen wurden, stellte die Aneignung der von den imperialen Zentren ausgehenden Reformdiskurse und implementierten Maßnahmen mit dem Ziel dar, die eigene Position gegenüber den Zentren zu stärken. So lobte der polnische Reformler Stanisław Staszic im Jahr 1785 die josephinischen Reformen bezüglich der landwirtschaftlichen Ansiedlung der galizisch-jüdischen Bevölkerung und rief zur Übernahme dieses Modells in der Adelsrepublik Polen auf.⁴²

Gegendiskurs

Weitaus stärker verbreitet waren Gegendiskurse gegen die von den imperialen Zentren und Akteuren implementierten Normen und diskursiven Standards. Bereits im Jahr 1773 erklärte der Fürst Betański ohne Umschweife:

Il faut dire aussi qu'un paysan polonais est naturellement paresseux, ivrogne et malicieux, comptant que le seigneur lui donnera lorsqu'il manquera, il se néglige à bien des égards.⁴³

Man muss auch sagen, dass der polnische Bauer von Natur aus faul, trunksüchtig und boshaft ist, er verlässt sich darauf, dass der Grundherr ihm alles gibt, an was es ihm fehlt, und vernachlässigt sich in vielfacher Hinsicht.

41 Rozdolski, *Stosunki poddańczy*, Bd. 2, 260

42 Stanisław Staszic, *Uwagi nad życiem Jana Zamoyskiego kanclerza i hetmana W. K.: do dzisiejszego stanu rzeczypospolitej polskiej przystosowane* (Kraków: Nakładem Krakowskiej spółki wydawniczej, 1926), 99, 143–144, 168.

43 Übersetzung K.K. Zitiert nach: Rozdolski, *Stosunki poddańcze*, Bd. 2, 45.

Damit drehte Betański die Logik der Reformdiskurse der josephinischen Bürokratie um: Nicht die Agrarverfassung und das Verhalten der adeligen Gutsbesitzer waren für den miserablen Zustand der bäuerlichen Wirtschaften und ihrer Insassen verantwortlich, sondern dieser ergab sich allein aus der anthropologischen Konstitution der Bauern selbst. Ähnliche Stimmen waren aus dem galizischen Hochadel häufig zu vernehmen. So schlug Michał Wielhorski in einer Denkschrift im Jahr 1782 vor, die galizischen Bauern zwei bis drei Generationen lang durch Bildung auf ihre soziale Emanzipation vorzubereiten, da sie derzeit nicht arbeitsam seien.⁴⁴

Während somit galizische Adlige entsprechend ihrer sozialen und ökonomischen Partikularinteressen den institutionellen Rahmen nicht antasten wollten und die als natürlich markierten Eigenschaften der Untertanen für die Missstände verantwortlich machten, gingen manche Stimmen noch weiter. So lehnte Graf Ossoliński in einer dem Kaiser im Jahr 1789 vorgelegten Denkschrift die Darstellungen der Reformen rundweg ab und wandte sich gegen die „schaalen und bloß aus einzelnen Fällen abgezogenen Beschuldigungen einiger Schriftsteller (wie z. B. in der Geschichte der Niederlassungen der Europäer in beyden Indien von Abbé Raynal)“, die „Pohlen in den bösen Ruf der Unterthansbedrückungen gebracht hätten [...]“. Schon die bloße Beschränkung der alltäglichen auf die dreytägige Robot“ habe in Galizien „der Kultur obrigkeitlicher Gründe den empfindlichsten Stoß gegeben, ohne daß der faule Unterthan die ihm übrig gebliebene Zeit auf die Verbesserung seiner eigenen Ackerpflege verwendet hätte“.⁴⁵ Wie bereits anlässlich Kortums Zivilisierungsdiskurses festgehalten wurde, fand dieses Gegen-Narrativ im Verlauf der 1780er Jahre zunehmend Anhänger in der in Galizien beschäftigten Beamtenschaft, die sich zum Teil aus polnischen Amtsträgern zusammensetzte.⁴⁶ Wichtig war dabei insbesondere die Umdeutung der durch Hagelstürme ausgelösten Missernte 1785 bis 1787 in eine Produktionskrise, die angeblich durch die mangelnden Robotleistungen der Untertanen verursacht worden sei.⁴⁷

Schlussfolgerungen

Die Einnahme Galiziens und seine Eingliederung in den habsburgischen Herrschaftsbereich waren nur unter Bruch der dynastischen Reichsbildungsstrategie machbar, wie sie die Verwandlung der habsburgischen Besitzungen in ein

44 Rozdolski, *Stosunki poddańcze*, Bd. 2, 157.

45 Zitiert nach: Rozdolski, *Agrar- und Steuerreform*, 140–141.

46 Himka, *Galician villagers*, 13.

47 Rozdolsky, *Untertan und Staat*, 192; Rychlikowa, Irena, „Galicyjski odłam narodu szlacheckiego 1772–1815,“ in *Kwartalnik Historyczny* 95/2 (1988): 83–119, hier 110.

Staatswesen mit Reichscharakter seit Anbeginn der Frühen Neuzeit charakterisiert hatte. Dementsprechend spielte neben den historisch-rechtlichen Ansprüchen der Zivilisierungsdiskurs eine Schlüsselrolle in der Legitimierung der Herrschaft des Wiener Hofes über die neue Provinz im Nordosten der Monarchie. Dessen Grundlage war wiederum die Konstruktion von dichotomen Differenzen zwischen den „Zivilisierten“ und den „Wilden“, die in Kolonialmetaphern und -analogien gipfelten. Die diskursive Schaffung einer habsburgischen Kolonie bzw. einer Ersatz-Kolonie für fehlgeschlagene überseeische Expansionsexperimente beruhte dabei auf einer engen Verquickung von diskursivem „othering“ und der Argumentation für Reformen. Dabei wurde die plurikulturelle und sozial heterogene Bevölkerung Galiziens durchaus in ihrer Vielschichtigkeit wahrgenommen und entsprechend der kameralistischen Taxonomie kategorisiert, jedoch immer in das Zivilisierungsraaster eingefügt.

Das mittels eines „contrapuntal reading“ sowohl von Reiseberichten und statistischen Abhandlungen als auch von behördlichen Dokumenten freigelegte Raster bewirkte seitens der Adressierten unterschiedliche Reaktionen: eine Eingliederung in den Diskurs, eine Annahme von Elementen der hegemonialen Vorstellungen zwecks Umkehrung des dichotomen Verhältnisses von Subalternen und Dominanten, aber auch aktive Gegendiskurse gegen die aus Wien vorgegebenen Schemata. Es war letztere Strategie, die vom Hochadel getragen wurde und die am nachhaltigsten und häufigsten praktiziert wurde, wie der adlige Widerstand im Jahr 1790 belegt.

Bibliografie

- Balázs, Éva H. *Hungary and the Habsburgs: An Experiment in Enlightened Absolutism*. Budapest: Central European University Press, 1997.
- Beer, Adolf. „Die österreichische Handelspolitik unter Maria Theresia und Joseph II.“ *Archiv für Österreichische Geschichte* 86 (1899): 1–204.
- Bredetzky, Samuel. *Reisebemerkungen über Ungern und Galizien*, 2 Bde. Wien: A. Doll, 1809.
- Bredetzky, Samuel. *Historisch-statistischer Beytrag zum deutschen Kolonialwesen in Europa, nebst einer kurzen Beschreibung der deutschen Ansiedlungen in Galizien in alphabetischer Ordnung*. Brünn: Traßler, 1812.
- Hacquet, Belsasar. *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788 und 89 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Erster Theil*. Nürnberg: Raspe, 1790.
- Hacquet, Belsasar. *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1788, 89 und 90 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Zweyter Theil*. Nürnberg: Raspe, 1791.

- Hacquet, Belsasar. *Hacquets neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1791, 92 und 93 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen, Dritter Theil*. Nürnberg: Raspe, 1794.
- Häusler, Wolfgang. *Das galizische Judentum in der Habsburgermonarchie im Lichte der zeitgenössischen Publizistik und Reiseliteratur von 1772–1848*. München: R. Oldenbourg, 1979.
- Himka, John-Paul. *Galician Villagers and the Ukrainian National Movement in the Nineteenth Century*. Edmonton: Canadian Institute of Ukrainian Studies, University of Alberta, 1988.
- Ingrao, Charles. *The Habsburg Monarchy 1618–1815*. Cambridge: Cambridge University Press, 2000.
- Klingenstein, Grete. „Between Mercantilism and Physiocracy: Stages, Modes and Functions of Economic Theory in the Habsburg Monarchy 1748–63.“ In *State and Society in Early Modern Austria*, herausgegeben von Charles Ingrao, 181–214. West Lafayette: Purdue University Press, 1994.
- Kłańska, Maria. *Daleko od Wiednia: Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych 1772 – 1918*. Kraków: Tow. Autorów i Wydawców Prac Naukowych Universitas, 1991.
- Kortum, Traugott Ernest. *Magna Charta von Galicien, oder Untersuchung der Beschwerden des Galicischen Adels Pohlischer Nation über die österreichische Regierung*. Jassy, 1790.
- Kratzer, Franz. *Briefe über den itzigen Zustand von Galizien: Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis*. 2 Bände. Leipzig: G. Ph. Wucherer, 1786.
- Maner, Hans-Christian. *Galizien: Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert*. München: IKGS Verlag, 2007.
- Mark, Rudolf A. *Galizien unter österreichischer Herrschaft: Verwaltung – Kirche – Bevölkerung*. Marburg: Herder-Institut, 1994.
- Nolte, Hans-Heinrich. *Die eine Welt: Abriß der Geschichte des internationalen Systems*. Hannover: Fackelträger, 1993.
- Orłowski, Hubert. „Polnische Wirtschaft“: *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1996.
- ÖStA, HHStA, KA, Staatskanzlei Vorträge, Karton Nr.110, IX–X.
- ÖStA, HHStA, StAbt, Polen III 13.
- Rohrer, Joseph. *Bemerkungen auf einer Reise von der Türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien*. Wien: Pichler, 1804.
- Rozdolski, Roman. *Stosunki poddańczy w dawnej Galicji*. 2 Bände. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1962.
- Rozdolski, Roman. *Die große Agrar- und Steuerreform Josephs II. Ein Kapitel zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe, 1961.

- Rosdolsky, Roman. *Untertan und Staat in Galizien: Die Reformen unter Maria Theresia und Joseph II.* Mainz: Von Zabern 1992.
- Rychlikowa, Irena. „Galicyjski odłam narodu szlacheckiego 1772–1815.“ *Kwartalnik Historyczny* 95/2 (1988): 83–119.
- Staszic, Stanisław. *Uwagi nad życiem Jana Zamoyskiego kanclerza i hetmana W. K.: do dzisiejszego stanu Rzeczypospolitej polskiej przystosowane.* Kraków: Nakładem Krakowskiej spółki wydawniczej, 1926.
- Said, Edward W. *Culture and Imperialism.* New York: Knopf, 1993.
- Sosnowska, Danuta. *Inna Galicja.* Warszawa: Elipsa, 2008.
- Tokarz, Waclaw. *Galicya w początkach ery józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z roku 1783.* Kraków: Akademia Umiejętności, 1909.
- Traunpaur, Alphons. *Dreyßig Briefe über Galizien oder Beobachtungen eines unpartheyischen Mannes, der sich mehr, als nur ein paar Monate in diesem Königreiche umgesehen hat.* Leipzig – Wien: Wucherer u. Beer, 1787.
- Vocelka, Karl. *Österreichische Geschichte von 1699–1815: Glanz und Untergang der höfischen Welt: Repräsentation, Reform und Reaktion im Habsburgischen Vielvölkerstaat.* Wien: Ueberreuter, 2001.
- Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreichs Hungarn auf Klein und Roth-Reussen und Podolien und des Königreichs Böhmens auf die Herzogthümer Auschwitz und Zator.* 1773.
- Wolff, Larry. *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment.* Stanford: Stanford Univ. Press, 1995.
- Wolff, Larry. „Inventing Galicia: Messianic Josephinism and the Recasting of Partitioned Poland.“ *Slavic Review* 63/4 (2004): 818–840.
- Wolff, Larry. *The Idea of Galicia: History and Fantasy in Habsburg Political Culture.* Stanford: Palo Alto Stanford University Press, 2010.

Damien Tricoire

Die Selbstkolonisierung Frankreichs. Die Angst der Aufklärer vor der französischen Barbarei

Abstract In diesem Aufsatz geht es darum, cursorische Einblicke in manche Gründe zu geben, warum die Aufklärung in Frankreich erfunden wurde und eine besondere Ausstrahlung erhielt. Aufklärung wird hier als eine polemische Selbstinszenierung vor dem Hintergrund einer Geschichtserzählung verstanden. Diese Selbstinszenierung korrespondierte mit einem Führungsanspruch und einer Sprecherrolle, die der eines Predigers oder gar eines Propheten nicht unähnlich war. Die Frage lautet also, warum es insbesondere französische Autoren waren, die diesen Anspruch formulierten und warum dieser an der Seine einen so großen Widerhall erhielt. Die These, die hier verteidigt wird, lautet: Es war die kritische Wahrnehmung Frankreichs als Hort der Barbarei, die es ermöglichte, den Beitrag der philosophes in einem unübertroffenen Glanz erscheinen zu lassen, ja sie als Erlöser der Nation und der Menschheit darzustellen. Das Aufklärungsnarrativ entsprang der französischen Nationalerzählung, die eine Angst vor der eigenen Barbarei schürte und zu Selbstkolonisierungsbemühungen animierte.

1765 wurde in Paris ein Buch mit dem Titel *La Philosophie de l'histoire* veröffentlicht, das angeblich ein gewisser seliger Abt Bazin verfasst hatte. Die Zeitgenossen ließen sich nicht täuschen und erkannten die Feder Voltaires, der gerne mit Pseudonymen kokettierte. Darin demolierte Voltaire wieder einmal die christliche Universalgeschichte – eine seiner Lieblingszielscheiben. Ihm zufolge gebe es verschiedene Menschenarten, die unabhängig voneinander entstanden seien; alte Völker wie die Chinesen bestünden schon seit einer erschreckend langen Zeit, die weit vor die angebliche Sintflut zurückreiche; die ursprüngliche Religion der Menschen habe wenig mit der Geschichte des jüdischen Volks oder mit den katholischen Dogmen zu tun – so einige der polemischen Angriffe auf die Lehre der Kirche.¹

1 Voltaire, *Die Philosophie der Geschichte des verstorbenen Herrn Abtes Bazin* (Leipzig: Hartknoch, 1768), 7–47.

Doch Voltaire beschränkte sich in diesem Werk nicht darauf, die kirchliche Meistererzählung anzugreifen. Er setzte auch das einfache europäische Volk herab, das in seinen Augen noch gänzlich barbarisch war:

Wenn ihr unter Wilden Bauern versteht, welche mit ihren Weibchen und einigem Vieh in Hütten leben, [...] ein Kauderwelsch reden, das man in den Städten nicht versteht, weil sie wenige Begriffe von Dingen, und folglich auch wenig Ausdrücke haben [...]; sich zu gewissen Jahreszeiten in einer Art Scheune versammeln, um Ceremonien zu machen, von denen sie nichts begreifen [...]. So giebt es solche Wilde in ganz Europa. Man muß gestehen, daß insonderheit die kanadischen Völker und die Kaffern, die wir Wilde zu nennen beliebt hatten, einen unendlichen Vorzug vor den unsrigen verdienen.²

Dieses Bild von europäischen schlechten „Wilden“, das Voltaire mit dem Bild des amerikanischen „edlen Wilden“ kontrastierte, hatte sicherlich mit Voltaires antiklerikalem Eifer zu tun. Doch genauso hing diese Anprangerung der europäischen Barbarei mit der Konstruktion der Aufklärung zusammen – eines Narrativs, das die Selbstinszenierungen zahlreicher französischer Intellektueller im 18. Jahrhundert maßgeblich prägte. In diesem Aufsatz geht es darum, cursorische Einblicke in manche Gründe zu geben, warum die Aufklärung in Frankreich erfunden wurde und eine besondere Ausstrahlung erhielt. Vorab soll geklärt werden, was hier unter Aufklärung verstanden wird, um Missverständnissen vorzubeugen: Aufklärung soll hier als eine Geschichtserzählung definiert werden oder vielmehr als eine polemische Selbstinszenierung vor dem Hintergrund einer Geschichtserzählung: Aufklärung ist die Selbstinszenierung von Intellektuellen als *philosophes*, als Freunde der Wahrheit, die die Fackel der Vernunft in die Dunkelheit tragen und ihre Mitbürger und Mitmenschen erleuchten. Diese Selbstinszenierung korrespondierte mit einem Führungsanspruch und einer Sprecherrolle, die der eines Predigers oder gar eines Propheten nicht unähnlich war. Sie diente der Disqualifizierung von anderen Autoren und Akteursgruppen als Agenten der Finsternis.³ Die Frage lautet also, warum es insbesondere französische Autoren waren, die diesen weitgehenden und offensiven Anspruch formulierten und warum dieser an der Seine einen so großen

2 Voltaire, *Bazin*, 61–62.

3 Zur Aufklärung als Selbstinszenierung: Andreas Pečar und Damien Tricoire, *Falsche Freunde: War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?* (Frankfurt am Main: Campus, 2015), 27–35.

Widerhall erhielt, dass er nicht wenigen französischen Intellektuellen schließlich ermöglichte, eine große Autorität in Europa zu entfalten.

Die These, die hier verteidigt werden soll, lautet: Es war die kritische Wahrnehmung Frankreichs als Hort der Barbarei, die es ermöglichte, den Beitrag der *philosophes* in einem noch größeren Glanz erscheinen zu lassen, ja sie als Erlöser der Nation und der Menschheit darzustellen. Präziser gesagt: Das Aufklärungsnarrativ entsprang der französischen Nationalerzählung, die eine Angst vor der eigenen Barbarei schürte und zu Selbstkolonisierungsbemühungen animierte.

Die Untersuchung der Selbstbarbarisierung ist ein gutes Beispiel dafür, wie der globalhistorische Blick unsere Wahrnehmung Europas verändern kann. Die Aufmerksamkeit, die der Konstruktion der Anderen gilt, entblößt auch Konstruktionen des Selbst, die bislang verborgen blieben. Dennoch ist das Phänomen der Selbstbarbarisierung bislang wenig erforscht worden.⁴ Vielmehr haben Historiker sich vor allem mit Konstruktionen von Anderen als kulturell Unterlegenen befasst: So entwickelte sich die Forschung zum „Orientalismus“ und brachte unter anderem wichtige Beiträge zur Orientalisierung Osteuropas hervor.⁵ Dabei wird nicht selten vergessen, dass die Barbarisierung Anderer sehr wohl einer Selbstbarbarisierung entsprach, ohne die das Verhältnis der Europäer zur Welt kaum zu verstehen ist. Die Herabsetzung Anderer war nicht nur Ausdruck des eigenen nationalen, zivilisatorischen oder „rassischen“ Stolzes, sondern ein Spiegelbild einer polemischen Beschreibung der Situation in Europa selbst – einer Schilderung des alten Kontinents, die die Ansprüche der Intellektuellen untermauern sollte. Der Maßstab, um den Zivilisierungsgrad einer Nation zu beurteilen, war für die französischen Aufklärer weniger der allgemeine Zustand der Bewohner eines Landes, da die meisten *philosophes* diesen überall als barbarisch präsentierten, als vielmehr das Vorhandensein einer geistigen Elite, die sich der Aufklärungserzählung zur Selbstinszenierung bediente.⁶ Das Urteil über die Zivilisiertheit oder Nichtzivilisiertheit Anderer war somit

4 In diese Richtung gehen: Bernhard Struck, *Nicht West – nicht Ost: Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850* (Göttingen: Wallstein, 2006); Sara E. Melzer, *Colonizer or colonized: The hidden Stories of Early Modern French Culture* (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2012); Burkhard Schnepel, „Verschlungene Wege in den Orient und zurück: ein Prolog,“ in *Orient – Orientalistik – Orientalismus: Geschichte und Aktualität einer Debatte*, hrsg. von Burkhard Schnepel, Gunnar Brands und Hanne Schönig, Postcolonial Studies, Bd. 5 (Bielefeld: transcript Verlag, 2011), 15–28.

5 Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment* (Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1994); Marija Nikolaeva Todorova, *Imagining the Balkans* (New York: Oxford University Press, 1997); Kerstin Jobst, „Orientalism, E. W. Said und die Osteuropäische Geschichte,“ in *Saeculum* 51 (2000): 250–266.

6 René Pomeau, *Voltaire* (Paris: Seuil, 1989), 75–80.

stets eine Untermauerung der eigenen zivilisierenden Rolle einer Elite inmitten von Barbaren.

Um die Besonderheit der französischen Aufklärungserzählung zu verstehen, hilft ein Vergleich mit Spanien. Obwohl das iberische Königreich immer noch eine marginale Rolle in der nichtromanistischen Aufklärungsforschung spielt, haben Spezialisten der spanischen Geschichte seit den 1950er Jahren gezeigt, dass es sehr wohl eine Aufklärung in Spanien gegeben hat, sprich: dass die Ideen von Fortschritt, dem Kampf gegen den Aberglauben und der Notwendigkeit wirtschaftlicher und politischer Reform einen großen Anklang bei spanischen Eliten fanden. Auch südlich der Pyrenäen hatten prominente Autoren den Anspruch, am Fortschritt der *Lumières* (*de las luces*) beizutragen.⁷

Dabei sind jedoch besondere spanische Debatten und Diskursstränge nicht zu übersehen. Spanische Autoren verwendeten nicht nur viel Energie darauf, das vernichtende Bild ihres Vaterlandes, das in der französischen Publizistik dieser Zeit vorherrschte, zu bekämpfen.⁸ Sie debattierten auch über die Ursachen für den relativen Niedergang ihres Staates. Hatte dieser Niedergang bereits mit der habsburgischen Herrschaft, also im frühen 16. Jahrhundert, oder erst nach dem Goldenen Jahrhundert, dem *Siglo de oro*, angesetzt? Die spanischen Eliten konnten sich nicht darüber einigen. Nichtsdestotrotz stimmten die spanischen Geschichtserzählungen des 18. Jahrhunderts in einem Punkt überein: Sie sahen in Spanien kein Land, das in einem alten Zustand der Wildheit verharret sei. Es ging den iberischen Autoren mehr um ein Zurück zu einer als positiv verstandenen Vergangenheit als um eine Überwindung einer atavistischen Barbarei.⁹

7 Richard Herr, *The Eighteenth-Century Revolution in Spain* (Princeton: Princeton University Press, 1958); Jean Sarrailh, *L'Espagne éclairée de la seconde moitié du XVIIIe siècle* (Paris: Imprimerie nationale, 1954); Werner Krauss, *Die Aufklärung in Spanien, Portugal und Lateinamerika* (München: W. Fink, 1973).

8 Sarrailh, *L'Espagne éclairée*, 373–407; Gabriel Paquette, „Enlightened Narratives and Imperial Rivalries in Bourbon Spain: The Case of Almodóvar’s *Historia Política de los Establecimientos Ultramarinos de las Naciones Europeas* (1784–1790),“ in *The Eighteenth Century* 48 (2007): 61–80.

9 Zu den Debatten um die spanische Geschichte und den Beziehungen Spaniens zu Frankreich siehe Sarrailh, *L'Espagne éclairée*, 711; Herr, *Revolution in Spain*, 440–441; Krauss, *Aufklärung in Spanien*, 15–16; Gerda Häßler, „Sprachbewußtsein und Tradition in der spanischen und portugiesischen Aufklärung,“ in *Spanien und Portugal im Zeitalter der Aufklärung: Internationales Symposium der Carl-Justi-Vereinigung und des Forschungszentrums Europäische Aufklärung Potsdam, 19.–22. Februar 1998*, hrsg. von Christoph Frank und Sylvaine Hänsel (Frankfurt am Main: Vervuert, 2002), 15–30; Manfred Tietz, „Quintanas Vidas de espanoles célebres: Zur Frage der nationalen Identität in der spanischen Spätaufklärung,“ in *Spanien und Europa im Zeichen der Aufklärung: Internationales Kolloquium an der Universität-GH-Duisburg vom 8.–11. Oktober 1986*, hrsg. von Siegfried Jüttner (Frankfurt am Main: P. Lang, 1991), 319–345.

In Frankreich war die Situation eine andere. Voltaires Geschichtserzählung implizierte, dieses Land sei erst vor einigen Jahrzehnten aus der Barbarei des Mittelalters hervorgetreten, die noch in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts ihren grausamen Ausdruck gefunden habe. Erst unter Ludwig XIV. habe Frankreich wieder an die Größe des Geistes und der Kunst angeknüpft, die in der Antike so glänzte. Seine eigene Zeit bewertete Voltaire ambivalent. Einerseits habe nun – seit der Mitte des 18. Jahrhunderts – die *philosophie* den *Siècle des Lumières* eingeleitet. Andererseits waren die Künste einem Verfallsprozess ausgesetzt. Sie verlören ihre natürliche und zivilisierende Ordnung. Besondere Wachsamkeit der Elite sei also noch nötig, um der Barbarei entgegenzutreten.¹⁰

Woher stammten die Geschichtsbilder, die Voltaire aufgriff? Er eignete sich Vorstellungen an, die im Rahmen der *Querelle des Anciens et des Modernes* um 1700 formuliert worden waren. Dieser Streit um die These Charles Perraults, Frankreich habe unter Ludwigs XIV. die Antike übertroffen, war in Paris mit einer Heftigkeit geführt worden, die retrospektiv gesehen erstaunt. Sarah Melzer hat vor kurzem eine überzeugende Erklärung für diese verbale Gewalt geliefert: Die Gegner Perraults hätten Angst vor der französischen Barbarei gehabt. In ihren Augen bedurfte Frankreich noch lange der antiken Vorbilder, um zur Zivilisation zu gelangen. Diese Vorstellung einer so schwer überwindbaren französischen Barbarei gründete wiederum, wie Melzer darlegt, in der französischen Nationalerzählung, die im 16. Jahrhundert erfunden worden sei und einen postkolonialen Komplex geschaffen habe. Dieser Erzählung zufolge seien die Franzosen die Nachfahren der Gallier, eines barbarischen Volkes, das von den Römern kolonisiert und zivilisiert worden sei. Nun sollten die Franzosen in die Fußstapfen der Römer treten, sich selbst und andere wilde Völker zivilisieren.¹¹

Wie die neuere Forschung betont, gingen die *Modernes* aus der *Querelle* nicht sieghaft hervor. Vielmehr setzte sich die Idee einer Überlegenheit der modernen über die alte Welt nur auf dem Gebiet der Naturwissenschaften durch. Zwar strebte der Erfinder der Idee eines *Siècle des Lumières*, Fontenelle, danach, Frankreich zu „dekolonisieren“, als er behauptete, die alten Römer seien in ihrer Entwicklung nicht weiter als die Barbaren Mexikos oder Perus gewesen. Zugleich blieb jedoch im 18. Jahrhundert die Autorität der klassischen Autoren groß, wie

Zur Geschichtsschreibung im Spanien des 18. Jahrhunderts: Siegfried Jüttner, „Der Aufklärer als Historiker: Ein politischer Mythos im Zeichen des aufgeklärten Absolutismus,“ in *Spanien und Europa im Zeichen der Aufklärung: Internationales Kolloquium an der Universität-GH-Duisburg vom 8.–11. Oktober 1986*, hrsg. von Siegfried Jüttner (Frankfurt am Main: P. Lang, 1991), 109–126.

10 Voltaire, *Le Siècle de Louis XIV* (Amsterdam: H. Du Sauzet, 1739); Voltaire, *Essay sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours*, 7 Bde. (Den Haag: J. Néaulme, 1757).

11 Melzer, *Colonizer or colonized*.

Diderots und d'Alemberts *Encyclopédie* zeigt. Auch brachten zahlreiche Schriften französischer *philosophes* eine regelrechte Bewunderung für das alte Rom vor allem der republikanischen Zeit zum Ausdruck, dem sie eine moralische Überlegenheit attestierten.¹²

Die Attraktivität der Aufklärungserzählung für die französischen Eliten hatte viel mit dieser geistigen Übermacht Roms, des ehemaligen Kolonialherren, zu tun. Die *philosophes* fanden nicht zuletzt einflussreiche Gönner am Königshof, weil sie Anstrengungen zur sittlichen und patriotischen Läuterung unternahmen. Sie propagierten Normen, die sie als die einzig natürlichen präsentierten, und versprachen so die Etablierung einer stabilen gesellschaftlichen Ordnung. Die moralischen und ästhetischen Normen des ehemaligen Kolonialherrn, Roms, wurden vielfach mit dieser natürlichen Ordnung gleichgesetzt.¹³ So führten Madame de Pompadour und ihr Umfeld ganz bewusst die neoklassische Architektur in Frankreich ein, um die Bürger dank einer natürlichen ästhetischen Ordnung zur Tugend zu erziehen.¹⁴

Zahlreiche Texte, die gewöhnlich als Ausdruck eines Kampfs für die Menschenrechte betrachtet werden, sind wohl besser als solche Beiträge zur Selbstzivilisierung durch patriotische Erziehung zu verstehen. Dies trifft sicherlich auch auf Raynals und Diderots vielgefeierte *Geschichte beider Indien* zu. Dieses Werk enthält keineswegs eine Fundamentalkritik des Kolonialismus, wie man oft liest, sondern eher ein Plädoyer für eine französische Kolonialexpansion laut den Prinzipien des klassischen Republikanismus. Frankreich sollte seine eigene Barbarei überwinden, andere Weltgegenden kolonisieren und sich dabei auch selbst zivilisieren, so die zentrale Botschaft Raynals und Diderots.¹⁵

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie der Blick auf die Konstruktion des Anderen, den die postkolonialen Studien fruchtbar gemacht haben, auch unsere Sicht auf zentrale Erinnerungsorte ändern kann, die in der heutigen Öffentlichkeit gerne bemüht werden, um eine Identifikation mit der liberalen Demokratie zu erzeugen. Der postkoloniale Blick hilft somit, in der Aufklärung weniger den Aufbruch in die Moderne, als vielmehr den teilweise angstbeladenen Ruf nach einem Zurück zur alten Zivilisation zu sehen. Die französischen Intellektuellen

12 Dan Edelstein, *The Enlightenment: A Genealogy* (Chicago: University of Chicago Press, 2010), 45–51. Siehe auch den Klassiker Peter Gay, *The Rise of modern Paganism, The Enlightenment: An Interpretation* (London: Wildwood House, 1973).

13 Damien Tricoire, „The Enlightenment and the Politics of Civilization: Self-Colonization, Catholicism, and Assimilationism in Eighteenth-Century France“, in *Enlightened Colonialism: Civilization Narratives and imperial Politics in the Age of Reason*, hrsg. von Damien Tricoire (Basingstoke: Palgrave MacMillan, 2017), 25–45.

14 Jean-Marie Pérouse de Montclos, *Jacques-Germain Soufflot* (Paris: Editions du Patrimoine, 2005), 35–39.

15 Pečar und Tricoire, *Falsche Freunde*, 129–151.

zeigten sich als Prediger sowohl der Fremd- als auch der Selbstzivilisierung. Die Geschichte der französischen Aufklärung kann heute neu erzählt werden: nämlich als die eines Selbstkolonisierungsunternehmens.

Bibliografie

- Edelstein, Dan. *The Enlightenment: A Genealogy*. Chicago: University of Chicago Press, 2010.
- Gay, Peter. *The Rise of Modern Paganism: The Enlightenment: An Interpretation*. London: Wildwood House, 1973.
- Häßler, Gerda. „Sprachbewußtsein und Tradition in der spanischen und portugiesischen Aufklärung.“ In *Spanien und Portugal im Zeitalter der Aufklärung: Internationales Symposium der Carl-Justi-Vereinigung und des Forschungszentrums Europäische Aufklärung Potsdam, 19.–22. Februar 1998*, herausgegeben von Christoph Frank und Sylvaine Hänsel, 15–30. Frankfurt am Main: Vervuert, 2002.
- Herr, Richard. *The Eighteenth-Century Revolution in Spain*. Princeton: Princeton University Press, 1958.
- Jobst, Kerstin. „Orientalism, E. W. Said und die Osteuropäische Geschichte.“ *Saeculum* 51 (2000): 250–266.
- Jüttner, Siegfried. „Der Aufklärer als Historiker: Ein politischer Mythos im Zeichen des aufgeklärten Absolutismus.“ In *Spanien und Europa im Zeichen der Aufklärung: Internationales Kolloquium an der Universität-GH-Duisburg vom 8.–11. Oktober 1986*, herausgegeben von Siegfried Jüttner, 109–126. Frankfurt am Main: P. Lang, 1991.
- Krauss, Werner. *Die Aufklärung in Spanien, Portugal und Lateinamerika*. München: W. Fink, 1973.
- Melzer, Sara E. *Colonizer or Colonized: The Hidden Stories of Early Modern French Culture*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2012.
- Paquette, Gabriel. „Enlightened Narratives and Imperial Rivalries in Bourbon Spain: The Case of Almodóvar’s *Historia Política de los Establecimientos Ultramarinos de las Naciones Europeas* (1784–1790).“ *The Eighteenth Century* 48 (2007): 61–80.
- Pečar, Andreas und Damien Tricoire. *Falsche Freunde: War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?* Frankfurt am Main: Campus, 2015.
- Pérouse de Montclos, Jean-Marie. *Jacques-Germain Soufflot*. Paris: Editions du Patrimoine, 2005.
- Pomeau, René. *Voltaire*. Paris: Seuil, 1989.
- Sarrailh, Jean. *L’Espagne éclairée de la seconde moitié du XVIIIe siècle*. Paris: Imprimerie nationale, 1954.

- Schnepel, Burkhard. „Verschlungene Wege in den Orient und zurück: ein Prolog.“ In *Orient – Orientalistik – Orientalismus: Geschichte und Aktualität einer Debatte*, herausgegeben von Burkhard Schnepel, Gunnar Brands und Hanne Schönig, 15–28. Postcolonial Studies, Bd. 5. Bielefeld: transcript Verlag, 2011.
- Struck, Bernhard. *Nicht West – nicht Ost: Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*. Göttingen: Wallstein, 2006.
- Tietz, Manfred. „Quintanas Vidas de espanoles célebres: Zur Frage der nationalen Identität in der spanischen Spätaufklärung.“ In *Spanien und Europa im Zeichen der Aufklärung: Internationales Kolloquium an der Universität-GH-Duisburg vom 8.–11. Oktober 1986*, herausgegeben von Siegfried Jüttner, 319–345. Frankfurt am Main: P. Lang, 1991.
- Todorova, Marija N. *Imagining the Balkans*. New York: Oxford University Press, 1997.
- Tricoire, Damien. „France’s self-colonization, the Enlightenment, and the Politics of Civilization.“ In *Enlightened Colonialism: Civilization Narratives and imperial Politics in the Age of Reason*, herausgegeben von Damien Tricoire. Basingstoke: Palgrave MacMillan, 2017.
- Voltaire. *Le Siècle de Louis XIV*. Amsterdam: H. Du Sauzet, 1739.
- Voltaire. *Essay sur l’histoire générale et sur les moeurs et l’esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu’à nos jours*. 7 Bde. Den Haag: J. Néaulme, 1757.
- Voltaire. *Die Philosophie der Geschichte des verstorbenen Herrn Abtes Bazin*. Leipzig: Hartknoch, 1768.
- Wolff, Larry. *Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford, Calif.: Stanford University Press, 1994.

Moritz Baumstark

„Barbarians who inhabit the Banks of the Thames“ – Englandbilder schottischer Aufklärer zwischen Überlegenheitsanspruch und Untergangsvision

Abstract Der Beitrag untersucht die Verwendung des Barbarentopos durch David Hume und weitere Autoren der schottischen Aufklärung und zeigt, dass dieser Topos in deren Schriften nicht allein als polemische Waffe fungierte, sondern unmittelbar verwoben war mit der kulturellen Selbstverortung, dem politischen Denken und der Geschichtsphilosophie der schottischen Aufklärung. Durch die Bezeichnung der Engländer als ‚barbarisch‘ versuchten die schottischen Autoren, das traditionelle Verhältnis von provinziellem Schottland und weltläufigem England rhetorisch zu ihren Gunsten umzukehren. Innerhalb eines europäischen Vergleichsfeldes erschien nämlich gerade die englische Literatur als rückständig, während in Schottland ein enormer kultureller Aufschwung konstatiert werden konnte. Diese vermeintliche Rückständigkeit der englischen Literatur wurde wiederum als Symptom eines generellen Rückfalls Englands in die Barbarei gedeutet, aufgrund dessen angeblich ein politischer Niedergang ganz Großbritanniens drohe. Die mit dieser Verwendung des Barbarenbegriffs einhergehende pessimistische Reaktion schottischer Autoren auf die Krisen des späten 18. Jahrhunderts fand schließlich einen Nachhall in den dystopischen Zukunftsvisionen des frühen 19. Jahrhunderts.

Die häufige Verwendung des Barbarentopos in den historischen und politischen Diskursen des 18. Jahrhunderts erklärt sich nicht zuletzt aus der Vielseitigkeit seiner Bedeutungen und seinem vielfältigen Anwendungspotential. Wie in den anderen Beiträgen der Sektion gezeigt wird, konnten die Begriffe „Barbar“, „barbarisch“ und „Barbarei“ innerhalb eines Wechselspiels von Fremd- und Selbstexotisierung ebenso fungieren wie in denen eines Binnenkolonialismus oder einer Selbstkolonisierung. Diese Funktionspotentiale des Barbarentopos sollen im Folgenden um eine weitere Variante ergänzt werden: Die Barbarisierung der Metropole aus der Sicht der Provinz. Diese Dimension des Topos lässt sich besonders gut anhand der Verwendung des Barbarenbegriffs durch Autoren der

schottischen Aufklärung untersuchen, zumal jene intellektuelle Bewegung in der Mitte und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in mehrfacher Hinsicht aus der Provinz hervorging. Schottlands Hauptstadt Edinburgh hatte seit 1603 den Status als königliche Hauptresidenzstadt und seit 1707 denjenigen der Parlamentsstadt und damit einen guten Teil seiner Aristokratie an London verloren. Das politisch benachteiligte und ökonomisch rückständige Schottland erlebte jedoch ab Mitte des Jahrhunderts einen immensen intellektuellen, kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwung.¹ Die spezifische Perspektive der Provinz stellte somit in Edinburgh – wie auch in anderen Provinzstädten wie Dublin oder Boston – eine Grundbedingung der politischen Diskurse der lokalen gentry dar, der die meisten Autoren der Aufklärung angehörten.²

Vor diesem ausgeprägt provinziellen Hintergrund der schottischen Aufklärung muss es erstaunen, dass einige der bekanntesten Autoren, unter anderem David Hume und Adam Ferguson, gerade und mit großer Vehemenz den südlichen Nachbarn England mit der Barbarei assoziierten. So nannte Hume ab den späten 1750er Jahren die Engländer beziehungsweise die Londoner in seinen Briefen wahlweise „the most stupid and factious Barbarians in the World“ und „the Barbarians who inhabit the Banks of the Thames“.³ Adam Ferguson und andere befürchteten darüber hinaus gar eine Rückkehr der Barbarei in ganz Großbritannien. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich eine spezifische Verwendung des Barbarenbegriffs zur Bezeichnung des südlichen Nachbarn England und insbesondere der Metropole London. Diese Verwendung erscheint zunächst alles andere als selbstverständlich und wirft einige Fragen auf. Der Topos des Barbarentums fungierte offenbar als polemische Waffe im rhetorischen Arsenal der schottischen Aufklärer, war zugleich aber mehr als ein reiner Kampfbegriff. Der Barbarentopos ist vielmehr unmittelbar verwoben mit der kulturellen Selbstverortung, dem politischen Denken und der Geschichtsphilosophie der schottischen Aufklärung. Dies soll im Folgenden an der Verwendung des Barbarentopos durch David Hume gezeigt werden, wobei weitere Autoren der schottischen Aufklärung berücksichtigt und ein Blick auf die Nachwirkungen

1 Hierbei darf nicht vergessen werden, dass dieser Aufschwung auf das Fundament einer humanistischen Gelehrsamkeit, einer calvinistischen Bildungstradition, der Existenz von immerhin vier Universitäten sowie enger Verbindungen zu den niederländischen Universitäten aufbauen konnte.

2 Vgl. Nicholas Phillipson, „Culture and Society in the Eighteenth-Century Province: The Case of Edinburgh and the Scottish Enlightenment,“ in *The University in Society*, hrsg. von Lawrence Stone, 2 Bde. (London: Oxford University Press, 1975), Bd. 2, 407–448.

3 „Hume an William Strahan, 25. October 1769,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 209; „Hume an Hugh Blair, 26. April 1764,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 1, 436.

geworfen wird. Dabei wird deutlich, dass die Verwendung des Barbarenbegriffs zwar in konkreten polemischen Kontexten verortet werden kann, zugleich aber auf grundlegende Themen der schottischen Aufklärung verweist.

„[T]he People most distinguish'd for Literature in Europe“ – Der schottische Anspruch auf kulturelle Überlegenheit gegenüber England

Es scheint zunächst naheliegend, den von einigen schottischen Aufklärern auf England angewandten Barbarentopos als eine reine Inversion des im 18. Jahrhundert in ganz Großbritannien verbreiteten Bildes des rückständigen Bewohners der schottischen Highlands zu sehen. Diese Interpretation erweist sich bei näherer Betrachtung allerdings als nicht haltbar. Zunächst ist festzustellen, dass die schottischen Aufklärer selbst die Bewohner der Highlands als rückständig bezeichneten und ihre eigene Umgebung, die Lowlands und insbesondere die kommerziellen Zentren Edinburgh und Glasgow, scharf davon abgegrenzten. Sie sahen sich konfrontiert mit einer „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“: auf der einen Seite eine durch Tauschökonomie geprägte Clangesellschaft, auf der anderen Seite eine durch Handel geprägte moderne Gesellschaft, vergleichbar derjenigen Londons. Es ist bemerkt worden, dass dieser Kontrast zur Ausbildung der sogenannte *four stages theory* in der *conjectural history* beigetragen haben könnte, da sich sowohl das zweite Stadium der *pastoral stage* in den Highlands als auch das vierte und letzte, die *commercial society* in den Lowlands wiederfanden.⁴ Entscheidend ist in jedem Fall, dass der Typus des „highlander“ sowohl in der schottischen Aufklärung als auch in der englischen Presse nicht als Barbar, sondern allenfalls als Wilder („savage“) bezeichnet und damit einer anderen Sphäre zugerechnet wurde.⁵ Daher kann von einer reinen Inversion des Barbarentopos in diesem Fall nicht die Rede sein.

Besser erklären lässt sich die Verwendung des Barbarentopos aus dem Versuch der Schotten, das Verhältnis von Provinz und Metropole umzukehren. Humes Aussagen lassen Rückschlüsse auf das schottische Selbstverständnis in Abgrenzung zum Nachbarn südlich des Tweed zu. Zwar hatten die Aufklärer nach der gescheiterten Jacobite Rebellion von 1745 eine stärkere Identifikation

4 Vgl. Annette Meyer, *Von der Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit: Die Wissenschaft vom Menschen in der schottischen und deutschen Aufklärung* (Tübingen: Niemeyer, 2008).

5 Zur grundlegenden Unterscheidung der Begriffe „barbarian“ und „savage“ siehe John G. A. Pocock, Hrsg., *Barbarism and Religion: Vol. IV: Barbarians, Savages and Empires* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010); Silvia Sebastiani, *Scottish Enlightenment: Race, Gender, and the Limits of Progress* (New York: Palgrave Macmillan, 2013).

der Schotten mit der Union und die Ausbildung einer „North British“ Identität gefordert,⁶ allerdings war dieser Versuch einer Integration der kulturellen Identität nach 1760 von der anti-schottischen Propaganda in London lächerlich gemacht und vehement zurückgewiesen worden.⁷ Dies verstärkte das Gefühl vieler Schotten, in England nicht dazuzugehören. So schrieb Hume an Gilbert Elliot of Minto, einen befreundeten Schotten, der als Parlamentarier in London lebte:

Am I, or are you, an Englishman? Will they allow us to be so?
Do they not treat with Derision our Pretensions to that Name,
and with Hatred our just Pretensions to surpass & to govern
them? I am a Citizen of the World[.]⁸

Der letzte Satz ist bemerkenswert. Für Hume, der nicht zuletzt aufgrund seines schottischen Akzents nicht als Engländer akzeptiert wurde, stellte eine kosmopolitische Identität einen Ausweg dar und bot darüber hinaus die Chance, das Verhältnis von Provinz und Metropole umzukehren. Aus einer europäischen Sicht – denn auf diese beschränkt sich der Kosmopolitismus der Schotten – erschien England und London beschränkt und provinziell, während die schottische Affinität zum Kontinent, insbesondere zu den Niederlanden und Frankreich, die Schotten als weltoffen, das heißt europäisch erscheinen ließ. Noch heute gehen in der in Schottland betriebenen kulturellen Identitätspolitik die Abgrenzung zu England und die Annäherung an Europa Hand in Hand.⁹ In den Tagen von Lord Bute in den frühen 1760ern und in denen des aus Schottland stammenden britischen Premierministers Gordon Brown wurde und wird der Anspruch schottischer Politiker „to surpass & to govern them“ von Teilen der öffentlichen Meinung in England zurückgewiesen, oft mit dem Verweis darauf, dass es disproportional viele Schotten in Westminster gäbe.

Die angebliche Provinzialität Englands beziehungsweise Londons ist allerdings für sich genommen noch kein hinreichender Grund für den Vorwurf der

6 Richard B. Sher, *The Enlightenment & the Book: Scottish Authors & their Publishers in Eighteenth-Century Britain, Ireland & America* (Chicago: The University of Chicago Press, 2006).

7 Gordon Pentland, „We Speak for the Ready’: Images of Scots in Political Prints, 1707–1832,“ in *The Scottish Historical Review* 90 (2011): 64–95.

8 „Hume an Gilbert Elliot of Minto, 22. September 1764,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 470. Hume schreibt diesen Brief aus Paris und teilt dem Adressaten mit, dass er ernsthaft überlege, den Rest seines Lebens in Frankreich zu verbringen.

9 Dieser bereits im Herbst 2015 geschriebene Satz erhält Bestätigung durch die schottischen Reaktionen auf das Ergebnis des EU-Mitgliedschaftsreferendums vom 23. Juni 2016.

Barbarei. Worauf bezieht sich dann dieser Vorwurf konkret? Im Falle Humes ist zunächst auf das Feld der Literatur zu verweisen, das im 18. Jahrhundert als Indikator für den Grad der Zivilisiertheit einer Nation oder Epoche gesehen wurde. In Bezug auf das England seiner Zeit ist das literaturkritische Urteil Humes vernichtend. So schreibt er 1773: „that Nation is so sunk in Stupidity and Barbarism and Faction that you may as well think of Lapland for an Author“ und drei Jahre später, die Engländer „for almost a whole Generation, have given themselves up to barbarous and absurd Faction, and have totally neglected all polite Letters“.¹⁰ Als Ausnahmen, die diese Regel bestätigen, werden nur Laurence Sternes *Tristram Shandy* (1759–1767) und Edward Gibbons *Decline and Fall of the Roman Empire* (1776–1789) zugelassen. Auch hier ist die negative Darstellung Englands die Kehrseite der von Hume postulierten Überlegenheit der schottischen Literatur. So hatte er bereits 1757 an Gilbert Elliot of Minto geschrieben:

Is it not strange that, at a time when we have lost our Princes, our Parliaments, our independent Government, even the Presence of our chief Nobility, are unhappy, in our Accent & Pronunciation, speak a very corrupt Dialect of the Tongue which we make use of; is it not strange, I say, that, in these Circumstances, we shou'd really be the People most distinguish'd for Literature in Europe?¹¹

An Humes rhetorischer Frage ist bezeichnend, dass auch hier ein europäisches Vergleichsfeld aufgemacht wird, innerhalb dessen die schottische Literatur einen höheren Stellenwert als die englische einnimmt. Eine direkte Gegenüberstellung von kultureller „Barbarei“ in England und Blüte der Literatur in Schottland erfolgt in einem Brief an den schottischen Rhetorikprofessor Hugh Blair: „The Taste for Literature is neither decayd nor depravd here, as with the Barbarians who inhabit the Banks of the Thames.“¹² Allerdings mussten auch die schotti-

10 „Hume an William Strahan, 30. Januar 1773,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 269. Strahan war ebenfalls ein *London Scot* und Mitglied des Parliaments; „Hume an Edward Gibbon, 18. März 1776,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 310; Vgl. „Hume an Adam Smith, 1. April 1776,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 312: „It is lamentable to consider how much that Nation has declined in Literature during our time.“

11 „Hume an Gilbert Elliot of Minto, 2. Juli 1757,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 1, 255.

12 „Hume an Hugh Blair, 26. April 1764,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 1, 436.

schen Autoren mit einem vorwiegend englischen Lesepublikum vorlieb nehmen, zu Humes Bedauern: „it has been my Misfortune to write in the Language of the most stupid and factious Barbarians in the World.“¹³

Die Heftigkeit des Tons wirft die Frage nach dem Status von Humes Aussagen auf. Wie ernst sind sie zu nehmen, welche Rückschlüsse lassen Sie auf sein politisches Denken zu?¹⁴ Zunächst ist darauf zu verweisen, dass es sich bei den aufgeführten Zitaten ausnahmslos um private Aussagen handelt, die Hume in seinem Briefwechsel mit engen und – es erstaunt wenig – zumeist schottischen Freunden fallen ließ. Diese Briefe waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt, weshalb es kaum erstaunt, dass Hume hier seinen Meinungen freien Lauf lassen konnte.¹⁵ Zum zweiten ist diesen Briefaussagen ein hohes Maß an Polemik eigen, sodass „barbarous“ und „barbarians“ nicht als rein analytische Begriffe, sondern auch als Kampfbegriffe verstanden werden können. Dies bedeutet allerdings keineswegs, dass wir Humes Aussagen kein großes Gewicht geben sollten. Auch wenn diese Aussagen privater und polemischer Natur waren, so referierten sie doch auf Überzeugungen, die Hume und seine Zeitgenossen in ihren öffentlichen und oft wenig polemischen Werken niedergelegt und begründet hatten. Hier finden wir gewissermaßen, wenn auch in schrillen und teilweise dissonanten Tönen, einige grundlegenden Motive von Humes politischem Denken. Seine Aussagen über „Barbarism and Faction“ und „barbarous and absurd Faction“ deuten darauf hin, dass seiner Diagnose zufolge die literarische Stagnation lediglich ein Symptom für einen vielschichtigen Niedergangsprozess darstellte, deren Ursachen er im politischen Bereich verortete.

„[T]he most stupid and factious Barbarians in the World“ – Die Rückkehr der Barbarei und der Niedergang Großbritanniens

Humes Aussagen über die englische Barbarei treffen zusammen mit seiner Zeitdiagnose, die die Briefe der letzten zehn Jahre seines Lebens, 1766 bis 1776,

13 „Hume an William Strahan, 25. Oktober 1769,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 209.

14 Diese Fragen habe ich ausführlicher anhand eines neu gefundenen Briefes David Humes behandelt in Moritz Baumstark, „The End of Empire and the Death of Religion: A Reconsideration of Hume’s Later Political Thought,“ in *Philosophy and Religion in Enlightenment Britain: New Case Studies*, hrsg. von Ruth Savage (Oxford: Oxford University Press, 2012), 231–257.

15 Hume schrieb bereits 1757 an einen Korrespondenten: „it woud be very disagreeable to me, if by any Accident these Letters shoud fall into idle People’s hands, and be honord with a Publication.“ „Hume to Andrew Millar, 21. Juli 1757,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 1, 256.

durchziehen.¹⁶ Der Auslöser ist das Ende des Siebenjährigen Krieges, der Großbritannien außen- und innenpolitisch transformierte. Als Resultat der Erfolge in diesem Krieg sah sich Großbritannien mit einer neuen imperialen Rolle und horrenden Staatsschulden konfrontiert, zu der bald eine außerparlamentarische Bewegung unter dem Slogan „Wilkes and Liberty“ hinzukam. Dazu trat ab 1765/66 der sich immer weiter zuspitzende Konflikt mit den amerikanischen Kolonien, der 1775 schließlich zum Krieg führte. Die Zeitgenossen sahen diese militärischen, finanziellen und innenpolitischen Ereignisse als zusammenhängende Entwicklungen und als Symptome einer tiefgreifenden politischen Krise der britischen Verfassung, die das Fortbestehen der verfassungsmäßigen Ordnung, ja des britischen Staates und Empire an sich in Frage zu stellen drohte. Bei den englischen „Barbaren“, die Hume zufolge die Verfassung unterminierten, handelte es sich konkret um zwei Akteursgruppen: Zum einen um den Londoner „Mob“ beziehungsweise seine Anführer, allen voran John Wilkes, zum anderen um die „great men“, also die zumeist aristokratischen Anführer der beiden Parteien, die die außerparlamentarische Opposition um Wilkes für ihre parteipolitischen Zwecke nutzten.¹⁷ Durch die Interaktion dieser Gruppen sah Hume das gesamte Verfassungsgefüge in Gefahr geraten. So schrieb er 1770: „There must necessarily be a Struggle between the Mob and the Constitution.“¹⁸ Die größte Gefahr ging Hume zufolge vom Parteigeist („factionalism“) aus und es ist daher kein Zufall, dass Hume die Engländer als „the most stupid and factious Barbarians in the World“ bezeichnete. Die zusammenhängenden Kräfte von „faction“ in Politik und „barbarism“ im literarischen Geschmack würden zusammen mit religiösem Enthusiasmus somit zum Niedergang Großbritanniens und seines Empire führen.¹⁹

Für seine Diagnose dieser kulturellen und politischen Krise konnte Hume auf eine Prognose zurückgreifen, die er zu Beginn seiner literarischen Laufbahn in seinen *Essays, Moral and Political* (1741/42) gemacht hatte. Die britische Mischverfassung mit ihrer delikaten Balance zwischen „liberty“ und „authority“ war ihm zufolge die glücklichste und zugleich die gefährdetste. Ein möglicher

16 Duncan Forbes, *Hume's Philosophical Politics* (Cambridge: Cambridge University Press, 1978), 125–191; John G. A. Pocock, „Hume and the American Revolution: The dying Thoughts of a North Briton,“ in *Virtue, Commerce, and History: Essays on Political Thought and History, chiefly in the Eighteenth Century*, hrsg. von John G. A. Pocock (Cambridge: Cambridge University Press, 1985), 125–141; Istvan Hont, „The Rhapsody of Public Debt: David Hume and Voluntary State Bankruptcy,“ in *Jealousy of Trade: International Competition and the Nation-State in Historical Perspective*, hrsg. von Istvan Hont (Cambridge, Mass.: Belknap, 2005), 325–353; Baumstark, „End of Empire“.

17 Forbes, *Politics*, 125–191.

18 „Hume an William Strahan, 13. März 1770,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 218.

19 Zum Zusammenspiel dieser Kräfte siehe John G. A. Pocock, „Revolution,“ 139.

Niedergang der britischen Verfassung würde sich dementsprechend in verschiedene Szenarien vollziehen. Der Zusammenbruch der Verfassung würde zunächst in Anarchie enden, die nach vielen Wirrungen zur Etablierung einer absoluten Monarchie führen würde. Diesem Szenario zog Hume die unmittelbare Etablierung einer absoluten Monarchie als „the easiest death, the true *Euthanasia* of the British constitution“ vor.²⁰ Aus diesem zunächst hypothetischen Gedankenspiel der 1740er wurde in den späten 1760ern und frühen 1770ern die Wahrnehmung einer akuten Gefahr für das Fortbestehen der britischen Verfassung. Im Falle eines Verlustes der amerikanischen Kolonien sah Hume folgendes Szenario voraus:

You will probably see a Scene of Anarchy and Confusion open'd at home, the best Consequence of which is a settled Plan of arbitrary Power; the worst, total Ruin and Destruction.²¹

Die zunächst eintretende Anarchie würde somit im besten Fall zu einem „leichteren Tod“ der Verfassung durch die unmittelbare Etablierung einer absoluten Monarchie führen. Laut Hume lag die Verantwortung hierfür bei den Engländern, denen es zuzutrauen war, ihre eigene Verfassung zu unterminieren:

Our Government has become a Chimera; and is too perfect in point of Liberty, for so vile a Beast as an Englishman, who is a Man, a bad Animal too, corrupted by above a Century of Licentiousness. The Misfortune is, that this Liberty can scarcely be retrench'd without Danger of being entirely lost [...]. I may wish that the Catastrophe should rather fall on our Posterity; but it hastens on with such large Strides, as leaves little Room for this hope.²²

In dieser mit Anglophobie verbundenen Katastrophenvorhersage sah Hume das Fortbestehen der britischen Verfassung gefährdet. Die Anzeichen deuteten darauf hin, dass seine Befürchtungen eher früher als später eintreffen würden.

Auch wenn dieser Pessimismus bei Hume besonders ausgeprägt war, war er keineswegs allein mit seinen Befürchtungen für die nahe Zukunft. Sie wurden von

20 David Hume, „Whether the British Government inclines more to Absolute Monarchy or to a Republic,“ in *Essays, Moral, political and literary*, hrsg. von Eugene F. Miller (Indianapolis, Ind.: Liberty Classics, 1987), 47–53, hier 53.

21 „Hume an William Strahan, 13. November 1775,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 305.

22 „Hume an Gilbert Elliot of Minto, 21. Februar 1770,“ in *Letters of David Hume*, hrsg. von J. Y. T. Greig, 2 Bde. (Oxford: Clarendon Press, 1932), Bd. 2, 216.

seinen schottischen Zeitgenossen Sir John Dalrymple (1726–1810), Adam Ferguson (1723–1816) und William Barron (gestorben 1803) geteilt.²³ Da diese wesentlich länger lebten, konnten sie nicht nur den Beginn der Amerikanischen Revolution, sondern auch die Französische Revolution unter dem Gesichtspunkt eines drohenden Rückfalls in die Barbarei betrachten. Hierbei stellten sie einen direkten Zusammenhang zwischen Barbarei und Demokratie her. Eine demokratische Republik nach griechischem Vorbild schien ihnen die instabilste Verfassungsform, zumal ihre Instabilität als Vorwand zu Etablierung einer Militärherrschaft genutzt werden konnte. Im Hinblick auf die in Amerika entstehende Republik brachte John Gillies (1747–1836) diese Befürchtung am deutlichsten zum Ausdruck:

But if that turbulent form of government should be established in a new hemisphere, and if popular assemblies and senates should be there entrusted with the right to exercise power, why might they not abuse it as shamefully as before? Might not the ancient barbarities be renewed; the manners of men be again tainted with a savage ferocity; and those enormities, the bare description of which is shocking to human nature, be introduced, repeated, and gradually become familiar?²⁴

Die Angst vor direkten Formen der Demokratie verband sich bei Gillies und einigen seiner Zeitgenossen mit der Gefahr eines Rückfalls ins Barbarentum.

Um diese Dimension des Barbarentopos bei den schottischen Autoren zu verstehen, muss nicht die *conjectural history* beziehungsweise die Menschheitsgeschichte, sondern vielmehr die *civil history* beziehungsweise die Staatengeschichte Europas in Betracht gezogen werden. Der entscheidende Referenzrahmen blieb dabei das Schicksal Roms, dessen Zivilisation sich in einem lang andauernden Niedergang befunden hatte, bevor sie schließlich von den Barbaren überrannt worden war.²⁵ Der Vergleich der aktuellen Situation mit derjenigen der Antike legte somit eine Rückkehr des Barbarentums in England, Europa oder Amerika, zumindest als Gefahr, nahe. Eine solche Parallele zwischen dem Niedergang der römischen Republik und dem Ende des römischen Imperiums einerseits und dem künftigen Schicksal des British Empire andererseits zog William

23 Iain McDaniel, „Scottish Historians and Modern Revolutions,“ in *Schleifspuren: Lesarten des 18. Jahrhunderts: Festschrift für Eckhart Hellmuth*, hrsg. von Anke Fischer-Kattner und Eckhart Hellmuth (München: Dreesbach, 2011), 75–84.

24 John Gillies, *The Orations of Lysias and Isocrates* (London, 1778), zitiert in Iain McDaniel, „Revolutions,“ 81.

25 Vgl. hierzu umfassend Iain McDaniel, *Adam Ferguson in the Scottish Enlightenment: The Roman Past and Europe's fFuture* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2013).

Barron, der 1777 fragte: „What power will prevent Great Britain from sharing a similar fate in similar circumstances with the Republic of Rome?“²⁶

Als Reaktionen auf innenpolitische Ereignisse und auf die Amerikanische und Französische Revolution entwickelten eine Reihe schottischer Aufklärer einen geschichtsphilosophischen Pessimismus, der weit entfernt ist von dem Fortschrittsoptimismus, den die ältere Forschung oftmals der Hoch- und Spätaufklärung unterstellte.²⁷

„[T]he Hume of the Southern Hemisphere“ – Ein Neuseeländer zeichnet die Ruinen von London

Die Befürchtung Humes und einiger seiner schottischen Zeitgenossen weist auf deren Grundannahme hin, dass Fortschritt – politisch und kulturell – keinesfalls als eine teleologische, ungebrochene Vorwärtsbewegung zu verstehen sei, sondern vielmehr prinzipiell umkehrbar war. Auch zivilisierten Gemeinwesen mit einem hohen Grad an politischer Freiheit und kultureller Entfaltung waren daher nicht vor einem Rückfall in die Barbarei sicher. Im Gegenteil: je höher der Grad der Freiheit, desto größer die potentielle Instabilität und desto wahrscheinlicher das drohende Umschlagen der Zivilisation in ihr Gegenteil. Wenn nun Großbritannien in die Barbarei zurückfallen konnte, konnten dann nicht umgekehrt andere Weltteile, die bislang als Zonen der Wildnis oder der Barbarei bekannt waren, ihrerseits – sozusagen in einer Gegenbewegung – Zivilisation hervorbringen? Letzteres legte die erwähnte *conjectural history* nahe, der zufolge der in der schottischen Geschichte zu beobachtende Übergang – von der Wildheit einer auf Viehzucht und Tauschökonomie basierenden Clangesellschaft zur Zivilisation moderner Städte mit florierendem Handel und einer durch Arbeitsteilung geprägten Ökonomie – auch als grundlegendes Schema der Entwicklung anderer Weltgegenden angenommen werden kann. Der von Hume und den schottischen Geschichtsdenkern beeinflusste englische Historiker Edward Gibbon (1737–1794) äußerte eine entsprechende Hoffnung in seinem *Decline and Fall of the Roman Empire*:

26 Barron fährt fort: „Factionous and ambitious leaders are to be found in modern times, as well as in those of antiquity. [...] We have lived long in possession of much liberty: Let us be satisfied, lest, by grasping the shadow, we lose the substance.“ William Baron, *History of the Colonization of the Free States of Antiquity, Applied to the Present Contest between Great Britain and her American Colonies* (London, 1777), zitiert in Iain McDaniel, „Revolutions,“ 80.

27 Für eine nuancierte Darstellung der Fortschrittsidee in der schottischen Aufklärung siehe David Spadafora, *The Idea of Progress in Eighteenth-Century Britain* (New Haven, Conn.: Yale University Press, 1990), 253–320.

If in the neighbourhood of the commercial and literary town of Glasgow, a race of cannibals has really existed, we may contemplate in the period of the Scottish history the opposite extremes of savage and civilised life. Such reflections tend to enlarge the circle of our ideas, and to encourage the pleasing hope, that New Zealand may produce in some future age the Hume of the Southern Hemisphere.²⁸

Mit seinem charakteristischen Gespür für historische Ironie zieht Gibbon hier eine Parallele zwischen dem ursprünglich von Pikten besiedelten und nun aufgeklärten Schottland und einer möglichen künftigen Entwicklung Neuseelands. Denkt man Gibbons Gedankenspiel weiter und sucht tatsächlich nach „dem Hume“ des 19. Jahrhunderts, so findet man ihn weder in Schottland noch in Neuseeland, sondern ironischerweise in England: Der Whig-Historiker George Babington Macaulay (1800–1859) beerbte nämlich Hume in seiner Rolle als *der* Historiker Englands. Macaulay griff bezeichnenderweise Gibbons Figur des zivilisierten Neuseeländers wieder auf und fügte diese in eine eindruckliche Vision der Zukunft Londons ein.²⁹ In einer Rezension von Leopold von Ranke's *Geschichte der Päpste* in der *Edinburgh Review* von 1840 schrieb Macaulay, die römisch-katholische Kirche

may still exist in undiminished vigour when some traveller from New Zealand shall, in the midst of a vast solitude, take his stand on a broken arch of London Bridge to sketch the ruins of St. Paul's[.]³⁰

Hier schließt sich der Kreis, denn Humes Befürchtung einer „total ruin and destruction“ ist in dieser Zukunftsvision wahrgeworden. Gibbons Neuseeländer bestaunt und zeichnet in einer umgekehrten Grand Tour die Ruinen der Hauptstadt des einst mächtigen Empire. Dieses Bild wurde 1872 von Gustave Doré unter dem Titel „London in ruins“ in eine Illustration umgesetzt (Abb. 1).³¹

28 Edward Gibbon, *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, hrsg. von William Smith, 8 Bde. (London: John Murray, 1862), Bd. 3, 270.

29 Zum Bild und seiner vielschichtigen Entstehungsgeschichte vgl. David Skilton, „Contemplating the Ruins of London: Macaulay's New Zealander and Others,“ in *Literary London: Interdisciplinary Studies in the Representation of London* 2/1 (2004), <http://www.literarylondon.org/london-journal/march2004/skilton.html>, Zugriff am 28. Februar 2017.

30 Thomas B. Macaulay, „Review of Leopold von Ranke's *The Ecclesiastical and Political History of the Popes During the Sixteenth and Seventeenth Centuries*,“ in *Edinburgh Review* 72 (1840): 227–258, zitiert in Skilton, „London“.

31 Gustave Doré, „Macaulay's New Zealander contemplating the ruins of London,“ abschließende Illustration in Jerrold Blanchard und Gustave Doré, *London: A pilgrimage* (London: Grant & Co, 1872).



Abb. 1: Gustave Doré, „London in ruins,“ in *London: A pilgrimage*, hrsg. von Jerrold Blanchard und Gustave Doré (London: Grant & Co, 1872) (Copyright public domain).

In Gustav Dorés Umsetzung dieser dystopischen Vision sitzt der Neuseeländer in antikisierendem Gewand auf dem Brückenpfeiler der ehemaligen London Bridge und zeichnet die pittoreske Silhouette der Ruinen auf dem gegenüberliegenden Ufer. Dieses Bild lässt Humes Aussage von den „Barbarians who inhabit the Banks of the Thames“ in einem ganz neuen Licht erscheinen.

Bibliografie

- Baumstark, Moritz. „The End of Empire and the Death of Religion: A Reconsideration of Hume’s Later Political Thought.“ In *Philosophy and Religion in Enlightenment Britain: New Case Studies*, herausgegeben von Ruth Savage, 231–257. Oxford: Oxford University Press, 2012.
- Blanchard, Jerrold und Gustave Doré. *London: A Pilgrimage*. London: Grant & Co, 1872.
- Forbes, Duncan. *Hume’s Philosophical Politics*. Cambridge: Cambridge University Press, 1978.
- Gibbon, Edward. *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, herausgegeben von William Smith. 8 Bde. London: John Murray, 1862.
- Greig, J. Y. T., Hrsg. *Letters of David Hume*. 2 Bde. Oxford: Clarendon Press, 1932.
- Hont, Istvan. „The Rhapsody of Public Debt: David Hume and Voluntary State Bankruptcy.“ In *Jealousy of Trade: International Competition and the Nation-State in Historical Perspective*, herausgegeben von Istvan Hont, 325–353. Cambridge, Mass.: Belknap, 2005.
- Hume, David. „Whether the British Government inclines more to Absolute Monarchy or to a Republic.“ In *Essays, Moral, Political and Literary*, herausgegeben von Eugene F. Miller, 47–53. Indianapolis, Ind.: Liberty Classics, 1987.
- McDaniel, Iain. „Scottish Historians and Modern Revolutions.“ In *Schleifspuren: Lesarten des 18. Jahrhunderts: Festschrift für Eckhart Hellmuth*, herausgegeben von Anke Fischer-Kattner und Eckhart Hellmuth, 75–84. München: Dreesbach, 2011.
- McDaniel, Iain. *Adam Ferguson in the Scottish Enlightenment: The Roman Past and Europe’s Future*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2013.
- Meyer, Annette. *Von der Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit: Die Wissenschaft vom Menschen in der schottischen und deutschen Aufklärung*. Tübingen: Niemeyer, 2008.
- Pentland, Gordon. „‘We Speak for the Ready’: Images of Scots in Political Prints, 1707–1832.“ *The Scottish Historical Review* 90 (2011): 64–95.
- Phillipson, Nicholas. „Culture and Society in the Eighteenth-Century Province: The Case of Edinburgh and the Scottish Enlightenment.“ In *The University in Society*, herausgegeben von Lawrence Stone. Bd. 2, 407–448. London: Oxford University Press, 1975.
- Pocock, John G. A. „Hume and the American Revolution: The dying thoughts of a North Briton.“ In *Virtue, Commerce, and History: Essays on Political Thought and History, chiefly in the Eighteenth Century*, herausgegeben von John G. A. Pocock, 125–141. Cambridge: Cambridge University Press, 1985.
- Pocock, John G. A., Hrsg. *Barbarism and Religion: Vol. IV: Barbarians, Savages and Empires*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.

- Sebastiani, Silvia. *Scottish Enlightenment: Race, Gender, and the Limits of Progress*. New York: Palgrave Macmillan, 2013.
- Sher, Richard B. *The Enlightenment & the Book: Scottish Authors & their Publishers in Eighteenth-Century Britain, Ireland & America*. Chicago: The University of Chicago Press, 2006.
- Skilton, David. „Contemplating the Ruins of London: Macaulay’s New Zealander and Others.“ *Literary London: Interdisciplinary Studies in the Representation of London* 2/1 (2004). <http://www.literarylondon.org/london-journal/march2004/skilton.html>, Zugriff am 28. Februar 2017.
- Spadafora, David. *The Idea of Progress in Eighteenth-Century Britain*. New Haven, Conn.: Yale University Press, 1990.

Sektion III Orient-Okzident-Diskurse in
der Frühen Neuzeit. Probleme und
Chancen eines transkulturellen
historischen Vergleichs

Erich Pelzer

Einführung

Mit dem Fall von Konstantinopel (1453) brachen die politischen und kulturellen Kontakte zwischen den europäischen und orientalischen Zivilisationen keineswegs ab. Im Gegenteil, sie wurden im Verlauf der Frühen Neuzeit immer dichter. Das Osmanische Reich war ein militarisiertes Vielvölkerimperium mit einer islamischen Machtelite und Bevölkerungsmehrheit, aber auch mancher Nische für nichtislamische Minderheiten. Kulturelle und religiöse Differenzen traten nicht nur während der beiden berühmten Belagerungen Wiens (1529 und 1683) durch die Osmanen offen zutage. Zwar bildeten sich zuhauf politische Feindbilder des „Anderen“ heraus, aber das europäische „Eigene“, die Vorstellung von einer unverfälschten Authentizität und Einheit der eigenen Kultur, erwies sich unter den Bedingungen von interkultureller Beeinflussung, Überlagerung und Vermischung als große Chimäre (Jürgen Osterhammel). Die Vortragenden des Panels beabsichtigten, anhand des Begriffs der Transkulturalität die Vermischung, Verflechtung und Vernetzung beider Kulturen im Rahmen einer Entwicklung zu einer Globalkultur aufzuzeigen. Als Quellensorten für die Einzeluntersuchungen werden Druckgraphiken, Reiseberichte, Gesandtschaftsberichte und zeitgenössische Flugschriften herangezogen.

Charlotte Colding Smith eröffnete die Sitzung mit einem Referat über die *Turcica* in den Bibliotheken und Kunstkammern Nord- und Mitteleuropas. Die benutzten Quellen beinhalten Illustrationen und Abbildungen aus Büchern und Einzeldrucken mit einem zeitgenössischen oder historischen türkisch-osmanischen Kontext, die seit dem 16. Jahrhundert systematisch in den Bibliotheken in Wien, Innsbruck, Prag, Dresden, München, Wolfenbüttel und Kopenhagen gesammelt und aufbewahrt wurden. Die wertvolle Bestandssichtung und Analyse dieses exzeptionellen Quellenkorpus verbindet die Referentin schließlich mit der erkenntnisleitenden Fragestellung: Welche Beweggründe veranlassten die Bibliotheken zur Anlage dieser Sammlungen? Wollte man Wissen über das militärische Potenzial der Osmanen, über die als feindlich empfundene Kultur des Gegners speichern, um diese zu einem späteren Zeitpunkt gegen sie zu verwenden? Oder liegen die Ursachen in der durch die Entdeckungen eingeleiteten

umfassenderen Sicht auf die Welt begründet, wobei möglicherweise die Herrschaft der Osmanen bereits als ein Staat oder eine Gesellschaft im kontinuierlichen Niedergang angesehen wurde? Aus den Ausführungen der Referentin wurde ersichtlich, in welchem großen Umfang Objekte der osmanischen Kultur Eingang in europäische Bibliotheken fanden. Darüber hinaus bildeten die *Turcica* eine Schlüsselfunktion für den generellen Austausch von Wissen zwischen Orient und Okzident im Zeitraum zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert und trugen zur Interaktion in den Bereichen Kleidung, Religion und Wissenschaft zwischen den Bibliotheken des Nahen Ostens und Mittel- und Nordeuropas bei.

Im Anschluss hieran schilderte Hiram Kümper am Beispiel ausgewählter Quellen den „intrinsischen Platz“ von Juden und Orientalen als argumentative Negativfolie bei der Ausdifferenzierung wirtschaftsethischen Denkens im vormodernen Europa. In einer Art *longue-durée*-Perspektive behandelt sein Forschungsvorhaben den Epochen übergreifenden Zeitraum von der Hochscholastik an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert bis zum Jahrhundert der ökonomischen Klassik im späten 18. Jahrhundert (Adam Smith). Ausgehend von der Frage nach dem „kommunitären Imperativ“, das heißt der Frage nach dem Wohl der Allgemeinheit (*bonum commune*), welches für die Bewertung des eigenen Wirtschaftshandeln entscheidend ist, stellt Kümper fest, dass der Bewertungsmaßstab für wirtschaftlich falsches Handeln (Wucher) durch die Vertreter des christlich, aristotelisch geprägten alteuropäischen Wirtschaftsdenkens bis weit ins 17. Jahrhundert hinein eng mit dem religiösen „Anderen“ verbunden war. Ökonomisches Fehlverhalten wurde als Turkisierung wahrgenommen und der „falschen Religion“ (Islam) zugeordnet. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts mit dem Aufkommen der Staatswissenschaft wurden die religiös konnotierten Bewertungskategorien für osmanisches Wirtschaftshandeln zunehmend verdrängt und allmählich ersetzt durch den Begriff einer „falschen Kultur“.

Zwei weitere Beiträge behandelten das „Türkenbild“ im Reich vom Beginn des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Die Liste divergierender Wahrnehmungen über die Osmanen im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung war lang. Die Eckpunkte der frühneuzeitlichen Feindbilder über die Osmanen reichten vom „Tyran“ und „Erzfeind“ bis zum „kranken Mann am Bosphorus“. Im Ringen um die Vorherrschaft in Europa wurde die „Türkengefahr“ zum Dauerfaktor von Politik, öffentlicher Meinungsbildung und kriegerischer Auseinandersetzung, vor allem in Südost- und Mitteleuropa. Neben dem vermeintlichen oder realen Bedrohungspotenzial gab es aber auch eine Konstante effektiver, wenngleich zuweilen abklingender beziehungsweise eingefrorener Kooperation. Gemeint sind die französisch-osmanischen Beziehungen, die Erich Pelzer in seinem Vortrag „Das ‚Türkenbild‘ in französischen Reise- und Gesandtschaftsberichten im 16. und 17. Jahrhundert“ thematisierte. Diese auf diplomatischer Ebene angesiedelte bilaterale Zusammenarbeit kam aus der Sicht

traditioneller europäischer Politik einem eklatanten Tabubruch gleich. Die von Pelzer durchgeführte Analyse der französischen Gesandten- und Reiseberichte ergab jedoch ein nuanciertes „Türkenbild“. Zwar nahmen die meisten französischen Residenten in Konstantinopel die Osmanen als „fremd“ und „unheimlich“ wahr, klagten über die Wankelmütigkeit und das Misstrauen ihrer Gesprächspartner, aber neben den durchaus kritischen, zuweilen offen feindlichen Stellungnahmen, lassen sich auch recht sachliche und um gesicherte Informationen bemühte Berichte nachweisen, wie beispielsweise diejenigen des französischen Linguisten und Orientalisten Guillaume Postel. Während im Reich die Türkengefahr als ein „von allen gesellschaftlichen Schichten intensiv vermittelter Bedrohungsfaktor“ (Winfried Schulze) benutzt und instrumentalisiert wurde, war dies in Frankreich wegen der Kooperation der Krone und ihrer wichtigsten Akteure mit den Osmanen nicht möglich.

Ein Perspektivenwechsel des Türkenbildes vollzog sich erst mit der militärischen Wende, der Niederlage des osmanischen Heeres 1683 vor Wien. Mit diesem Themenkomplex beschäftigte sich Martin Wrede im letzten Referat der Sektion über „Furcht, Triumph und Ungewissheit. Das Reich und die Osmanen nach 1683. Vom Schwinden eines Feindbildes.“ Seine Auswertung der zahlreichen „Türkenbücher“ und der weniger theologisch und stärker politisch-historischen argumentierenden Flugschriften ergab, dass sich das osmanische Feindbild, das Bild vom blutdürstigen türkischen Erbfeind nach 1683 überraschend schnell auflöste. Es wurde abgelöst vom Bild und von der Vorstellung des trägen, weichlichen Osmanen. Am Schluss seines Vortrags gab Wrede zu bedenken, ob auf der Basis seiner herangezogenen Quellen ein transkultureller Vergleich überhaupt möglich sei. Die anschließende Diskussion in der gut besuchten Sektion beinhaltete dann auch mehr oder weniger Fragen zum theoretischen Ansatz (Transkulturalität, Globalisierung) und zur praktischen Anwendbarkeit.

Charlotte Colding Smith

***Turcica* in North and Central European Libraries and Kunstkammers**

Abstract This paper aims to explore the collection and recognition of Ottoman objects together with those created by European artists and writers describing and depicting the Ottoman Turk within sixteenth-century collections, particularly in the German-speaking areas of the Holy Roman Empire. Specifically, it investigates the inclusion of these books and prints, as compared to decorative arts, costume and weaponry within the traditions and structures of early collections, especially libraries and associated Kunstkammers. Within this frame, the Hapsburg collections in Vienna, Innsbruck, and Prague are directly compared with Kunstkammer and library collections in Dresden, Munich, Wolfenbüttel and Copenhagen. The focus is on whether these were collected to provide military intelligence in defence against the Ottoman armies and the Sultan, knowledge about an enemy culture, and theological background to the infidel Muslims? Or were they also objects of curiosity about a far-away society within an expanding world view, as early ideas of the 'Oriental' and 'Orientalism' were being established?

Ottoman objects made their way into Central European Early Modern libraries and Kunstkammers (art cabinets), or curiosity cabinets in many ways, including as manuscripts, armour and costumes. The aim of this paper is to contribute to an overview of the types of works collected and how they were categorised and catalogued within a group of important court collections from Central and Northern Europe. I will consider objects from collections in Vienna, Innsbruck, and Prague, and offer comparisons between these and Kunstkammer and library collections in Munich, Dresden, Wolfenbüttel, and Copenhagen. These highlight several of the ways the Ottoman Empire was perceived in the sixteenth and seventeenth centuries. It is part of an ongoing project, which focusses on library catalogues and Kunstkammer inventories in order to find the connections between theological, intellectual, military and scientific discourse in Europe and perceptions of the Ottoman Empire. These collections have been studied, especially in the context of individual museums or museum exhibitions, though little comparison has been made on books and manuscripts alongside the costumes,

military regalia, and other material objects in the collections.¹ I aim to establish how these inventories, catalogues, and lists serve to forge new connections, themes, and conceptions of the Ottoman Empire through the medium of Central and Northern European courts and court networks.²

The display and fascination with the Ottoman Empire also appears in many images and figures created by European artists. Presented here is a mysterious world completely unknown to the artist and often to the viewer. Inspired by material brought back from the Ottoman Empire itself, robed sultans, or powerful warriors, often take centre stage. The standing figure clock from the Hapsburg Kunstkammer collections, produced in Augsburg around the period 1580 to 1590, now in the Kunsthistorisches Museum, Vienna, is a case in point (fig. 1).³

- 1 Veronika Sandbichler, *Türkische Kostbarkeiten aus dem Kunsthistorischen Museum* (Vienna: Kunsthistorisches Museum, 1997), 113–114; Claudia Schnitzer and Alfred Auer, eds., *Im Lichte des Halbmonds: das Abendland und der türkische Orient* (Dresden: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, 1995); Barbara Karl, *Treasury, Kunstkammer, Museum: Objects from the Islamic World in the Museum Collections of Vienna* (Vienna: Verlag der Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2011); Holger Schuckelt, *Die Türkische Cammer: Sammlung orientalischer Kunst in der kurfürstlich-sächsischen Rüstkammer Dresden* (Dresden: Sandstein, 2010); Robert Born, *The Sultan's World: the Ottoman Orient in Renaissance Art* (Ostfildern: Hatje Cantz, 2015); Elisabeth Scheicher, "The Collection of Archduke Ferdinand II at Schloss Ambras: Its Purpose, Composition and Evolution," in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 35–50; Eliška Fučíková, "The Collection of Rudolf II at Prague: Cabinet of Curiosities or Scientific museum?" in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 47–53.

I would like to thank Dr. Paola Molino for her help with the catalogues of Hugo Blo-tius at the Austrian National Library in Vienna.

- 2 Rotraud Bauer and Herbert Haupt, eds., "Das Kunstkammerinventar Kaiser Rudolfs II. 1607–1611," *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 72 (1976); *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 7/2 (1888), cccxvi–cccxi; Dirk Syndram, Martina Minning and Jochen Vötsch, eds., *Die kurfürstlich-sächsische Kunstkammer in Dresden* (1587, 1619, 1640, 1741) (Dresden: Sandstein-Verlag, 2010); Bente Gundestrup, ed., *Det kongelige danske Kunstkammer 1737 = The Royal Danish Kunstkammer 1737* (Copenhagen: Kongelige Danske Kunstkammer, 1991); *Registratur der bucher in des Churfürsten zu Sachsen liberey zur Annaburg 1574 – SLUB Dresden: Bibl.Arch.I.Ba, Vol.20: der erste Katalog der Bibliothek des Kurfürsten August; Faksimile und Transkription* (Dresden: SLUB, 2010); Hugo Blotius, *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas scriptorium* (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 15303 Han).
- 3 Kunsthistorisches Museum INV. NR. 6873



Fig. 1: Standing figure clock, produced in Augsburg around the period 1580 to 1590, Kunsthistorisches Museum, Wien. Inv. Nr. 6873 (Copyright KHM-Museumsverband).

This is an example of the late sixteenth-century tradition of automated clocks with delicate goldsmith work and it encapsulates many of the ideas about the Ottoman Empire present in Central Europe at this time.⁴ It showcases the opulent, upright figure of the Sultan, standing in the middle of a boat, guarded by a soldier with a scimitar and rowed by a turbaned man. A monkey sits mischievously at the golden prow, contributing to the idea of distant lands and the many riches within them.

Manuscripts and objects related to Islam and the Ottoman Empire also presented such opulence and display. This material had been in court and monastery libraries in Central and Northern Europe from the times of the Crusades, and later from the time of the Fall or Capture of Constantinople in 1453.⁵ It was from the late sixteenth century that texts by scholars and theologians directly analysing the Ottoman Empire began to figure strongly in court libraries in Central and Northern Europe. This was a direct result of the wars between Hapsburg and Ottoman armies over Hungarian territory, in the 1520s, 1540s and 1556 together with the so-called long Ottoman wars of the 1590s into the seventeenth century, which culminated in the 1683 Battle of Vienna.⁶ In addition, direct diplomacy from the 1530s onwards, together with trade networks and the growing importance of book and art agents, who worked for the courts such as the Augsburg agent Philip Hainhofer (1578–1624), resulted in an influx of Ottoman material.⁷

4 Born, *The Sultan's World*, 243–244.

5 Karl, *Kunstkammer*, 13–15; Julian Raby, “Exotica from Islam,” in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 251–258.

6 John Bohnstedt, “The Infidel Scourge of God: The Turkish Menace as seen by German Pamphleteers of the Reformation Era,” *American Philosophical Society* 58/9 (1968): 14–15; Stephen Turnbull, *The Art of Renaissance Warfare, From the Fall of Constantinople to the Thirty Years War* (London: Greenhill Books, 2006), 107–116; Karl Göllner, *Turcica: die europäischen Türkendrucke des XVI. Jahrhunderts* (Baden-Baden: Koerner GmbH, 1978), vol. 3, 87–88, 90–91; Thomas Kaufmann, *Türckenbüchlein: Zur christlichen Wahrnehmung türkischer Religion in Spätmittelalter und Reformation* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008), 66–75; John Roger Paas, *The German Political Broadsheet, 1600–1700* (Wiesbaden: O. Harrassowitz, 2012), vol. 11, 21–30; Karl Vocelka, *Die Politische Propaganda Kaiser Rudolfs II. (1576–1612)* (Vienna: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1981), 220–299.

7 Hans-Olof Boström, “Philipp Hainhofer and Gustavus Adolphus’s Kunstschränk in Uppsala,” in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 90–94.; Gerhard Seibold, *Hainhofers „Freunde“: das geschäftliche und private Beziehungsnetzwerk eines Augsburger Kunsthändlers und politischen Agenten in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel seiner Stammbücher* (Regensburg: Schnell & Steiner, 2014).

The Holy Roman Emperor Ferdinand I, was amongst the earliest to incorporate Ottoman objects into a central European court collection. His collection largely originated from his role as leader of the Hapsburg armies in the wars against the Ottoman Empire. Ferdinand had been made King of Bohemia and Hungary in 1526, after the death of King Louis of Hungary at the Battle of Mohács. While the Hungarian territory was divided following an Ottoman-Hapsburg truce in 1533, this only lasted until 1537 after the attempted re-capture of Ottoman territory. At this stage John Zápolya, Prince of Transylvania, was made king following a treaty with the Ottoman Empire. After his death in 1540 the Ottoman Empire annexed most of the Hungarian territory, which became a province after the Siege of Ofen or Buda in 1541.⁸ As King of Hungary, Ferdinand became one of the sixteenth-century rulers most associated with the wars over Ottoman territory, even more so after having been crowned Holy Roman Emperor in 1558.⁹ Weapons and war booty, ranging from bows, arrows, daggers and scimitars to janissary hats, harnesses, saddles and carpets, made up the largest proportion of the Islamic and Ottoman objects in his collection.¹⁰ The Ottoman Bow and Arrow and Janissary Hat, from circa 1550, now on display in the *Kunsthistorisches Museum* are key examples.¹¹ Ferdinand I's acquisitions in turn were distributed amongst his three sons, Emperor Maximilian II, Archduke Ferdinand II and Archduke Karl II. They then went on to become key parts of other Hapsburg Imperial and Ducal collections, including those of Ambras, Gratz, Vienna and later Prague.¹² Furthermore, Ottoman costume, weaponry and associated diplomatic gifts linked to Charles V feature strongly in the Hapsburg collections.¹³

8 Elisabeth Scheicher et al., *Kunsthistorisches Museum, Sammlungen Schloss Ambras, Die Kunstkammer* (Innsbruck: Kunsthistorisches Museum Wien, 1977), 29; Géza Perjés, Mária D. Fenyő and János M. Bak, *The Fall of the Medieval Kingdom of Hungary: Mohács 1526 – Buda 1541* (New York: Columbia University Press, 1989), 83–170.

9 Terez Oborni, "Die Herrschaft Ferdinands I. in Ungarn," in *Kaiser Ferdinand I., Aspekte eines Herrscherlebens*, ed. Martina Fuchs and Alfred Kohler (Münster: Aschendorff, 2003), 147–151.

10 Karl, *Kunstkammer*, 22–25, 57–62.

11 C 8 and C 135f, Vienna, *Kunsthistorisches Museum Hofjagd- und Rüstkammer*.

12 Rudolf Distelberger, "The Habsburg Collections in Vienna During the Seventeenth Century," in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 39–40.

13 Born, *The Sultan's World*, 99; Wilfred Seipel, *Der Kriegszug Kaiser Karls V. gegen Tunis: Kartons und Tapiserien* (Vienna: Kunsthistorisches Museum, 2000); Wilfred Seipel, ed., *Kaiser Karl V. (1500–1558): Macht und Ohnmacht Europas / Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Kunsthistorisches Museum Wien* (Geneva: Skira, 2000), 198–205.

Archduke Ferdinand II of Tyrol's *Kunstammer* at Schloss Ambras was one of the first museum collections to feature a *Türkenkammer* or small Turkish chamber within his 'Rüstkammer' (Armoury). Many of the objects were inherited from his father, Emperor Ferdinand I, as was the position of Governor of Tyrol itself.¹⁴ The chamber included many objects from the wars against the Ottoman Empire over Hungarian territory from the 1520s to the 1590s and even became the focus of manuscripts, such as the *Turnierbuch, Erzherzog Ferdinand II.*¹⁵ Several of the military objects were brought back from Ferdinand II's Imperial Campaign against the Ottoman armies in 1556. Other military objects in this collection derived from Lazarus von Schwendi, the diplomat and general who fought in Hungarian territory from 1564 onwards.¹⁶ The *Kunstammer* and Armoury was housed in the Lower Castle or *Unterschloss* with three buildings dedicated to the 'Rüstkammer' and a fourth to the other collections of the *Kunstammer*. They were chronicled in detail in the inventory of his collections from 1596, organised along the principles of material, as influenced by the collections of Francisco de' Medici of Florence. However, many areas of the *Kunstammer* included Ottoman objects in the categories of jewellery, ornaments, textiles, and especially weaponry.¹⁷

As court historian to Albrecht V of Bavaria, Samuel Quiccheberg specifically formed his early museum categories around the Munich collections, where Ottoman objects featured in all five classes of the *Kunstammer*.¹⁸ Owing to the strong marital connections between the Hapsburg and Wittelsbach families, these collections contained a great deal of Ottoman material.¹⁹ Quiccheberg's categories became standard in the growing museums tradition. They were arranged into

14 Scheicher, "Ferdinand II," 29–33.

15 *Turnierbuch, Erzherzog Ferdinand II* (Kunsthistorisches Museum Wien, *Kunstammer*, 5134); Born, *The Sultan's World*, 266.

16 Karl, *Kunstammer*, 62–64.

17 *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen Wien* (1888), especially: cclxxiv–cclxix, ccxvi–cccix; Scheicher, "Ferdinand II," 29–31; Scheicher et al., *Die Kunstammer*; Elisabeth Scheicher, "Historiography and Display, the 'Heldenrüstkammer' of Archduke Ferdinand II in Schloss Ambras," *Journal of the History of Collections* 2 (1990): 69–79.; Karl, *Kunstammer*, 92–97; Carina L. Johnson, *Cultural Hierarchy in Sixteenth-Century Europe: the Ottomans and Mexicans* (Cambridge: Cambridge University Press, 2011), 237–239.

18 Samuel Quiccheberg, *Inscriptiones vel tituli Theatri amplissimi, complectentis rerum universitatis singulas materias et imagines eximias* (Munich: Adamus Berg, 1565); Samuel Quiccheberg, *Der Anfang der Museumslehre in Deutschland: das Traktat „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi“ von Samuel Quiccheberg: lateinisch-deutsch*, ed. Harriet Roth (Berlin: Akademie Verlag, 2000).

19 Friederike Wappenschmidt, "Exotica aus Fernost im Münchner Kunstammerinventar von 1598," in *Die Münchner Kunstammer*, ed. Peter and Dorothea Diemer (Munich: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2008), 300–301; Scheicher, "Ferdinand II," 38.

five classes: 1) Religious paintings, art related to theatre, together with material related to history and geography, models and machines;²⁰ 2) Portraits, artwork in metal, wood, stone and glass, engravings and sculpture, as well as coins and medallions;²¹ 3) Natural history, including animals, birds, insects and fish, plants, precious and non-precious stones and pigments;²² 4) Science, mechanics (including musical instruments) arms and armour;²³ 5) Paintings, drawings, prints, engravings, family trees, heraldry, textiles and furnishings.²⁴ Ottoman objects and *Turcica* featured across most of these categories in various forms.

The first Hapsburg inventory to reflect the structure of Quiccheberg's order was the Kunstkammer of Rudolf II, which began before his appointment as Holy Roman Emperor in 1576 and was fully established after the Court was moved to Prague in 1583. The collection itself is once again strong in *Turcica* and Ottoman objects, as a consequence of the strong diplomatic and later military connections with the Ottoman Empire, and it contained many objects inherited from Rudolf's father Emperor Maximilian II and grandfather Emperor Ferdinand I.²⁵ The collection itself very much reflected the wars against the Ottoman Empire, especially the armoury, which was juxtaposed with the Hapsburg weapons of the period.²⁶ Stability officially remained within Hungarian territory at this time, marked by a cease-fire and a tributary gift sent to the Sultan each year.²⁷ However, with the end of the Ottoman-Persian wars in 1592, open struggle for territorial power between the Hapsburg and Ottoman forces re-commenced. The Hapsburg victory at the Battle of Sisak in Croatia in June of 1593 marked the beginning of the Long Turkish War (1593–1606). This victory was commemorated in several pamphlet illustrations, single prints and even bronze reliefs for Emperor Rudolf II, which made up part of his collections.²⁸ Collections include a brass relief of the battle by Adrian de Vries, based on an oil sketch forming part of a series by Rudolf II's court painter Hans von Aachen's workshop.²⁹ This image is an allegory of the battle and re-gaining of the Fortress of Raab or Győr in 1598 (fig. 2).³⁰

20 Quiccheberg, *Museumslehre*, 41–47.

21 Quiccheberg, *Museumslehre*, 46–53.

22 Quiccheberg, *Museumslehre*, 54–61.

23 Quiccheberg, *Museumslehre*, 60–69.

24 Quiccheberg, *Museumslehre*, 68–77.

25 Distelberger, "Habsburg Collections," 39.

26 Fučíková, "Collection of Rudolf II," 50; Bauer and Haupt, "Kunstkammerinventar," see especially: 64–68, 78–85, 172.

27 Johnson, "Cultural Hierarchy," 222–227; Peter Burschel, "A Clock for the Sultan," *The Medieval History Journal* 16/2 (2013): 553–554; Schuckelt, *Türkische Cammer*, 90–93.

28 Schuckelt, *Türkische Cammer*, 98.

29 Schuckelt, *Türkische Cammer*, 98.

30 Adrian de Vries, *Rudolf II, Victory of the Turks*, 1609, Vienna Hofmuseum; Vocolka, *Politische Propaganda*, 271–272, 289–294.



Fig. 2: Adrian de Vries, *Rudolf II, Victory of the Turks*, 1609, Kunsthistorisches Museum, Wien. Inv.-Nr. 5474 (Copyright KHM-Museumsverband).

The background features armed Ottoman and Hapsburg cavalry together with the fortress of Raab. In the midground the Seven Headed Beast of the Apocalypse represents the Ottoman threat, whilst in the foreground a battle takes place between the Holy Roman Lion and the Ottoman Dragon, surrounded by classically dressed figures.³¹

Although many of the objects in Rudolf II's collections were inherited from his forefathers, the number relating to Ottoman Empire increased during his rule, as is apparent in his collection inventory from 1607–1611, which reflected Quiccheberg's categories.³² Like the earlier collections, many of the objects were military, consisting of bows, arrows, daggers and scimitars, along with firearms of modern warfare. They also included a variety of diplomatic gifts, such as the leather drinking flask (Feldflasche) gifted to Rudolf II by Sultan Murad III, along with an invitation to the celebration of the circumcision of the latter's son in

31 Frits Scholten, *Adriaen de Vries* (Amsterdam: Rijksmuseum, 1998–9), 159–61, no. 18.

32 Johnson, *Cultural Hierarchy*, 254; Bauer and Haupt, "Kunstkammerinventar".

1581.³³ This was a major extension to the earlier diplomatic material of Hapsburg courts from the time of Ferdinand I's collections, which had included several items brought back from Constantinople on diplomatic trips between 1554 and 1562. In turn, Ottoman items from the Hapsburg collection also made their way to other courts, including Dresden, in the seventeenth century.³⁴

Another form of diplomacy, namely the strong family and marriage ties between the Hapsburg and Wittelsbach families, facilitated the transfer of Ottoman objects into the Munich collections.³⁵ This can be seen in the Munich *Kunstammer* inventory from 1598, which includes costume, drinking flasks, manuscripts and books with Ottoman script and illustrations.³⁶ Other collections with large sections of Ottoman costume and clothing were often closely tied to specific military or naval battles in the Hapsburg and Venetian struggles against the Ottoman Empire. For instance, over fifty Ottoman objects in the Copenhagen *Kunstammer* collections, including weapons and military regalia, can be traced back to Cort Adler, an admiral who fought in the Venetian wars. The 1737 registry of the collections details these objects in the volume of 'Indian' or Oriental works. They range from a plaque with the victories of Admiral Adler in 1658 to specific objects including: scimitars, equestrian paraphernalia, battle axes, guns and janissary headwear.³⁷ Such material provides a glimpse into the fascination and memories of not only battles and warfare, but also costumes and life in the Ottoman Empire, Constantinople, its court and city together with the people, their lives and religion.

The costumes collected through travel and diplomacy also provided examples of the diverse culture of the Ottoman Empire, beyond the Islamic religion. Examples are Orthodox Greek objects in the collections, including a vestment, from Istanbul or Bursa from the sixteenth century.³⁸ This vestment, made of silk, and forming part of the ritual of the Orthodox Church, indicates the strong remaining presence of the Orthodox Greek Church in the Ottoman Empire. Such objects relating to religious rituals fascinated humanist trained scholars and col-

33 *Kunstammer*, Inv.-Nr. HJRK_C_28; Karl, *Kunstammer*, 67–69; Born, *The Sultan's World*, 249–251.

34 Syndram, Minning, Vötsch, *Kunstammer*, (1619), 220r; Schuckelt, *Türkische Cammer*, 93–96, 103.

35 Wappenschmidt, "Exotica aus Fernost im Münchner Kunstammerinventar von 1598," 300–301; Lorenz Seelig, "The Munich *Kunstammer*, 1563–1807," in *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, ed. Oliver Impey and Arthur MacGregor (Oxford: Clarendon Press, 1985), 76, 83.

36 Peter Diemer and Dorothea Diemer, eds., *Die Münchner Kunstammer* (Munich: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2008), vol.1, 1480–1490.

37 Gundestrup, *Det kongelige danske Kunstammer 1737*, vol. 2, 275–288.

38 Museum für Angewandte Künste, Vienna, Inventory Number: T 8048.

lectors of the Central European courts, both for the connections to the Roman Empire and to the many faiths in the Ottoman Empire itself.

Weapons, armour and associated costume, as well as *Turcica* in library, manuscript and print collections can sometimes be closely identified with specific battles. An instance is the 1552 campaign by Duke Moritz of Saxony.³⁹ Objects related to this campaign feature in the large sections containing bows, arrows, and other weapons from the 1587 Dresden Catalogue onwards.⁴⁰ Diplomatic gifts also made up large parts of the Dresden collection. For instance in each inventory, several pages are dedicated to presents relating to the Ottoman Empire from Italian Dukes, including the Medici and Gonzaga families.⁴¹ In addition, the 1619 Inventory also details Ottoman and other exotic gifts from Duke Charles and other Hapsburg rulers, acknowledging the assistance from Duke Christian II of Saxony during the long Turkish Wars (1593–1606).⁴² By the late seventeenth century there were enough Ottoman objects in the Dresden *Kunstammer* to warrant a catalogue solely devoted to these items.⁴³

Objects and costumes collected during this time also strongly influenced the depictions and descriptions of the Ottoman Empire far beyond the realm of the court and across a wide variety of media available to a broader viewership. For instance, many pamphlets relied on the medallion portraits of the Ottoman Sultans. An early example is the medallion portrait of Sultan Suleyman II, produced after 1521, seen in pamphlets such as *Turckhen belegerung der statt Wien* (fig. 3).⁴⁴ Medallions were easily transportable and could be copied and re-cast at a rapid rate. These medallion portraits were a chief method of enabling the transfer and recognition of the images of the Sultan beyond any collection where they were housed and helped the sultan's image become part of the broader consciousness.

Coin and medal collections were also important within the *Kunstammer* tradition, often produced and re-produced from artworks by Venetian artists, including Gentile Bellini. For instance, they made up a large part of the collections in Ambras, Vienna, Munich and Prague.⁴⁵ Such medallion portraits were in

39 Schuckelt, *Türkische Cammer*, 24.

40 Syndram, Minning, Vötsch, *Kunstammer*, (1587), 87v–88r.

41 Syndram, Minning, Vötsch, *Kunstammer*, (1587), 3r, 9r, 66r, 140r, 208r, 245r; (1619), 12r–18r.

42 Syndram, Minning, Vötsch, *Kunstammer*, (1619), 220r; Schuckelt, *Türkische Cammer*, 12–14, 32–40; Raby, “Exotica,” 256.

43 *Inventarium über die Türkische Cammer*. Ao. 1674, Dresden; *Inventarium über Die Türcken Cammer Anno 1683*, Dresden; Schuckelt, *Türkische Cammer*, 376.

44 *Turckhen belegerung der statt Wien* (Leipzig).

45 Born, *The Sultan's World*, 174–175; Helga Rebhan, “Die Bibliothek Johann Albrecht Widmanstetters,” in *Die Anfänge der Münchener Hofbibliothek unter Albrecht V.*, ed. Alois Schmid (Munich: Wissenschaftliches Symposium, 2009), 113; Scheicher, “Ferdinand II,” 34; Karl, *Kunstammer*, 75.

Turckhen belegerung der statt Wien.

M D XXIX.



Fig. 3: *Turckhen belegerung der statt Wien* (Leipzig, 1529).
(Copyright Herzog August Bibliothek: H: P 422.4° Helmst. [11]).

turn re-used to illustrate pamphlets throughout the later parts of the sixteenth century and into the beginning of the seventeenth, though many of the medallions were sourced from the earlier decades. However, these pamphlets now reported battles and skirmishes between Ottoman and Hapsburg forces rather than stories about the Sultans or the Ottoman court.⁴⁶ In addition, increased contact between Ottoman and Hapsburg forces meant increased familiarity with Ottoman armour and weaponry for artists, linked to the ducal and princely *Kunst-kammer* collections.⁴⁷

The inclusion of costume in the court collections was established through travel literature, costume books and manuscripts produced by both European and Ottoman artists, together with Ottoman manuscripts of many other types brought to Central European libraries and published as print series. Ottoman manuscripts, produced specifically for Christian European markets – sometimes even by European artists, became more common following the increased travel to the Ottoman Empire in the second half of the sixteenth century.⁴⁸ Examples were collected or produced by scholars, theologians and diplomats such as David Ungnad von Sonnegg, Lambert de Vos, Salomon Schweigger, Johannes Löwenclau and Ogier Ghislan de Busbecq.⁴⁹ Further examples were introduced through trade and trade networks, especially in Venetian and Hungarian territories,

46 See for example: *Novigradt die groß Vestung eingenommen: Warhafftige Zeyttung, der abermals in Vngern auß Gottes gnaden, vn[d] Ritterlicher hand erhaltener Victoria, auch was sich bey groß Novigradt, welche den 9. Martij dises 1594. Jars erobert* (Nürnberg: Leonhard Heußler, 1594); *Von Eroberung dreyer Vestungn in ober Ungern, der Stadt Watzen, in der Wallachey, der Stadt Claudi und in Dalmatia, der Vestung Casta Nauco sambt der verzeichnus was ordentlich dabey fürgelauffen ist* (Prag: Schumann, 1596).

47 Seipel, *Kaiser Karl V.*, 420–431; Sandbichler, *Türkische Kostbarkeiten*; Wilfred Seipel, ed., *Kaiser Ferdinand I. 1504–1564* (Vienna: Kunsthistorisches Museum, 2003), 100–101; Matthias Pfaffenbichler, “Orientalische und orientalisierende Waffen,” in *Im Lichte des Halbmonds*, ed. Claudia Schnitzer and Alfred Auer (Dresden: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, 1995), 96–100; Johnson, *Cultural Hierarchy*, 16–17.

48 Filiz Çağman and Zeren Tanındı, *The Topkapı Saray Museum: The Albums and Illustrated Manuscripts*, trans. J.M. Rogers (London: Thames and Hudson, 1986), 251–252.

49 Lambert de Vos, *Das Kostümbuch des Lambert de Vos: vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Ms or 9 aus dem Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen*, ed. Hans-Albrecht Koch (Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1991), vol. 2, 38–52; Bronwen Wilson, “Foggie diverse di vestire de’ Turchi: Turkish Costume Illustration and Cultural Translation,” *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 37/1 (2007): 97–139; Gülru Necipoğlu, *Architecture, Ceremonial, and Power: The Topkapı Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries* (Cambridge, Mass.: MIT Press, 1991), 42–46; Seipel, *Kaiser Ferdinand I.*, 509–511; Ogier Ghislain Busbecq, *The Turkish Letters of Ogier Ghiselin De Busbecq*, trans. Karl A. Roider (Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2005), 241–242; Salomon Schweigger, *Ein neue Reiß Beschreibung auß Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem* (Nuremberg: Lantzenberger, 1608).

with many eventually purchased in cities such as Nuremberg or by art agents working for the court.⁵⁰ These illustrations in manuscripts influenced Northern European printed costume studies. Examples are now located in major European collections, including Bremen, Dresden, London and Oxford.⁵¹ These books were often considered part of the *Kunstkammer*, rather than the libraries, which were beginning to be catalogued separately at this time.⁵²

Such images directly influenced printed works of the day, including costume books featuring peoples of the world. For example, the many direct similarities between Jost Amman's illustrations to *Habitus praecipuorum populorum* and a group of linked manuscripts, including the Vienna Codex 8615, indicate cultural and artistic awareness of this source group. The most direct similarities between Codex 8615 and *Habitus praecipuorum populorum* relate to the layout of the images. For instance, in both we see an image of a bride being borne on horseback, with associated text describing the event.⁵³ The text in Codex 8615 (fig. 4) gives a short German explanation, whilst *Habitus praecipuorum populorum* (fig. 5) includes the Latin title *Hoc Pacto Domum Deducitur à Turcis Sponsa* above the image, with a more elaborate German vernacular poem below: "So führt man die Braut heim./ So führt man grossen Hern vertrawt/ Heim unter dem Himel ir Braut./ Auff einem verdecktem Rosz/ In grosser ehrr/ und würde grosz." (This is

50 Cod. Guelf 206 Blank, "Ottoman Costume Album", (Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, before 1579); Claus-Peter Haase, "An Ottoman Costume Album in the Library at Wolfenbüttel, Dated Before 1579," in 9. *Mittelerarasi Türk Sanatları Kongresi / 9th International Congress of Turkish Art, Bildiriler/ Contributions* (Ankara: T. C. Kültür Bakanlığı, 1995), vol. 3, 225–234; Jürg Meyer zur Capellen and Serpil Bağcı, "The Age of Magnificence," in *The Sultan's Portrait: Picturing the House of Osman*, ed. Selmin Kargal (Istanbul: Isbank, 2000), 117; Born, *The Sultan's World*, 152.

51 Codex 8615, Austrian National Library, Vienna; Codex 3325, Austrian National Library, Vienna; Codex 8626, (after 1590) Austrian National Library, Vienna. Other collections include libraries and museums in Ankara; Athens; Berlin; Bologna; Bremen; Cambridge; Coburg; Darmstadt; Dresden; Florence; Istanbul; Jerusalem; Kassel; Krakow; Kremsmünster; Leiden; Leningrad; London; Munich; Oxford; Paris; Perchtoldsdorf; Stockholm; Stuttgart; Venice; Vienna; Warsaw and several private collections. See also de Vos, *Kostümbuch*, vol. 2, 45–47; Otto Mazal, ed., *Bibliotheca Eugeni-ana: Die Sammlungen des Prinzen Eugen von Savoyen: Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek und der Graphischen Sammlung Albertina* (Vienna: Österreichische Nationalbibliothek, 1986), 210–215.

52 Diemer and Diemer, *Münchener Kunstkammer*, vol. 1, 481–485.

53 Hans Weigel, *Habitus praecipuorum populorum, tam virorum quam foeminarum Singularem arte depicti. Trachtenbuch; darin fast allerley und der fürnembsten Nationen, die heutig tags bekandt sein, Kleidungen beyde wie es bey Manns und Weibspersonen gebruechlich, mit allem vleiss abgerissen sein, sehr lustig und kurtzweilig zusehen* (Nuremberg: Weigel, 1577), Ee ii; Codex Austrian National Library, Vienna 8615, Austrian National Library, Vienna. fols. 81v–91r, See also de Vos, *Kostümbuch*, vol. 1, 71.

how the Bride is borne home/ So does one take home wives betrothed to great lords / home under the canopy/ on a covered horse/ in great honour) [figs. 4 and 5].⁵⁴

Images of the bride being carried home feature in many similar manuscripts, including works created and illustrated by writers and artists such as Salomon Schweigger and Zacharias Wehme. Outside the costume books, official festivals in the courts and cities of Northern and Central Europe exhibited costume of the Ottoman Empire. An instance is the attendance of the Ottoman Ambassador during the festivities for the Coronation of Maximilian II as King of the Romans in Frankfurt in 1562.⁵⁵ Ottoman costumes were further used as source material in a variety of contexts, including court processions and festivals well into the seventeenth century.⁵⁶

Many costume books, together with illustrated and text-based manuscripts from the Ottoman Empire, were catalogued in *Kunstammer* collections in sections related to printed texts, or prints and drawings. An example is the 1598 Munich inventory, which also indicates the growing presence of books related to Islam, wars against Ottoman armies and culture and society of the Ottoman Empire.⁵⁷

The work of Hugo Blotius, Court Librarian in Vienna under Maximilian II from 1575, stands out as a key example in the overall organisation of texts relating to Ottoman themes. After the coronation of Rudolf II in 1576, the same year in which he became Professor of Eloquence at the University of Vienna, Blotius undertook to catalogue the Ottoman manuscripts in the library.⁵⁸ This first catalogue relating specifically to the Ottomans was compiled in 1576 and focused on the Court Library in Vienna and five other private Libraries. The title begins *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas latine scriptae*.⁵⁹ A key reason

54 Weigel, *Habitus praecipuorum populorum*, Eee ii.

55 Mara Renée Wade, *Triumphus nuptialis danicus: German Court Culture and Denmark: the "great wedding" of 1634* (Wiesbaden: Harrassowitz, 1996), 25–28; Johnson, *Cultural Hierarchy*, 197–216; Hans Harbeck, *Die Krönungen Maximilians II. zum König von Böhmen, Römischen König und König von Ungarn* (Vienna: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1990), 156–158, 168; Born, *The Sultan's World*, 144.

56 Wade, *Triumphus nuptialis danicus*, 25–29, 200–203.

57 Diemer and Diemer, *Münchner Kunstammer*, 481–485; Schweigger, *Reiß Beschreibung*, 206–207; Suraiya Faroqhi, *Approaching Ottoman History: An Introduction to the Sources* (New York: Cambridge University Press, 1999), 113, 115–116; de Vos, *Kostümbuch*; Zacharias Wehme, *Türkische Trachten, Gebrauche, Aufzüge, Bauwerken* (Dresden: Kupferstichkabinett, SKD, Inv. Nr. Ca. 170); Dresden, Inventar, 1587, fol. 169r/179r; Born, *The Sultan's World*, 145.

58 Jeanine de Landtsheer, "Forgotten letters from Hugo Blotius to Justus Lipsius in Vienna ÖNB, MS. 9490," *Humanistica Lovaniensia* 61 (2012): 319–331.

59 Blotius, *Librorum et orationum de Turcis*.



39.
Dies ist die Braut, ritt vnder einem seiden firchamug, vnd firchet ein
Linnenschuß auß Noß.

Fig. 4: A bride being carried to her wedding by a group of male servants. Vienna, Austrian National Library, Codex 8615 (Copyright Austrian National Library Vienna).

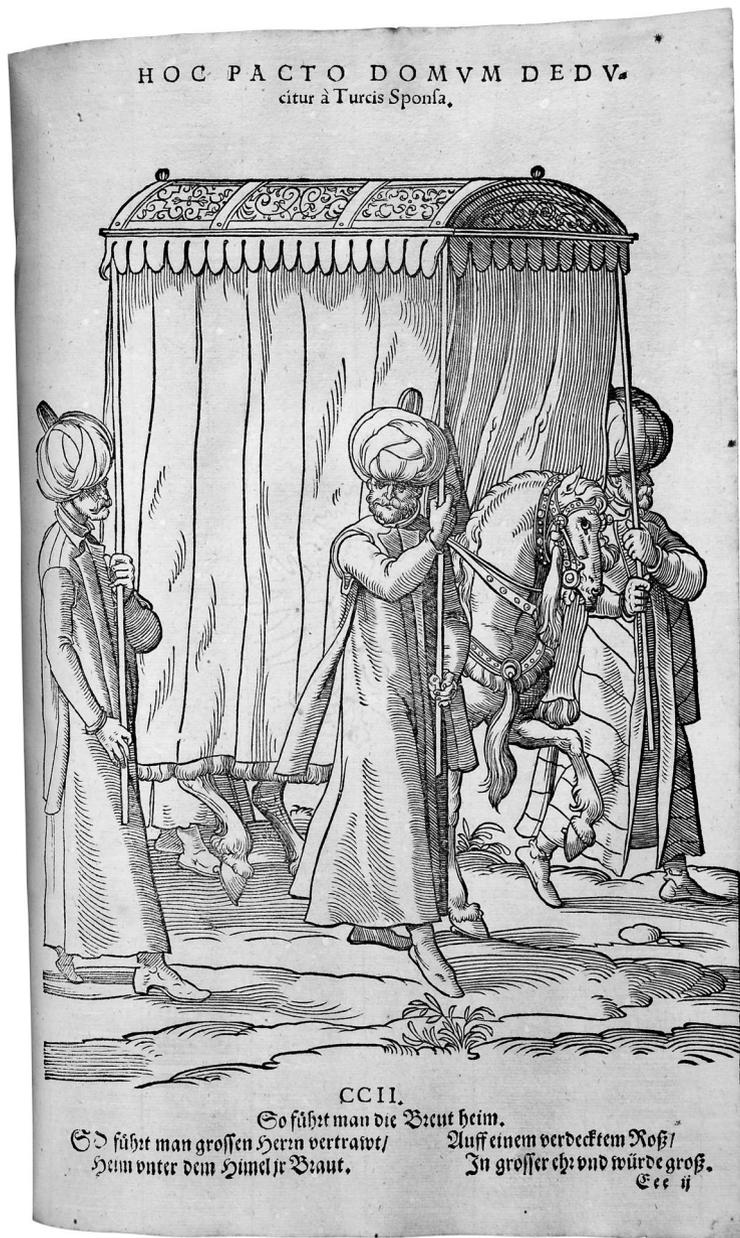


Fig. 5: Jost Amman, A bride being carried to her wedding by a group of male servants, in Hans Weigel, *Habitus praecipuorum populorum* (Nuremberg: Weigel, 1577), Eee ii. (Copyright Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel. A: 118 Quod. 2° [2]).

for this compilation by Blotius was to present information useful for the Christian Republic in its struggle against the Turk, to offer special military tactics against the enemy and to show how the war could be supported and sustained. In creating such a catalogue, Blotius bolstered the political significance of Court Librarian in a time of political turmoil. Further, as a Calvinist in a Catholic court, he perhaps sought to retain his job, though he converted to Catholicism in the same year.⁶⁰

The catalogue *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas* begins with theological texts about the Ottoman Empire in Latin. They are set out in alphabetical order and prominently feature writings by Aeneas Silvius (Pope Pius II) and other orations and speeches of the Catholic Church against the expanding Ottoman Empire. These texts are theological, historical or scholarly in nature, including commentary on the Quran, rather than the popular pamphlets and newsheets also being published at the time. Though it also contains material by Martin Luther, the catalogue adopts the focus of a Catholic library and Catholic view of the Ottoman Empire.⁶¹

In contrast, Duke August, who was Elector of Saxony between 1553 and 1586, took advice from professors at the Lutheran Universities of Wittenberg and Leipzig in assembling his library.⁶² He also included several texts written by Lutheran theologians on Ottomans in the theological section of his library, labelled “Von Türcken” on folio 29v in his 1574 Catalogue *Registratur der bucher in des Churfursten zu Saxen liberey*.⁶³ Here the short selection of texts focusses on both the military and religious threat of the Ottoman Empire. It has a strong Wittenberg and Lutheran theological emphasis, with texts in both Latin and German. For instance, it includes the Latin translation of the Quran by Ricoldo de Monte Croce, with an introduction by Martin Luther. The Quran was not published in German until 1616 by the Lutheran Theologian Saloman Schweigger, and from this time onwards his translation was in library collections.⁶⁴ Other works in the *Registratur* are Martin Luther’s 1529 work, *On War against the Turk*, as well as texts by Johannes Brenz and Philip Melancthon on the Ottoman

60 Howard Louthan, *The quest for Compromise: Peacemakers in counter-reformation Vienna* (Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1997), 59, 75; Paola Molino, “Ein Zuhause für die Universallbibliothek: vom ‘Museum generis humani Blotianum’ zur Gründung der Hofbibliothek in Wien am Ende des 16. Jahrhunderts,” *Biblos* 58 (2009): 1, 24.

61 See for instance, Blotius, *Librorum et orationum de Turcis*, 59.

62 Helen Watanabe-O’Kelly, *Court Culture in Dresden: From Renaissance to Baroque* (Basingstoke: Palgrave, 2002), 85.

63 *Registratur der bucher*, fol. 29v.

64 Salomon Schweigger, trans., *Alcoranus mahometicus, das ist: Der Türcken Alcoran, Religion und Aberglauben. Auß welchem zuvernemen, wann unnd woher jhr falscher Prophet Machomet seinen ursprung* (Nuremberg: Halbmayr and Lochner, 1616).

Empire. It should also be noted that the *Registratur* contains several other books on the Ottoman Empire, its people and armies. These include chronicles, histories, geographical works (including travel literature) and especially military texts. However, these volumes are not grouped together in a specific section, unlike those in the theology section.

Other contemporary catalogues from Lutheran courts, including that of Herzog Julius of Braunschweig-Wolfenbüttel, created in 1613 or 1614, over 20 years after his death in 1589, also focusses on Lutheran texts, though not specifically on the Ottoman Empire.⁶⁵ In the seventeenth century, the expanding catalogues were also re-organised to fit the humanist themes behind the growing court collections, related universities and their associated scholarly communities. They include the University of Helmstedt with Wolfenbüttel or the Universities of Leipzig and Wittenberg with Dresden.⁶⁶ Within the library catalogues, the categories of theology, legal history, medicine, history, philosophy, mathematics, philology, architecture, agriculture, poetry, music and grammar became particularly prominent. Books about the Ottoman Empire appear in many of these, though most predominantly in the theological, military, historical and geographical sections.

Scholarly manuscripts and religious texts played a central role within the growing library collections, alongside printed texts published by authors writing in Latin, German and Italian on the theological and historical issues of Islam. An example is the 14th-century Quran, which was originally part of the humanist Johann Albrecht Widmanstetter's collection, probably purchased in Italy, and directly related to his own 1543 translation into Latin.⁶⁷ Albrecht V of Bavaria purchased the manuscript in 1588 in order to bring knowledge about Islam and the Near East to the court and visitors to his library. The books in Widmanstetter's collection had mostly been purchased in Italy, though several originated in the Ottoman Empire.⁶⁸ Albrecht V's acquisition of these manuscripts shows the desire for knowledge, often borne out of the need to explain the differences

65 Liborius Otho, *Katalog der Wolfenbütteler Bibliothek* (Wolfenbüttel, 1613/14).

66 Watanabe-O'Kelly, *Court Culture*, 85; Brage Bei der Wieden, "Was der Herzog erhoffte: die Gründung der Universität Helmstedt," in *Das Athen der Welfen: die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810*, ed. Jens Bruning and Ulrike Gleixner (Wiesbaden: Harrassowitz in Komm., 2010), 38–45.

67 Qur'ān - BSB Cod.arab. 1, (Sevilla, 1226 CE = 624 H.); Hermann of Carinthia, Robert of Chester, Johann Albrecht Widmanstetter, *Mahometis Abdallae filii theologia dialogo explicata* (Nuremberg, 1543).

68 Eberhard Dünninger et al., *Handbuch der Historischen Buchbestände in Deutschland* (Hildesheim: Olms-Weidmann, 1996), vol. 10, 28; Rebhan, "Widmanstetters," 116–122; Robert J. Wilkinson, *Orientalism, Aramaic and Kabbalah in the Catholic Reformation: the first Printing of the Syriac New Testament* (Leiden: Brill, 2007), 158–169.

between Christianity and the perceived dangers of Islam, as well as a sense of curiosity about the rituals and religious displays of this little known world. Such Islamic decorative and religious works are further found in other corresponding library collections, including the library catalogues of Vienna, such as the *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas* and Dresden, including the *Registratur der bucher in des Churfursten zu Saxen liberey*.⁶⁹

Medical and astronomical texts also became important within the transfer of knowledge and understanding from the Ottoman Empire and the broader Islamic world to Central and Northern European courts. Many astronomical and scientific texts, both Ottoman and Arabic, became a source to new scientific and medical thought within the enlightenment movement. For instance, the manuscripts brought back by the Danish Arabia Expedition, led by Carsten Niebuhr between 1761 to 1767, provided key texts to scientific studies for the court and scholarly community of Copenhagen.⁷⁰

In conclusion, the period between the mid sixteenth and mid eighteenth centuries saw a strong acquisition program of Ottoman and Ottoman-related material or *Turcica* by major court Kunstkammer and Library Collections in Central and Northern Europe. This paper has outlined some of the most significant areas and catalogues highlighting Ottoman objects and associated manuscripts within Early Modern Central and Northern European Kunstkammer and library collections. It has demonstrated how these provide keys to the interaction between the Near Eastern and Central and Northern European World. The areas of costume, theology, science and religion all represent the gathering and display of knowledge about the broader and unknown world to Central and Northern European courts and associated scholarly communities. Their cataloguing and display highlight the connection between the objects, their collectors, and the broader scholarly and artistic community surrounding the court.

69 Blotius, *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas*; *Registratur der bucher*.

70 For instance: *Gadawil al-nisbah al-sittinyah 'ala al-tamam wal-kamal* (Mathematical calculations tables) (Anonymous, copying date 1175 H = 1761 CE); See also: Alhaidary Ali Abd Alhussein and Stig T. Rasmussen, *Catalogue of Arabic Manuscripts in the Royal Library, Copenhagen: Codices Arabici Additamenta & Codices Simonseniani Arabici* (Copenhagen: The Royal Library, Munksgaard, 1995); Stig T. Rasmussen, ed., *Den Arabiske Rejse 1761–1767 – en dansk ekspedition set i videnskabshistorisk perspektiv* (Copenhagen: Munksgaard, 1990).

Bibliography

- Alhussein, Alhaidary Ali Abd and Stig T. Rasmussen. *Catalogue of Arabic Manuscripts in the Royal Library, Copenhagen: Codices Arabici Additamenta & Codices Simonseniani Arabici*. Copenhagen: The Royal Library, Munksgaard, 1995.
- Bauer, Rotraud and Herbert Haupt, eds. "Das Kunstkammerinventar Kaiser Rudolfs II. 1607–1611." *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 72 (1976): 281–345.
- Blotius, Hugo. *Librorum et orationum de Turcis et contra Turcas scriptorium*. (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 15303 Han).
- Bohnstedt, John. "The Infidel Scourge of God: The Turkish Menace as seen by German Pamphleteers of the Reformation Era." *American Philosophical Society* 58/9 (1968): 1–58.
- Born, Robert. *The Sultan's World: the Ottoman Orient in Renaissance Art*. Ostfildern: Hatje Cantz, 2015.
- Boström, Hans-Olof. "Philipp Hainhofer and Gustavus Adolphus's Kunstschränk in Uppsala." In *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 90–101. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Burschel, Peter. "A Clock for the Sultan." *The Medieval History Journal* 16,2 (2013): 547–563.
- Busbecq, Ogier Ghislain. *The Turkish Letters of Ogier Ghiselin De Busbecq*. Translated by Karl A. Roider. Baton Rouge: Louisiana State University Press, 2005.
- Carinthia, Hermann of, Robert of Chester, Johann Albrecht Widmanstetter. *Mahometis Abdallae filii theologia dialogo explicatam*. Nuremberg, 1543. Cod. Guelf 206 Blank, (before 1579). Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.
- Diemer, Peter and Dorothea Diemer, eds. *Die Münchner Kunstkammer*. 3 vols. Munich: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2008.
- Distelberger, Rudolf. "The Habsburg Collections in Vienna During the Seventeenth Century." In *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 39–46. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Dünninger, Eberhard, ed. *Handbuch der Historischen Buchbestände in Deutschland*. Hildesheim: Olms-Weidmann, 1996.
- Gadawil al-nisbah al-sittiniyah 'ala al-tamam wal-kamal* (Mathematical calculations tables), Anonymous, copying date 1175 H = 1761 CE.
- Çağman, Filiz and Zeren Tanındı. *The Topkapı Saray Museum: The Albums and Illustrated Manuscripts*. Translated by J. M. Rogers. London: Thames and Hudson, 1986.
- Faroqhi, Suraiya. *Approaching Ottoman History: An Introduction to the Sources*. New York: Cambridge University Press, 1999.

- Fučíková, Eliška. “The Collection of Rudolf II at Prague: Cabinet of Curiosities or Scientific Museum?” In *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 63–70. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Göllner, Karl. *Turcica: die europäischen Türkendrucke des XVI. Jahrhunderts*. 3 vols. Baden-Baden: Koerner GmbH, 1978.
- Gundestrup, Bente, ed. *Det kongelige danske Kunstkammer 1737 = The Royal Danish Kunstkammer 1737*. 3 vols. Copenhagen: Kongelige Danske Kunstkammer, 1991.
- Haase, Claus-Peter. “An Ottoman Costume Album in the Library at Wolfenbüttel, Dated Before 1579.” In *9. Mittelerarasi Türk Sanatları Kongresi/ 9th International Congress of Turkish Art, Bildiriler/ Contributions*, vol. 3, 225–234. Ankara: T. C. Kültür Bakanlığı, 1995.
- Harbeck, Hans. *Die Krönungen Maximilians II. zum König von Böhmen, Römischen König und König von Ungarn*. Vienna: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1990.
- Inventarium über die Türkische Cammer*. Dresden, 1674.
- Inventarium über Die Türcken Cammer*. Dresden, 1683.
- Johnson, Carina L. *Cultural Hierarchy in Sixteenth-Century Europe: the Ottomans and Mexicans*. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.
- Kaufmann, Thomas. *Türckenbüchlein: Zur christlichen Wahrnehmung türkischer Religion in Spätmittelalter und Reformation*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008.
- Karl, Barbara. *Treasury, Kunstkammer, Museum: Objects from the Islamic World in the Museum Collections of Vienna*. Vienna: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2011.
- Landtsheer, Jeanine de. “Forgotten letters from Hugo Blotius to Justus Lipsius in Vienna ÖNB, MS. 9490.” *Humanistica Lovaniensia* 61 (2012): 319–331.
- Louthan, Howard. *The Quest for Compromise: Peacemakers in counter-reformation Vienna*. Cambridge: Cambridge University Press, 1997.
- Mazal, Otto, ed. *Bibliotheca Eugeniiana: Die Sammlungen des Prinzen Eugen von Savoyen: Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek und der Graphischen Sammlung Albertina*. Vienna: Österreichische Nationalbibliothek, 1986.
- Meyer zur Capellen, Jürg and Serpil Bağcı. “The Age of Magnificence.” In *The Sultan’s Portrait: Picturing the House of Osman*, edited by Selmin Kangal, 96–102. Istanbul: Isbank, 2000.
- Molino, Paola. “Ein Zuhause für die Universalbibliothek: vom ‚Museum generis humani Blotianum‘ zur Gründung der Hofbibliothek in Wien am Ende des 16. Jahrhunderts.” *Biblos* 58 (2009): 23–39.
- Necipoğlu, Gülru. *Architecture, Ceremonial, and Power: The Topkapi Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 1991.

- Novigradt die groß Vestung eingenommen: Warhafftige Zeyttung, der abermals in Vngern auß Gottes gnaden, vn[d] Ritterlicher hand erhaltener Victoria, auch was sich bey groß Novigradt, welche den 9. Martij dises 1594. Jars erobert.* Nürnberg: Leonhard Heußler, 1594.
- Oborni, Téz. “Die Herrschaft Ferdinands I. in Ungarn.” In *Kaiser Ferdinand I., Aspekte eines Herrscherlebens*, edited by Martina Fuchs and Alfred Kohler, 147–166. Münster: Aschendorff, 2003.
- Otho, Liborius. *Katalog der Wolfenbütteler Bibliothek*. Wolfenbüttel, 1613/14.
- Paas, John Roger. *The German Political Broadsheet, 1600–1700*. Vol. 11. Wiesbaden: O. Harrassowitz, 2012.
- Perjés, Géza, Mário D. Fenyő, and János M. Bak. *The Fall of the Medieval Kingdom of Hungary: Mohács 1526 - Buda 1541*. New York: Columbia University Press, 1989.
- Pfaffenbichler, Matthias. “Orientalische und orientalisierende Waffen.” In *Im Lichte des Halbmonds*, edited by Claudia Schnitzer and Alfred Auer, 96–100. Dresden: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, 1995.
- Quiccheberg, Samuel. *Der Anfang der Museumslehre in Deutschland: das Traktat „Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi“ von Samuel Quiccheberg: lateinisch-deutsch*, edited and translated by Harriet Roth. Berlin: Akademie Verlag, 2000.
- Quiccheberg, Samuel. *Inscriptiones vel tituli Theatri amplissimi, complectentis rerum universitatis singulas materias et imagines eximias [...]*. Munich: Adamus Berg, 1565.
- Qur’ān - BSB Cod.arab. 1. Sevilla, 1226 CE = 624 H. Bayerische Staatsbibliothek: Hss Cod.arab.1.
- Raby, Julian. “Exotica from Islam.” In *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 251–258. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Rasmussen, Stig T., ed. *Den Arabiske Rejse 1761–1767 – en dansk ekspedition set i videnskabshistorisk perspektiv*. Copenhagen: Munksgaard, 1990.
- Registratur der bucher in des Churfürsten zu Saxen liberey zur Annaburg 1574 – SLUB Dresden: Bibl.Arch.I.Ba, Vol. 20: der erste Katalog der Bibliothek des Kurfürsten August; Faksimile und Transkription*. Dresden: Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek, 2010.
- Rebhan, Helga. “Die Bibliothek Johann Albrecht Widmanstetters.” In *Die Anfänge der Münchener Hofbibliothek unter Albrecht V.*, edited by Alois Schmid, 112–131. Munich: Wissenschaftliches Symposium, 2009.
- Sandbichler, Veronika. *Türkische Kostbarkeiten aus dem Kunsthistorischen Museum*. Vienna: Kunsthistorisches Museum, 1997.
- Scheicher, Elisabeth. “The Collection of Archduke Ferdinand II at Schloss Ambras: Its Purpose, Composition and Evolution.” In *The Origins of Museums*,

- the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 29–38. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Scheicher, Elisabeth. *Kunsthistorisches Museum, Sammlungen Schloss Ambras, Die Kunstkammer*. Innsbruck: Kunsthistorisches Museum Wien, 1977.
- Scheicher, Elisabeth. “Historiography and Display, the ‘Heldenrüstkammer’ of Archduke Ferdinand II in Schloss Ambras.” *Journal of the History of Collections* 2 (1990): 69–79.
- Schnitzer, Claudia and Alfred Auer, eds. *Im Lichte des Halbmonds: das Abendland und der türkische Orient*. Dresden: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, 1995.
- Schuckelt, Holger. *Die Türkische Cammer: Sammlung orientalischer Kunst in der kurfürstlich-sächsischen Rüstkammer Dresden*. Dresden: Sandstein, 2010.
- Schweigger, Salomon. *Ein neue Reiß Beschreibung auß Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem*. Nuremberg: Lantzenberger, 1608.
- Schweigger, Salomon, trans. *Alcoranus mahometicus, das ist: Der Türcken Alcoran, Religion und Aberglauben. Auß welchem zuvernemen, wann unnd woher jhr falscher Prophet Machomet seinen ursprung*. Nuremberg: Halbmayer and Lochner, 1616.
- Seelig, Lorenz. “The Munich Kunstkammer, 1563–1807.” In *The Origins of Museums, the Cabinet of Curiosities in Sixteenth and Seventeenth-Century Europe*, edited by Oliver Impey and Arthur MacGregor, 101–119. Oxford: Clarendon Press, 1985.
- Seibold, Gerhard. *Hainhofers „Freunde“: das geschäftliche und private Beziehungsnetzwerk eines Augsburger Kunsthändlers und politischen Agenten in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel seiner Stammbücher*. Regensburg: Schnell & Steiner, 2014.
- Seipel, Wilfred. *Der Kriegszug Kaiser Karls V. gegen Tunis: Kartons und Tapissereien*. Vienna: Kunsthistorisches Museum, 2000.
- Seipel, Wilfred, ed. *Kaiser Karl V. (1500–1558): Macht und Ohnmacht Europas / Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Kunsthistorisches Museum Wien*. Geneva: Skira, 2000.
- Seipel, Wilfred, ed. *Kaiser Ferdinand I. 1504–1564*. Vienna: Kunsthistorisches Museum, 2003.
- Syndram, Dirk, Martina Minning and Jochen Vötsch, eds. *Die kurfürstlich-sächsische Kunstkammer in Dresden (1587, 1619, 1640, 1741)*. Dresden: Sandstein-Verlag, 2010.
- Turnbull, Stephen. *The Art of Renaissance Warfare, From the Fall of Constantinople to the Thirty Years War*. London: Greenhill Books, 2006.
- Turnierbuch, Erzherzog Ferdinand II*. Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, 5134.

- Vienna, Austrian National Library. Codex 3325.
- Vienna, Austrian National Library. Codex 8615.
- Vienna, Austrian National Library. Codex 8626 (after 1590).
- Vocelka, Karl. *Rudolf II. und seine Zeit*. Vienna: Böhlau, 1985.
- Vocelka, Karl. *Die Politische Propaganda Kaiser Rudolfs II. (1576–1612)*. Vienna: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1981.
- Von Eroberung dreyer Vestungn in ober Ungern, der Stadt Watzen, in der Wallachey, der Stadt Claudi und in Dalmatia, der Vestung Casta Nauico sambt der verzeichnus was ordentlich dabey fürgelauffen ist*. Prag: Schumann, 1596.
- Vos, Lambert de. *Das Kostümbuch des Lambert de Vos: vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Ms. or. 9 aus dem Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen*, edited by Hans-Albrecht Koch, 2 vols. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1991.
- Wade, Mara Renée. *Triumphus nuptialis danicus: German court culture and Denmark; the “great wedding” of 1634*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1996.
- Wappenschmidt, Friederike. “Exotica aus Fernost im Münchner Kunstkammerinventar von 1598.” In *Die Münchner Kunstammer*, edited by Peter Diemer and Dorothea Diemer, Vol. 3, 293–310. Munich: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2008.
- Watanabe-O’Kelly, Helen. *Court Culture in Dresden: From Renaissance to Baroque*. Basingstoke: Palgrave, 2002.
- Weigel, Hans. *Habitus praecipuorum populorum, tam virorum quam foeminarum Singulari arte depicti. Trachtenbuch; darin fast allerley und der fürnembsten Nationen, die heutigs tags bekandt sein, Kleidungen beyde wie es bey Manns und Weibspersonen gebreuchlich, mit allem vleiss abgerissen sein, sehr lustig und kurtzweilig zusehen*. Nuremberg: Weigel, 1577.
- Wieden, Brage bei der. “Was der Herzog erhoffte: die Gründung der Universität Helmstedt.” In *Das Athen der Welfen die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810*, edited by Jens Bruning and Ulrike Gleixner, 38–45. Wiesbaden: Harrassowitz in Komm, 2010.
- Wilkinson, Robert J. *Orientalism, Aramaic and Kabbalah in the Catholic Reformation: the first Printing of the Syriac New Testament*. Leiden: Brill, 2007.
- Wilson, Bronwen. “Foggie diverse di vestire de’ Turchi: Turkish Costume Illustration and Cultural Translation.” *Journal of Medieval and Early Modern Studies* 37/1 (2007): 97–139.

Hiram Kümper

„Ein Wucherer als ein Osman“: Okzidentale Wirtschaftsethik und der Blick auf den Orient

Abstract Der Beitrag skizziert erste Grundzüge eines langfristig angelegten, ideengeschichtlichen Forschungsprojekts, das die Entwicklung des christlichen Wirtschaftsdenkens in der Vormoderne entlang seiner Auseinandersetzung mit dem religiösen Anderen, d. h. zunächst Juden, später immer stärker Muslimen, namentlich im Osmanischen Reich, neu zu lesen unternimmt. Es geht von der These aus, dass sich der alteuropäische komunitäre Imperativ, im Lichte dessen sich Wirtschaftshandeln stets als Beitrag zum *bonum commune* legitimieren musste, nicht so sehr mit Blick auf die Vorstellungen eines allgemeinen *bonum* veränderte, sondern wesentlich das Verständnis der *communitas* als Bezugsgröße Wandlungen unterworfen war. Deswegen stellte das Wirtschaftshandeln derjenigen, die nicht zu *communitas* gehörten, eine Folie zur konzeptionellen Ausdifferenzierung eigener Vorstellungen und Normen, mitunter aber auch eine Herausforderung mit Erklärungsbedarf dar.

Die folgenden Absätze sollen einige Kerngedanken aus einem längerfristig angelegten Forschungsvorhaben vorlegen und anhand von Quellenbeispielen illustrieren, das sich mit der Entstehung und Ausdifferenzierung wirtschaftsethischen Denkens im vormodernen Europa zwischen Hochscholastik und ökonomischer Klassik, zwischen der Wende vom 12. auf das 13. und dem späten 18. Jahrhundert also, befasst. Kurz gesagt verfolge ich darin die Grundidee, dass der Blick auf das Wirtschaftshandeln von Nicht-Christen – zunächst Juden, später dann vor allem Orientalen – von Beginn an einen intrinsischen Platz als Negativfolie in der Ausdifferenzierung wirtschaftsethischer Grundpositionen besetzte, dass sich also im Gegensatz zur überkommenen Meistererzählung das wirtschaftsethische Denken Lateineuropas nicht aus *grosso modo* aristotelisch-thomistischen Wurzeln, jedenfalls im Kern durch bloße Ausdifferenzierung aus sich selbst heraus weiterentwickelt habe, sondern genau diese Reibungs- und Projektionsfläche ihm ein besonderes Gepräge gegeben hat.

Ganz dem in Heidelberg vorgelegten Referat und dem Anlass der Tagung folgend wird dabei ein Ausschnitt gewählt, der chronologisch wesentlich auf die frühe Neuzeit und geographisch auf eine südliche Blickrichtung fokussiert. Das liegt natürlich in gewisser Weise in der Sache, weil das Osmanische Reich in dieser Zeit nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich längst ein bedeutender Konkurrent geworden ist. Dabei wird das Ganze – so viel pflichtschuldige *captatio benevolentiae* sei gestattet – natürlich nur eher eine Umrisszeichnung mit ein paar Farbtupfern als ein Flächengemälde sein können.

Grundlegung: der kommunitive Imperativ

Zunächst etwas mehr Fleisch auf das Gerippe der Grundidee. Das moderne Wirtschaftsdenken, darüber scheint man sich heute im Wesentlichen einig, entstand im 13. Jahrhundert als eine Subdisziplin der Ethik. So jedenfalls wird man es noch immer in jedem Handbuch lesen können, auch wenn es natürlich längst Einzelstimmen gibt, die für differenziertere Blicke plädieren.¹ Aber die Grundbeobachtung ist in ihrer Allgemeinheit natürlich nicht ganz falsch. Es waren Fragen nach der Gültigkeit von Verträgen, nach dem gerechten Preis und nach der Zulässigkeit von Gewinnstreben, die erstmals eine systematisierte Theorie des Wirtschaftens jenseits des einzelnen *oikos*, der einzelnen Haushaltung, entstehen ließen. Der Hoch- und Hyperkapitalismus der globalisierten Welt hat das, so hat es den Anschein, in den Hintergrund treten lassen. Erst in allerjüngster Zeit wird der Ruf nach klaren wirtschaftsethischen Leitsätzen wieder drängender. Kann das Neue vom Alten Europa lernen?

Das geplante Forschungsvorhaben geht von der Grundbeobachtung aus, dass Wirtschaften in der europäischen Kulturgeschichte bis in das 19. Jahrhundert hinein einem *kommunitären Imperativ* unterstand, zumindest nominell sich also stets darüber legitimieren musste, dem *bonum commune*, dem Wohl der Allgemeinheit, zu dienen.² Bloßer Egoismus wird geächtet, auch der Gewinn des

1 Vgl. etwa: Victor H. Claar, „Ethics and Economics,“ in *21st Century Economics: A Reference Handbook*, hrsg. von Rhone C. Flee (Los Angeles: SAGE, 2010), Bd. 2, 892–900; Steven G. Medema, Warren J. Samuels und Lionel Robbins, Hrsg., *History of economic Thought: A Reader*, 2. Aufl. (New York: Routledge, 2013); Lianna Farber, *An Anatomy of Trade in medieval Writing: Value, Consent, and Community* (Ithaca, N.Y.: Cornell University Press, 2006).

2 Aus der umfangreichen Literatur nenne ich nur die klassischen Aufsätze von Winfried Schulze, „Vom Gemeinnutz zum Eigennutz: Über den Normwandel in der ständischen Gesellschaft der frühen Neuzeit,“ in *Historische Zeitschrift* 243 (1986): 591–626 und Peter Blickle, „Der Gemeine Nutzen: Ein kommunaler Wert und seine politische Karriere,“ in *Gemeinwohl und Gemeinsinn: Historische Semantiken politischer Leitbegriffe*,

Einzelnen muss sich am Gewinn für die Gemeinschaft messen lassen. Nicht umsonst argumentiert noch Adam Smith damit, dass es „für die Gemeinschaft“ nützlich sei, wenn jeder seine „eigenen Interessen“ auf das Beste verfolge. Er ist in diesem Sinne nicht so sehr der Anfang von etwas Neuem als vielmehr einer der letzten Vertreter einer alten Tradition, nämlich des aristotelisch geprägten alteuropäischen Wirtschaftsdenkens.³ An die zentrale Bedeutung des Gemeinwohls knüpfen sich aber unmittelbare drei zentrale Fragen beziehungsweise Schlüsselbegriffe an, die ich modellhaft wie folgt zu fassen versuche (Abb. 1).



Abb. 1: Kommunitärer Imperativ (Copyright Hiram Kümper).

Wenn nun also das *bonum commune* entscheidend für die Bewertung des eigenen Wirtschaftshandelns ist, dann ist die Kernfrage: Wer gehört eigentlich zu dieser *communitas*, um wessen Wohl geht es da? Diese Frage ist, glaube ich behaupten zu können, zentraler als diejenige nach etwaigen Wandlungen in der Auffassung von dem, was das *bonum* sein könnte. Und so hat die Geschichtsschreibung historischer, ökonomischer, theologischer und philosophischer Provenienz die Geschichte wirtschaftsethischen Denkens lange geschrieben: als eine gleichsam Säkularisierung des *bonum*, das sich vom hehren Ziel jenseitigen Seelenheils und ethisch korrekten Handelns verschoben habe auf die Pragmatik expandierender

hrsg. von Herfried Münkler und Harald Bluhm (Berlin: Akademie, 2001), 85–107 sowie den handlichen Überblick von Stefan Fisch, „Der Wandel des Gemeinwohlverständnisses in der Geschichte,“ in *Gemeinwohlgefährdung und Gemeinwohlsicherung*, hrsg. von Hans H. v. Arnim (Berlin: Duncker & Humblot, 2004), 43–53.

3 Die Debatte über die Bewertung von Adam Smith neu aufzumachen oder auch nur ansatzweise zu resümieren, ist hier nicht der Ort. Für einen breiten Überblick vgl. die von Jeffrey. T. Young herausgegebenen Tagungsbeiträge, „Adam Smith at 240: A Symposium,“ in *Eastern Economic Journal* 42/4 (2016).

Warenwelten und Finanzmärkte. Das scheint mir eine sehr (neo-)klassisch-liberale Rückprojektion auf das Problem, die vom faktischen Ergebnis ausgeht und die Probleme, mit denen die Theorie- und Lehrbildung über Jahrhunderte rang und ringen musste, zu Unrecht übergeht.

Mich interessieren also die sich wandelnden Antworten auf die Frage: Wer ist die *communitas*, an deren *bonum* ich mein Wirtschaftshandeln zu messen habe? Eine gewisse Zeit lang scheint Europa darauf eine einfache Antwort gewusst zu haben: die Christenheit. Aus dieser engen Verquickung von Religion und Ethik heraus war es einfach, das Wir von den Anderen zu trennen: Dem weit entfernten Anderen, also den Muslimen, ebenso wie von dem *intruder* im Inneren, den Juden.

Beispielhaft wird das in einem fiktiven Dialog zwischen einem Heiden und einem Christen deutlich, der sich in einer wohl auch ursprünglich bayerischen, heute in München verwahrten Handschrift des ausgehenden 15. Jahrhunderts findet. Die Sammelhandschrift gibt eine ganze Reihe von Texten aus dem weiteren Umfeld der Reichsreform, darunter auch eine fiktive Zinsrechnung, die den jüdischen Wucher demonstrieren soll, sowie jenen ebenso fiktiven Dialog zwischen einem Christen und einem Muslimen, der diesen jüdischen Wucher thematisiert. Über den ersten dieser beiden Texte, die Wucherrechnung, könnte man auch viele spannende Dinge sagen, denn er entwickelt eine ganz bemerkenswerte Textgeschichte bis in das Ende des 18. Jahrhunderts hinein.⁴ Darum soll es hier aber nicht gehen. Uns soll vielmehr das interreligiöse Gespräch interessieren, das in besonderer Weise *communitas*, Religion und wirtschaftliches Fehlverhalten zusammenbringt:

Nu merck solich groß gut und schetz von gold und silber, die uns cristen die fahlschen iuden mit grossen listen auß den landen füren, uber mer, den hayden zu, di den juden mer veintschafft tragen dann wir, wann sie müsen in die dreckhewser fegen und groß arbeit thun umb ir leibs nottdürft.

Nu fregt der heyd den cristen, ob Jhesus, dein prophet, von den juden gemartert und gecreutzigt sey. Ja, sprach der crist. Da wider sprach der hayd: Der gelaub ich nicht. Dann hetten die juden unsern propheten Machmet und den glauben mit einem wort gekrenckt, wir hiltten der juden keinen in unsern landen. So sind die juden heren in deinem land und du, crist, der juden knecht. Wann waz du mit dein gelideren gewinst

4 Dazu mehr bei Hiram Kümper, „Der Christ, der Heide und die Juden: Eine mittelalterliche Wucherpolemik und ihr spätes Nachleben,“ in *Practicing new Editions: Transformation and Transfer of the Early Modern Book, 1450–1800*, hrsg. von Hiram Kümper und Vladimir Simic (Nordhausen: Bautz, 2011), 45–76.

und du hast mangel an gelt, daz nym[p]s]t zu wucher von den juden. Dasselb gelt ist verflucht und du wirst arm an gut und der jud wirt reich an gut mit feyrn nach leibs lust on sorg, mü und arbeit. Daz doch mit gots recht nicht sein sol. Und der jud sammet schetz in deinem land und fürt dy uber mer, also verdirbstu dartzu land und leut. Damit beweist man, daz du an deinem glauben kranck pist.

Darumb pit wir den almechtigen Got, daz er uns behüt vor den vorfluchten iuden mit rat der obersten, zu dinst der heiligen cristenheit, und zu gemeinem nutz, daz unser veint Ottoman nicht sprechen mag, sie haben uns überwunden.⁵

Auf den ersten Blick könnte diese Szene in vielen antijüdischen Polemiken vorkommen, die als Religionsdialoge daherkommen. Auch die Nürnberger Juden-austreibungen 1498/99 geschahen vorgeblich „umb Gemeyns Nutz Und Nottdurft Willen.“⁶ Es geht aber noch weiter: Ihr duldet die Juden ja nicht nur, argumentiert der Muslim weiter, nein, ihr lasst euch sogar noch wirtschaftlich von ihnen ausbeuten. Was ihr Christen mit „sorg, mü und arbeit“ verdient, darum betrügt euch der Jude und führt das Geld übers Meer – nämlich zu uns, in den Orient. Und daraus, so schließt der muslimische Gesprächspartner den argumentativen Kreis, sieht man ja deutlich, wie wenig es mit eurer christlichen Religion auf sich hat. Wir haben es hier also mit einer mehrschichtigen Argumentation zu tun, in der mangelnde Repressalien gegenüber Juden im Allgemeinen und jüdischem Wirtschaftshandeln im Besonderen nicht nur als dem Gemeinwohl schädlich, sondern mehr noch als unmittelbare Überzeugungsschwäche des Christentums gewertet werden – ja, es steht dem christlichen Verfasser zu befürchten, „daz unser veint Ottoman [...] sprechen mag, sie haben uns überwunden“. Der „veint Ottoman“, personifiziert im Gesprächsgegenüber des Christen, dient hier also als kritische Stimme an der Abwesenheit notwendige ökonomischer und politischer Repressalien gegenüber jüdischem Wirtschaftshandeln.

Ganz ähnlich übrigens merkt das auch der Protagonist in Hans Rosenplüts wohl nur einige Jahrzehnte älteren *Des Turcken vaßnachtspil* aus den Jahren um 1455 an: „Ir habt Juden, die euch mit wucher freßen / Die gar lang in gutem

5 Cgm 4930, fol. 28v, München, Bayerische Staatsbibliothek. Zur Handschrift vgl. Karin Schneider, *Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Die mittelalterlichen Handschriften aus Cgm 4001–5247* (Wiesbaden: Harrassowitz, 1996), 420–422.

6 Michael Toch, „Umb Gemeyns Nutz Und Nottdurft Willen‘: Obrigkeitliches und jurisdiktionelles Denken bei der Austreibung der Nürnberger Juden 1498/99,“ in *Zeitschrift für Historische Forschung* 11 (1984): 1–21.

frid sein gesezzen“.⁷ Und deshalb kann es mit der christlichen Herrschaft wohl nicht weit her sein. Dieser sehr schlichten Logik gegenüber ist der Dialog der Münchener Sammelhandschrift vielschichtiger und argumentiert viel deutlicher ökonomisch.

Dass hier „gold und silber [...] mit grossen listen auß den landen“ geführt werden – manch einer mag hier schon einen leisen Anklang einer Handelsbilanztheorie lesen wollen –,⁸ ist ja auch nur die eine Dimension. Der Dialog weist darüber hinaus noch auf ein zweites Grundproblem hin: Denn mitunter war der religiöse Andere ökonomisch gar nicht unerfolgreich. Wie ließ sich das erklären? Und wie in Beziehung zum eigenen Wirtschaftshandeln setzen? Das ist es, was im oben angeführten Modell als *Beobachtung* erfasst wird. Gerade aus dem ökonomischen Erfolg des religiös Anderen aber speist sich auch die dritte Problemzone, der Kontakt. Denn unter gewissen Umständen konnte der wirtschaftliche Kontakt mit dem religiösen Anderen ja als ausgesprochen wünschenswert erscheinen. War das zulässig – und wenn ja, unter welchen Umständen? Diese Frage hat Wirtschaftstheoretiker bis weit in das Zeitalter der Nationalstaaten hinein beschäftigt.

Wucher und Wir-Gefühl

Mit dem Aufstieg des Staates als zentrale politische Form seit dem ausgehenden Mittelalter ist aber auch schon die Perspektive aufgezeigt, durch die das Problem des inter-religiösen Wirtschaftskontakts an Fahrt gewinnt, während gleichzeitig sich die wirtschaftsethischen Bezugsgrößen rasant wandeln. Denn nicht nur steht das Osmanische Reich nun militärisch und wirtschaftlich unmittelbar vor der europäischen Haustür, sondern auch die *communitas* säkularisiert sich gleichsam, sie schrumpft von der zumindest affirmativ-nominell gesamten Christenheit auf einzelne Kommunitäten, die diesen gemeinsamen Anker von Wir-Gefühl nicht nur nicht pflegen, sondern nicht einmal mehr programmatisch betonen: „Siamo Veneziani e poi Cristiani“ (Wir sind [erst] Venezianer und dann Christen), hielt man (angeblich) dem Papst in Venedig entgegen, der den Handel mit dem osmanischen Reich verbieten wollte.⁹

7 Friedrich August Pischon, *Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt* (Berlin: Duncker und Humblot, 1840), Bd. 2, 176.

8 Ganz anders etwa Edmund von Heyking, *Zur Geschichte der Handelsbilanztheorie* (Berlin: Puttkammer, 1880), 16ff., der in dieser Stelle wohl nur die von ihm konstatierte „primitive Werthschätzung des Gold und Silbers“ (18) sähe, die er für das Mittelalter als typisch feststellt.

9 Der Historizität dieses Zitates wäre noch einmal nachzugehen, wie schon Johannes Helmuth, „Pius II. und die Türken“, in *Europa und die Türken in der Renaissance*, hrsg.

Nun ist gerade Venedig erst einmal sicher kein besonders triftiges Beispiel für die Ausprägung wirtschaftsethischer Prämissen im gesamteuropäischen Rahmen zum Beginn der frühen Neuzeit, sondern trägt den Odeur des Sonderfalls. Zumindest haben das die Zeitgenossen so gesehen. Als Karl V. im Oktober 1555 die Instruktion für seinen Sohn Philipp II. fertigstellte, war ihm allzu klar, dass

die Venediger nicht eben solcher massen wieder den Turcken beistehen [würden], wann du mit ihme zu thun bekommen soltest, dieweil sie ruhe und friede, darinnen sie nun eine gute zeit gelebet, sehr lieb haben, und im kriege nicht viel tuegen, sich auch fur den Turcken, so ihnen auf allen seitten ihrer lender gleich alls ufm tach ist, gar zu sehr furchten, und in summa alle ihre nahrung von ihm haben, weil sie sich von den gewerben und kaufmannschafftten aus den Orientischen lendern behelfen müssen.¹⁰

Und obwohl also sonst kein christlicher Fürst allein etwas gegen die Osmanen ausrichten könnte, so muss sich also Philipp (das jedenfalls rät ihm Karl) „auf deine eigene und deines vorwanten hauses Osterreich macht vorlessen“, und den Krieg erst einmal alleine anstrengen – und darauf hoffen, zumindest geringe Unterstützung zu erlangen.

Man darf sich aber, so würden ich dennoch argumentieren, nicht mit dem Eindruck zufrieden geben, dass sich mit Fortschreiten der Geldwirtschaft und des Fernhandels ein schlichter Pragmatismus durchgesetzt habe, der ethische gegenüber ökonomischen Überlegungen habe zurücktreten lassen. Vielmehr spürt man durchaus weiterhin den Drang zu ethischen Legitimierung – und findet ihn vor allem in der Beobachtung und Beurteilung fremden Wirtschaftshandelns. „Was die Interessen oder Verzinsung geliehener Gelder betrifft, so bin ich versichert, daß man in der ganzen Welt keinen schlimmeren Ort antrifft als diesen findet“, berichtet etwa der Ägyptenreisende Johann Michael Wanselb um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Dem Türken ist es im Gesetz verboten, Wucher zu nehmen und doch leihen sie keinem Menschen nur die geringste Summe

von Bodo Guthmüller und Wilhelm Kühlmann, *Frühe Neuzeit*, Bd. 54 (Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000), 79–138 hier 131, Anm. 176 anmerkt. Für unsere Frage ist das an dieser Stelle zweitrangig, weil schon die Vorstellbarkeit in gewisser Weise sprechend ist.

10 Alfred Kohler, Hrsg., *Quellen zur Geschichte Karls V.*, *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit*, Bd. 15, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990), 477–478.

Geldes umsonst. Hat einer z. B. vierzig Reichsthaler nötig, so spricht er einen Türken darum an. Der Türke zählt ihm vierzig Thaler baar hin, legt aber darneben eine Elle Lacken oder ein baar ellen Atlas, oder ein noch geringeres Stück, etwa ein Taschentuch [...] und sagt: hier sind vierzig Reichsthaler, seht euch aber dieser Waare [...] vor sechzig Reichsthaler an, so will ich sie euch leihen.¹¹

Gerade dem Geldverkehr misstrauen gegenüber dem Warenverkehr ja eigentlich alle drei abrahamitischen Religionen bekanntlich zutiefst. Der Wucher (*usura*) zählt zu den christlichen Todsünden. Während man den anderen beiden Religionen aus christlicher Perspektive eine ethisch zufriedenstellende Lösung aber nicht zutraute, fand schon die mittelalterliche Kanonistik für den christlichen Händler moralische Auswege.¹²

Der studierte Jurist Christoph Cuppener, der aus einer Familie von Kupfergewerken stammt, bringt sie zum Beginn des 16. Jahrhunderts auf den Punkt, indem er auf die Analogie zu einer Problemlösung hinweist, die die christliche Theologie schon einige Jahrhunderte zuvor für ein erst auf den zweiten Blick vergleichbares Problem gefunden hat: den regelmäßigen Verstoß gegen das Gebot „Du sollst nicht töten“. Nicht umsonst waren es gerade die Soldaten und die Kaufleute, deren Seelenheil die früh- und hochmittelalterlichen Theologen für so akut gefährdet hielten. Für den Soldaten fand man rasch den theologischen Ausweg: Es gibt Situationen, in denen die Tötung gerechtfertigt scheint – in einem gerechten Krieg nämlich; und vor allem also: gegenüber Heiden. Ganz analog baut Cuppener sein Argument auf: „Weil im [gerechten] Krieg gegen die Feinde des Heiligen Römischen Reichs und der christlichen Kirche diese Feinde sogar ohne Sünde totgeschlagen werden dürfen, dürfen sie erst recht durch Wucher übervorteilt werden. Gegen Feinde können wir erlaubtermaßen Waffen und Wucher gebrauchen“ (*contra hostem licite possumus arma et vsuras exercere*).¹³ Das Kaufmannsrecht, das *ius mercatorum*, hat also eine Entsprechung im Kriegsrecht, im *ius bellum*. 150 Jahre später, beim großen Merkantilisten Colbert, ist der

11 Johann M. Wanslebs, „Beschreibung einer Reise nach Ägypten aus dem Jahre 1663,“ in *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient: In Uebersetzung und Auszügen mit ausgewählten Kupfern und Charten, auch mit den nöthigen Einleitungen, Anmerkungen und collectiven Registern*, hrsg. von Heinrich E. G. Paulus, 7 Bde. (Jena: Cuno, 1794), Bd. 3, 63.

12 Die Literatur zu diesem Thema ist Legion. Ich verweise nur auf Odd Langholm, *The Merchant in the Confessional: Trade and Price in the pre-Reformation penitential Handbooks*, Studies in medieval and reformation Thought, Bd. 93 (Leiden: Brill, 2003).

13 Christoph Cuppener, *Ein schons Buchlein czu deutsch, doraus ein itzlicher menschen [...] lernen mag, was wucher und wucherische hendel sein* (Leipzig: Melchor Lotter, 1508), fol. C Iv.

guerre d'argent, der Geldkrieg, dann schon ein geflügeltes Wort – für ihn freilich war der gesamte *commerce* ein einziger *guerre d'argent*.¹⁴

Bemerkenswert ist auch, dass bei Cuppener schon die Feinde der Christenheit und jene des Heiligen Römischen Reiches nebeneinander stehen, es also offenbar zwei *communitates* gibt, gegen deren Feinde *arma et usura* eingesetzt werden können, wenn das *bonum* bedroht war. Dass der Zeiger sich im Laufe der frühen Neuzeit immer mehr von der Christenheit weg und hin zu kleinräumigeren *communitates*, wie dem Reich, den entstehenden Territorialstaaten oder einzelnen Städten zuneigen konnte, ist bereits angedeutet worden.

Im Bewertungsmaßstab aber bleibt dennoch wirtschaftlich falsches Handeln noch bis weit in das 17. Jahrhundert hinein eng mit dem religiösen Anderen verknüpft – selbst, wenn es sich um Christen handelt. Die viel zirkulierten Separat- ausgaben von Martin Luthers (Kleinem) *Sermon von dem Wucher*, 1519 erstmals bei Johann Grünenberg in Wittenberg erschienen und dann in kürzester Zeit noch zweimal nachgedruckt, zeigen beispielsweise sämtlich einen Juden auf dem Titelblatt – auch wenn es natürlich nicht (ausschließlich) um jüdischen, sondern ganz zentral um von Christen ausgeübten, aber eben als judaisierend empfundenen Wucher geht.¹⁵ Und der württembergische Orientreise Hans Jakob Breuning von Buchenbach (um 1552–1617) über die syrischen Christen sogar:

Die Surianer / so sich zum mehrertheil in Syria verhalten / vergleichen sich sehr / der religion halben mit den Griechen. Brauchen in reichung deß Sacraments gehovelt brot / vnd geben das / vnder zweyerley gestalt / verrichten ihren Gottesdienst und Caeremonien in angeborener ihrer Arabischen Sprach. Haben auch ihre sondere Capellen allhie im Tempel [...]

Sein verzagte Leuth / welche in der Türckey hin vnd her in Städten / so wol als die Juden / ihre eygene Gassen vnd Kirchen haben. Fragen mehr ihrer Nahrung vnd Wucher / als der Religion nach / Wie sie dann / auch viel der Türkischen Gebräuche angenommen.¹⁶

14 Jean Morini-Comby, *Mercantilisme et protectionisme: Essai sur les doctrines interventionnistes en politique commerciale du XVe au XIXe siècle* (Paris: Alcan, 1930), 28.

15 Hans-Jürgen Prien, *Luthers Wirtschaftsethik* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1992), 69–82.

16 Hans Jacob Breuning von Buchenbach, *Orientalische Reyss des edlen unnd Besten Hanss Jacob Beuning von und zu Buochenbach: So er selb ander in die Türckey, under dess türkischen Sultans Jurisdiction und Gebiet, so wol in Europa als Asia unnd Africa [...] verrichtet. Alles in fünff unterschiedliche Meerfahrten disponirt* (Strassburg: J. Carolo, 1612), 234–235.

Ökonomisches Fehlverhalten wird hier also als Turkisierung wahrgenommen. Solche und ähnliche Vergleiche finden sich konstant in der Reiseliteratur und in didaktischer Literatur der Zeit.

Ökonomische Orientalismen: von der falschen Religion zur falschen Kultur

Spätestens im Verlauf des 18. Jahrhundert, wahrscheinlich schon etwas früher, wandeln sich die Kategorien, in denen Europäer über die osmanische Wirtschaft schreiben, merklich. Religion spielt eine immer geringere Rolle und wird immer mehr von etwas verdrängt, was später Kultur genannt werden wird. Das liegt aber natürlich auch daran, dass auf Seite der Berichtenden – der Diplomaten, Kaufleute, Staatswissenschaftler etc. – ethische Problemstellungen im ökonomischen Diskurs in dieser Zeit immer mehr strukturell-nationalökonomischen Überlegungen weichen. Die Frage, ob das osmanische Wirtschaftshandeln ein ethisch korrektes sei, tritt gegenüber der Frage, ob es ein staatswissenschaftlich erfolgversprechendes sei, beinahe gänzlich in den Hintergrund. Der merkliche Niedergang osmanischer Macht kam dem freilich auch zupass. Denn solange das Reich politisch wie wirtschaftlich erfolgreich war, konnte das osmanische Wirtschaftshandeln im Grunde nur auf der Ebene von Religion und Ethik zur argumentativen Negativfolie werden. Unter den nun veränderten Bedingungen jedoch reichten vermeintlich objektive Beschreibungen aus, um mit dem Blick auf das orientalische Andere in Debatten über die eigene Wirtschaft eingreifen zu können.

„Es kostet nichts mehr Mühe“, heißt es in der deutschen Übersetzung einer seit 1745 zunächst nur handschriftlich, aber dafür offenbar sehr breit zirkulierenden Staatsbeschreibung in Briefform, die der venezianische Diplomat Pietro Busenello (1705–1765) vorgelegt hatte, „als die Oekonomie des osmanischen Reichs, wenn man von derselben eine zuverlässige Nachricht haben will. Der natürliche Stolz der Nation, welcher macht, daß sie alle ihre Sachen vergrößert, läßt uns niemals hoffen, daß wir von den Personen, so damit beschäftigt sind, eine aufrichtige und glaubwürdige Nachricht zu erhalten.“¹⁷ Tatsächlich aber

17 Peter Businello, *Historische Nachrichten von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der osmanischen Monarchie* (Leipzig: Junius, 1778), 101–102. Die *Lettere informative delle cose de Turchi riguardo alla religione et al governo civile economico militare e politico* zirkulierten zunächst offenbar nur handschriftlich; noch heute sind eine ganze Anzahl von Abschriften erhalten. Die deutsche Übersetzung, besorgt durch den evangelischen Geistlichen C. W. Lüdecke in Smirna, scheint die erste Druckausgabe überhaupt gewesen zu sein; sie gibt die ursprüngliche Briefform auf und teilt das Werk in Paragraphen. Einzelheiten in: *Dizionario biografico degli italiani* 15 (Roma: Istituto della Enciclopedia italiana, 1972), 571.

gaben sich Reisende, Diplomaten und Gelehrte in ganz Europa während des 18. Jahrhunderts die größte Mühe, eben solche „aufrichtige und glaubwürdige Nachricht“ zu erhalten und weiterzugeben. Es wurden eine ganze Vielzahl von Beobachtungen gesammelt und regelmäßig vergleichend zur Bewertung der europäischen Ökonomien herangezogen.

Meiner ersten, kursorischen Sichtung nach nimmt man seit etwa dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts (1.) den starker Fiskalismus wahr, der durch die (Wieder-)Einführung des Steuerpachtensystems der *malikane* noch dynamisiert werde, bemerkt (2.) die Förderung der Importe bei strenger Regulation (bis hin zur Behinderung) von Exporten, wie sie vor allem als Folge der *Kapitulationen* mit einer Reihe europäischer Staaten eingeführt wurden, vergleicht (3.) das aus der Heimat bekannte mit der zünftischen Ordnung im städtischen Handwerk und kritisiert (4.) die mangelnde Eigentumssicherheit, vor allem durch unregelmäßige Kriegsabgaben (*avariz*), wodurch abseits der höfisch-militärischen Mittel- und Oberschicht nur geringe Kapitalakkumulation für ökonomische Expansion möglich werde. Obwohl man dabei grosso modo der osmanischen Wirtschaft stetigen – und intrinsisch bedingten – Verfall attestiert, findet man mitunter auch Stoff, den man als im Ansatz vorbildhaft (aber natürlich: letztlich dann doch verfehlt) in die Diskussion um Entwicklungen in Europa einbringen hätte können:

Der Handel und Wandel ist in dem türkischen Reiche ziemlich frey. Es findet keine Jagdgerechtigkeit statt, und es kann sich Jedermann das Wild schießen. Auf der Fischerey ist eine Abgabe gelegt, obwohl die Europäer frey fischen können. Monopolen, welche in den europäischen Staaten unter manchem scheinbaren Vorwande zum Schaden des größten Hauens der Landeseinwohner so gemein sind, waren bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts noch nicht eingeföhret.¹⁸

Gerade die letzterwähnte Feststellung findet man zu Beginn der frühen Neuzeit, als die Monopoldebatte im Reich sich stark aufheizt, noch nicht. Das wird unterschiedliche Gründe haben. Argumentativ jedenfalls wäre das damals starke, militärisch aber eigentlich viel eher als wirtschaftlich bedrohliche Osmanische Reich als positives Beispiel sicherlich schwer in die Debatte einzubringen gewesen. Aber auch für Busenello, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ist das nun deutlich schwächelnde Reich nur durch den Rückbezug auf die Zeit „bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts“ überhaupt noch positiv argumentativ verwendbar.

18 Christoph Wilhelm Lüdeke, *Beschreibung des Türkischen Reiches nach seiner Religions- und Staatsverfassung in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Bd. 1 (Leipzig: Junius, 1771), 338.

Bibliografie

- Blickle, Peter. „Der Gemeine Nutzen: Ein kommunaler Wert und seine politische Karriere.“ In *Gemeinwohl und Gemeinsinn: Historische Semantiken politischer Leitbegriffe*, herausgegeben von Herfried Münkler und Harald Bluhm, 85–107. Berlin: Akademie, 2001.
- Breuning von Buchenbach, Hans Jacob. *Orientalische Reyss des edlen unnd Besten Hanss Jacob Beuning von und zu Buochenbach: So er selb ander in die Türckey, under dess türkischen Sultans Jurisdiction und Gebiet, so wol in Europa als Asia unnd Africa ... verrichtet. Alles in fünff unterschiedliche Meerfahrten disponirt*. Strassburg: J. Carolo, 1612.
- Businello, Peter. *Historische Nachrichten von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der osmanischen Monarchie*. Leipzig: Junius, 1778.
- Claar, Victor H. „Ethics and Economics.“ In *21st Century Economics: A Reference Handbook*, herausgegeben von Rhone C. Flee, Bd. 2, 892–900. Los Angeles: SAGE, 2010.
- Cuppener, Christoph. *Ein schons Buchlein czu deutsch, doraus ein itzlicher menschen [...] lernen mag, was wucher und wucherische hendel sein*. Leipzig: Melchor Lotter, 1508.
- Dizionario biografico degli italiani 15*. Roma: Istituto della Enciclopedia italiana, 1972.
- Farber, Lianna. *An Anatomy of Trade in medieval Writing: Value, Consent, and Community*. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press, 2006.
- Fisch, Stefan. „Der Wandel des Gemeinwohlverständnisses in der Geschichte.“ In *Gemeinwohlgefährdung und Gemeinwohlsicherung*, herausgegeben von Hans H. v. Arnim, 43–53. Berlin: Duncker & Humblot, 2004.
- Helmrath, Johannes. „Pius II. und die Türken.“ In *Europa und die Türken in der Renaissance*, herausgegeben von Bodo Guthmüller und Wilhelm Kühlmann, 79–138. Frühe Neuzeit, Bd. 54. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2000.
- Heyking, Edmund von. *Zur Geschichte der Handelsbilanztheorie*. Berlin: Puttkammer, 1880.
- Kohler, Alfred, Hrsg. *Quellen zur Geschichte Karls V.* Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Bd. 15, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990.
- Kümper, Hiram. „Der Christ, der Heide und die Juden: Eine mittelalterliche Wucherpolemik und ihr spätes Nachleben.“ In *Practicing new Edition: Transformation and Transfer of the Early Modern Book, 1450–1800*, herausgegeben von Hiram Kümper und Vladimir Simic, 45–76. Nordhausen: Bautz, 2011.
- Langholm, Odd. *The Merchant in the Confessional: Trade and Price in the pre-Reformation penitential Handbooks*. Studies in medieval and reformation thought 93. Leiden: Brill, 2003.

- Lüdeke, Christoph W. *Beschreibung des Türkischen Reiches nach seiner Religions- und Staatsverfassung in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Bd. 1, Leipzig: Junius, 1771.
- Medema, Steven G., Warren J. Samuels und Lionel Robbins, Hrsg. *History of economic Thought: A Reader*. 2. Aufl. New York: Routledge, 2013.
- Morini-Comby, Jean. *Mercantilisme et protectionisme: Essai sur les doctrines interventionnistes en politique commerciale du XVe au XIXe siècle*. Paris: Alcan, 1930.
- Pischon, Friedrich A. *Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt*, Bd. 2, Berlin: Duncker und Humblot, 1840.
- Prien, Hans-Jürgen. *Luthers Wirtschaftsethik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1992.
- Schneider, Karin. *Die deutschen Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München: Die mittelalterlichen Handschriften aus Cgm 4001–5247*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1996.
- Schulze, Winfried. „Vom Gemeinnutz zum Eigennutz: Über den Normwandel in der ständischen Gesellschaft der frühen Neuzeit.“ *Historische Zeitschrift* 243 (1986): 591–626.
- Toch, Michael. „Umb Gemeyns Nutz Und Nottdurft Willen‘: Obrigkeitliches und jurisdiktionelles Denken bei der Austreibung der Nürnberger Juden 1498/99.“ *Zeitschrift für Historische Forschung* 11 (1984): 1–21.
- Wanslebs, Johann M. „Beschreibung einer Reise nach Ägypten aus dem Jahre 1663.“ In *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient: In Uebersetzung und Auszügen mit ausgewählten Kupfern und Charten, auch mit den nöthigen Einleitungen, Anmerkungen und collectiven Registern*, herausgegeben von Heinrich E. G. Paulus, Bd. 3. Jena: Cuno, 1794.
- Young, Jeffrey. T. „Adam Smith at 240: A Symposium.“ *Eastern Economic Journal* 42/4 (2016): 499–502.

Sektion IV

Europäisches Amerika –
Außereuropäisches Russland?
Die völkerrechtliche Anerkennung
der USA und Russlands Status
als europäische Großmacht im
18. Jahrhundert

Simon Karstens und Helga Schnabel-Schüle

Einführung

Die beiden Kategorisierungen, die der Titel dieser Sektion in sich trägt, hätten in unterschiedlichen historischen Kontexten sicherlich in verschiedenem Maße Zustimmung und Ablehnung der Zeitgenossen hervorgerufen. So verfestigte sich einerseits insbesondere im 20. Jahrhundert die Vorstellung, dass die Vereinigten Staaten von Amerika eine bestimmte Nähe zu Europa aufweisen, die aus einer transatlantischen, speziell anglo-imperialen und/oder durch gemeinsame, revolutionäre Tradition mit Frankreich geknüpften Verbindung hervorgehen und die eine politische und wirtschaftliche Kooperation mit sich führen. Russland als bis an den Pazifik reichendes Land sei hingegen geographisch, wie auch kulturell dem westlichen Europa fremd. Diese beiden, teilweise noch in der Gegenwart wirksamen Konstruktionen von Fremdheit und Zugehörigkeit, wurden häufig mit einer historischen Perspektive, aber weitaus seltener mit einer historischen Expertise vorgebracht.

Im Gegensatz zu dieser Vorstellung lässt sich andererseits für das 18. Jahrhundert der Eindruck gewinnen, dass Russland seit der Herrschaft Peters I. als eine politisch und kulturell auf Europa fokussierte Macht gegolten habe, auch wenn das Herrschaftsgebiet der Zaren zu dieser Zeit transkontinentale Ausmaße annahm.

In Bezug auf die jungen Vereinigten Staaten hingegen könnte die bewusste Wendung gegen eine Zugehörigkeit zu einem europäischen Herrschaftsverband, die Nichteinmischung in europäische Kriege und die Konzentration auf die Binnenexpansion auf dem amerikanischen Kontinent jedoch als Hinweise auf ein distanzierteres Verhältnis gelten.

Auch wenn die folgenden Beiträge dieses Spannungsfeld unterschiedlicher Vorstellungen nicht in Gänze aufheben können, eröffnen die Autoren dennoch Einblicke in die historischen Zusammenhänge der Formierung eben jener politischen Strukturen und Ordnungsvorstellungen, die als Referenzpunkte für die historische oder pseudohistorische Legitimation der vielfältigen Konstruktionen genutzt wurden. Gegenstand ihrer Beiträge sind mentale Grenzziehungen und darauf basierende, performative Handlungen im Kontext der Aushandlung

völkerrechtlicher Zugehörigkeit. Im Fokus steht dabei das bewusst offen verstandene Themenfeld der internationalen Beziehungen, welche die Autoren anhand des Austauschs von Gesandten, des diplomatischen Zeremoniells, von Bündnis- und Handelsverträgen, aber auch von Boykotten, Wirtschaftssanktionen, Annexionen sowie Kriegen und Friedensschlüssen und den damit verbundenen zeitgenössischen Diskussionen und medialen Aufbereitungen konkretisieren.

Die Fragestellung beider Texte fußt auf der gemeinsamen Annahme, dass im 18. und frühen 19. Jahrhundert ein zumindest implizites Konzept von Europa als politischem Handlungsraum bestimmter Staaten und ihrer Souveräne existierte, die einander durch Praktiken der Interaktion als Akteure und Statisten in einem „Theatrum Europaeum“ als zugehörig anerkannten. Diese Grundannahme macht es wiederum notwendig, die zeitgenössischen Grenzen dieses gedachten Raumes auszuloten. Hierfür richten die Autoren den Blick vom äußersten Westen und Osten auf das geographische Zentrum Europas und fokussieren zwei Herrschaftsverbände, die sich durch drei Gemeinsamkeiten für diese Untersuchung empfehlen: Erstens sind sie nicht auf die geographischen Grenzen Europas beschränkt; zweitens sind sie durch eine Geschichte langfristiger politischer Interaktion mit Staaten im geographischen Europa verbunden; und drittens sind beide in den gängigen historiographischen Interpretationen des 18. Jahrhunderts in gewissem Maße neue politische Akteure. Im Falle der USA ist dies durch das Erreichen der Unabhängigkeit von England, im Falle Russlands durch die von Peter I. angestoßene und bis nach dem Wiener Kongress fortgeführte, intellektuelle und politische Orientierung nach Westen hin begründet.

In der ersten der beiden Fallstudien betrachtet Michael Hochgeschwender die politische Anerkennung der neugegründeten USA durch Länder, die seit Jahrhunderten eine Interaktionsgemeinschaft im geographischen Europa bildeten. Hierbei steht die Frage im Mittelpunkt, ob und aus welchen Gründen der Wunsch einer unabhängigen, republikanischen transatlantisch verorteten Gesellschaft nach Anerkennung und Mitwirkung an Handel und Diplomatie erfolgreich war. Zu bedenken ist, dass in den USA die Vorstellungen über Inhalte und Ziele dieser Interaktion selbst Gegenstand von Aushandlungsprozessen waren, wie ein Vergleich, der allein auf den Handel orientierten Konzeption des „Model Treaty“ von 1776 und der politischen und militärischen Vernetzungen, die sich aus den tatsächlichen Verträgen ergaben, verdeutlichen kann. Davon ausgehend ist zu zeigen, in welchem Maße die USA in den ersten Jahrzehnten nach dem Frieden von Paris als ein europäischer Staat an einem anderen Ort wahrgenommen wurden oder ob sich Praktiken der Abgrenzung und Zuschreibungen von Andersartigkeit auf beiden Seiten beobachten lassen, wie sie später Anhänger der Theorie des *American Exceptionalism* für die neue Nation in Anspruch nahmen. Ein bekannter Bezugspunkt hierfür ist

die Einschätzung Washingtons in seiner *Farewell Address*, in der er gegenüber Europa angesichts seiner These: „Europe has a set of primary interests, which to us have none, or a very remote relation“ empfahl, dauerhaft eine distanzierte Haltung einzunehmen.¹

Im zweiten Vortrag eröffnet Henner Kropp einen neuen Einblick auf den in Handbüchern zur europäischen Geschichte oft archetypisch skizzierten Weg Russlands „nach Westen“, was häufig als von Peter I. innen- wie außenpolitisch erzwungene Aufnahme in einen Kreis europäischer Mächte geschildert wird. Gängiges Symbol für diese Wendung sind die Gründung von St. Petersburg und Peters aktive, gegen Schweden gerichteten Ostseepolitik. Doch auch Zarin Katharina II., die sich gezielt mit Protagonisten der Aufklärung vernetzte und unter deren Herrschaft Russland dreimal polnisch-litauisches Gebiet annektierte, gilt als Protagonistin einer langfristigen Orientierung nach Westen. Unter ihrer Herrschaft erwarb Russland im Frieden von Teschen (1789) schließlich die Stellung einer Garantiemacht für die Ordnung im Alten Reich, auch wenn die tatsächliche Bedeutung dieser Regelung in der Forschung umstritten bleibt. Bemerkenswert ist, dass diese Entwicklung zwar unzweifelhaft auf einer Expansion Russlands in das geographische Europa und in dort verortete politische Netzwerke basierte, zeitlich aber mit einer Expansion aus dem geographischen Europa und sogar – wie die Gründung der Russisch-Amerikanischen Handelskompanie verdeutlicht – aus dem geographischen Asien hinaus korrelierte. Hieraus ergibt sich die Frage, inwiefern in Russland und von seinen politischen Partnern oder Gegnern die Tatsache thematisiert wurde, dass das Territorium einer politisch und dynastisch zunehmend in Europa integrierten Macht gleichzeitig an die Ostsee und an den Pazifik grenzte.

Beide Beiträge bieten Anregungen für eine Antwort auf die Frage, inwiefern im späten 18. Jahrhundert Vorstellungen von einem spezifisch europäischen Kreis bestimmter Souveräne und Staaten existierte und inwiefern er kulturell, religiös, dynastisch-familiär oder geographisch imaginiert war. Auch wenn die im Titel implizierte Frage letztlich nicht eindeutig beantwortet werden kann, so bietet diese Sektion Anregungen dafür, entweder über das alternative Deutungskonzept eines europäischen Russlands und einer außereuropäischen USA im 18. Jahrhundert zu diskutieren – oder beide politischen Entitäten vielleicht mit einer gemeinsamen, neuen Kategorie zu erfassen, die ihrer jeweiligen Heterogenität ebenso wie ihren Gemeinsamkeiten Rechnung tragen kann.

1 „George Washington: Farewell Address“, Zitat auf S. 26 des Manuskripts, Zugriff am 12. Februar 2017, <http://gwpapers.virginia.edu/documents/washingtons-farewell-address/>.

Michael Hochgeschwender

Die völkerrechtliche Anerkennung der USA im späten 18. Jahrhundert

Abstract Verglichen mit den Problemen, die der Umgang mit dem revolutionären oder napoleonischen Frankreich den europäischen Mächten in der Zeit zwischen 1789 und 1815 bereitete, verlief die Akzeptanz der USA auf dem internationalen Parkett spätestens ab dem Pariser Friedensschluss von 1783 erstaunlich harmonisch und reibungslos. Diese relative Friedfertigkeit, die allerdings mit dem Quasi-Krieg zwischen den USA und Frankreich 1798–1800, der Intervention der USA gegen die nordafrikanischen Emirate und schließlich den amerikanisch-britischen Krieg von 1812–1815 um Kanada ein abruptes Ende fand, hatte ebenso Gründe wie der rasche Übergang der jungen Republik in die bellizistische Normalität des ausgehenden *ancien régime*.

Der nordamerikanische Freistaat bewegte sich von Beginn an auf einer internationalen Ebene, die nicht allein durch die vielfältigen Differenzen und Probleme des europäischen Mächtesystems definiert war, sondern durchaus in einem globalen Rahmen gedacht war.¹ Letzteres galt umso mehr, wenn man zivilgesellschaftliche Akteure, beispielsweise Händler, Bankiers oder Missionare, einbezog. Immerhin war der Unabhängigkeitskrieg von 13 Festlandskolonien des Britischen Empire in Nordamerika von Beginn an in internationale Kontexte eingebettet.² Er

- 1 Vgl. allgemein zur Außenpolitik und Geschichte der diplomatischen Beziehungen der USA im Zeitalter der Revolution und der Frühen Republik John H. Latané und David W. Wainhouse, *A History of American Foreign Policy* (New York: Odyssey Press, 1940), 1–122; Bradford Perkins, *The Cambridge History of American Foreign Relations, vol. I: The Creation of a Republican Empire, 1776–1865* (Cambridge: Cambridge University Press, 1993), 17–146; Reginald Horsman, *The Diplomacy of the New Republic, 1776–1815* (Arlington Heights: Harlan Davidson, 1985); George C. Herring, *From Colony to Superpower: U.S. Foreign Relations since 1776* (New York: Oxford University Press, 2008), 11–92. Eine revisionistische Sicht bietet Walter LaFeber, *The American Age: U.S. Foreign Policy at Home and Abroad* (New York: W. W. Norton, 1994), 40–68.
- 2 Vgl. hierzu Peter J. Marshall, *The Making and Unmaking of Empires: Britain, India, and America, c. 1750–1783* (New York: Oxford University Press, 2007); John H. Elliott,

fand überhaupt nur als Ergebnis des Siebenjährigen Krieges statt, der wiederum auf der Jahrhunderttrivalität zwischen Großbritannien und Frankreich um globale Hegemonie gründete. Das Gefühl, zumindest indirekt von europäischen Bedrohungslagen betroffen zu sein, war unter den Siedlern weit verbreitet. Gleichzeitig aber waren die Konfrontationen auf nordamerikanischem Boden bis in die 1740er und 1750er Jahre insofern von den europäischen Kriegen isoliert, als sich die britischen Könige aus dem Haus Hannover, Georg I. und Georg II. sowie ihr leitender Minister Sir Robert Walpole, beharrlich weigerten, reguläre Soldaten zum Schutz ihrer weit entfernten und bis in die 1740er Jahre ökonomisch hinter den karibischen Zuckerinseln (Jamaica, die Bahamas und Bermudas, etc.) zurückstehenden Festlandskolonien zu entsenden.³ Aus der Perspektive Londons standen genuin britische Interessen, die Karibik und die kontinentalen Anliegen des Hauses Hannovers im Zentrum allen militärischen und politischen Handelns. Vor diesem Hintergrund mussten die Festlandskolonien sehen, wo sie blieben. Dieser von Edmund Burke so genannte *wise and salutary neglect* hatte für das ökonomische und politische System der Kolonien bis in den Siebenjährigen Krieg hinein überwiegend positive Folgen, konnten sie sich doch ökonomisch durch Schmuggel und Piraterie Nischen erkämpfen, die vom Mutterland nicht kontrollierbar waren, zudem eigenständig Industrien und landwirtschaftliche Produktion aufbauen und auf internationalen Märkten einführen.⁴ Mit dem Siebenjährigen Krieg, genauer mit dem Machtantritt Sir William Pitts 1757, änderte sich indes die Situation, was in den britischen Kolonien anfangs durchaus begeistert begrüßt wurde. Pitt stritt für eine neue Sicht des Empires, das nicht mehr vom europäischen Kontinent, sondern global, von der Seeherrschaft her gedacht werden sollte.⁵ Gleichzeitig ideologisierte Pitt den laufenden Krieg in eine manichäische, apokalyptisch anmutende Auseinandersetzung zwischen dem guten, weil protestantischen und freiheitlichen Großbritannien und dem bösen, da absolutistisch-despotischen, katholischen Frankreich. Protestantismus und die Rechte freier Engländer standen im Zentrum des weltanschaulichen Konflikts zwischen Briten beiderseits des

Empires of the Atlantic World: Britain and Spain in America, 1492–1830 (New Haven: Yale University Press, 2007) und Stephen Conway, *A Short History of the American Revolutionary War* (London: I.B. Tauris, 2013).

- 3 Vgl. Eliga J. Gould, *The Persistence of Empire: British Political Culture in the Age of the American Revolution* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2000); Peter Wende, *Das britische Empire: Geschichte eines Weltreiches* (München: C. H. Beck, 2008).
- 4 Siehe dazu u. a. Michael Hochgeschwender, *Die Amerikanische Revolution: Geburt einer Nation, 1763–1815* (München: C. H. Beck, 2016), 24–74 sowie speziell zum Schmuggel Peter Andreas, *Smuggler Nation: How Illicit Trade Made America* (New York: Oxford University Press, 2013).
- 5 Dick Leonard, *Eighteenth-Century British Premiers: From Walpole to the Younger Pitt* (London: Palgrave Macmillan, 2011), 133–134.

Atlantiks und Frankreich um die rechte Auslegung der Aufklärungstradition. In diesem Zusammenhang lernten die amerikanischen Kolonisten das Denken in globalstrategischen und umfassend weltanschaulichen Kategorien. Beides konnten sie, nachdem der Konflikt mit dem Mutterland sich zwischen 1765 und 1773 immer mehr zugespitzt hatte, im Rahmen des Unabhängigkeitskriegs dann gezielt für ihre eigenen Interessen einsetzen. Dazu gehörte schließlich auch das Bündnis mit den an sich ungeliebten Bourbonenmächten Frankreich und Spanien. In dieser Allianz lag eine gewisse Logik, denn gerade in Frankreich existierte eine Gruppe von revanchistischen Politikern und Höflingen, die eine Revision des demütigenden Friedens von 1763 anstrebte. Allein diese amerikanisch-bourbonische Verbindung, der erst indirekt und dann direkt auch die Niederlande beitraten, sorgte bereits vor der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 dafür, dass die amerikanischen Kolonien frühzeitig in einen Konflikt involviert waren, der infolge des bourbonisch-britischen Gegensatzes globale Züge annahm. Für die amerikanischen Revolutionäre waren mithin Schlachten in Indien oder Seegefechte zwischen der britischen und französischen Marine vor den Küsten Afrikas und im Mittelmeer kaum weniger bedeutsam als der Krieg auf dem eigenen Territorium. Aus der Perspektive der Geschichte der internationalen Beziehungen ist es allerdings wichtiger, festzuhalten, dass die USA nicht aus einer rein peripheren Situation heraus handelten, sondern mit Beginn ihrer Existenz in einen globalen Rahmen eingebunden waren. Die Vorstellung, die Amerikanische Revolution habe gewissermaßen weit hinten in der Walachei stattgefunden und habe die europäische Mächtepolitik kaum berührt, ist demnach unmittelbar von der Hand zu weisen.⁶ Dies erleichterte, ungeachtet des Konflikts mit der Führungsmacht Großbritannien, die Aufnahme der USA in das von Europa dominierte diplomatische und machtpolitische Gefüge der Epoche ebenso wie ihren späteren Aufstieg zur Weltmacht erheblich.

Zum anderen stellte die Amerikanische Revolution weder ideell noch faktisch für das europäische Mächtesystem eine besondere Herausforderung dar. Etwas zugespitzt: Die Amerikanische Revolution wurde als nicht besonders revolutionär wahrgenommen, ja im 19. Jahrhundert galt sie geradezu als konservative Revolution. Selbst die Bannerträger des europäischen antirevolutionären Legitimus, Metternich und Gentz, blickten mit einer gewissen Sympathie auf die andere Seite des Atlantischen Ozeans. Die Amerikanische Revolution galt weniger als Revolution, denn als Versuch einer geordneten, regelgeleiteten, aufgeklärten Erneuerung des politischen Systems, ohne verheerende Neuausrichtung der sozioökonomischen Ordnung. Insofern stellte die Amerikanische Revolution im 19. Jahrhundert gewissermaßen die im Vergleich zu Frankreich in den

6 Vgl. dazu Michael Hochgeschwender, „Die USA: Ein Imperium im Widerspruch,“ in *Zeithistorische Forschungen* 3/1 (2006): 55–76.

Augen von Konservativen und Rechtsliberalen bessere Revolution dar.⁷ Umgekehrt entwickelten die USA ein je nach politischen Lagern sehr unterschiedlich ausfallende, in hohem Maße ambivalentes Verhältnis zur Französischen Revolution, die vom konservativen politischen Spektrum in Nordamerika lange schlicht abgelehnt wurde. Allerdings darf nicht vergessen werden, wie sehr dies erst in Kenntnis der Exzesse der Französischen Revolution oder der Gewaltausbrüche der Sklavenrevolte auf Haiti zum Tragen kam.⁸ Den amerikanischen Revolutionären ging es im Kern zuvörderst um die partikularen Rechte freier Engländer, nicht um universalistische allgemeine Menschenrechte, wie sie die Franzosen in ihrer Revolution von Beginn an propagierten. An einen Export amerikanischer revolutionärer Ideen war mithin nur in Ausnahmefällen zu denken, etwa bei französischen Kleinadeligen, die sich enthusiastisch in den Dienst der Revolution gestellt hatten, oder in den spanischen Kolonien – also ausgerechnet bei den Verbündeten der USA –, während die Strahlkraft der amerikanischen Ideen in den 1770er und 1780er Jahren bereits bei den Frankokanadiern und bei gefangenen hessischen Soldaten auf deutliche Grenzen stieß.⁹

Aber nicht allein die mangelnde Universalität der revolutionären Weltanschauung und das Fehlen genozidaler Praktiken gegenüber den weißen Gegnern, sondern in erster Linie die perzipierte Schwäche der nachrevolutionären Republik erleichterte die Integration der USA in das diplomatische System des globalisierten Alteuropa. An den Höfen der europäischen Monarchen war man sich ebenso wenig wie in den USA sicher, ob und wie lange das nordamerikanische Experiment funktionieren würde. Eine territorial ausgedehnte Republik erschien gewagt bis unmöglich. Republiken, so eine auch in Nordamerika weit verbreitete Auffassung, konnten nur überleben, wenn sie klein waren, polisartig wie die oberitalienischen und oberdeutschen Städte oder doch zumindest überschaubar wie die Kantone der Schweizer Eidgenossenschaft. Nur solche

7 Zum Kontext vgl. Gwenda Morgan, *The Debate on the American Revolution* (Manchester: Manchester University Press, 2007) und Alana Gibson, *Understanding the Founding: the Crucial Questions* (Lawrence: University Press of Kansas, 2010) sowie Simon P. Newman, *Europe's American Revolution* (New York: Palgrave Macmillan, 2006).

8 Die Haitianische Revolution wurde vor allem im sklavenhaltenden Süden der USA mit höchster Besorgnis und zum Teil fanatischer Ablehnung beobachtet. Eine diplomatische Anerkennung der von Schwarzen regierten Republik kam nicht in Frage. Selbst der Name Haiti war in den USA bis 1862 mit dem Anathema belegt. Man redete konsequent nur von der Insel Santo Domingo, vgl. Stefan Rinke, *Revolutionen in Lateinamerika: Wege in die Unabhängigkeit, 1760–1830* (München: C. H. Beck, 2010), 69–116.

9 Optimistischer mit Blick auf die Frankokanadier ist Mark A. Anderson, *The Battle for the Fourteenth Colony: America's War of Liberation in Canada, 1774–1776* (Hanover: University Press of New England, 2013), 57–70. Zu den Hessen vgl. Rodney Atwood, *The Hessians: Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution* (Cambridge: Cambridge University Press, 2002).

Territorien vermochten gemäß dieser Vorstellungswelt jene Bürgertugend zu generieren, von der das Überleben eines republikanischen Staatswesens faktisch abhing. Flächenstaaten aber liefen a priori Gefahr, aus ihrer eigenen zentralistischen Dynamik heraus, nahezu automatisch Monarchien oder Despotien auszubilden. Interessanterweise versuchten die USA allerdings gleichzeitig beide Wege zu gehen, den der Kleinstaaterie unter den *Articles of Confederation* und der gemischten Verfassung von 1787 sowie den des imperialen Expansionismus auf kontinentaler Ebene mit der *Land Ordinance* und der *Northwestern Ordinance* der frühen 1780er Jahre. Diese regelten die Eingliederung neuer Gebiete in das kleinagrarische *Empire of Liberty*, das selbst dem Kritiker des Zentralstaates Thomas Jefferson vorschwebte.¹⁰ Schließlich schuf man mit dem Amt des Präsidenten nach den überwiegend schlechten Erfahrungen mit der dezentralen Herrschaftsstruktur zwischen 1776 und 1787 eine exekutive Autorität, die mehr Rechte und Prärogativen innehatte als der britische Monarch sie im 18. Jahrhundert jemals zu beanspruchen gewagt hätte.¹¹ Nun erst, ab 1789, wurde der mühsame und langwierige Weg in den auch transatlantisch bedeutsamen nationalen und kontinentalen Machtstaat konsequent beschritten. Neben diesen allgemeinen, eher staatstheoretischen Überlegungen hatte man im Europa der 1780er und 1790er Jahre nicht vergessen, wie wenig die Revolution überhaupt überlebensfähig gewesen wäre, hätten sich die Franzosen nicht derart massiv finanziell und militärisch sowie mit ihren indianischen Netzwerken engagiert.¹²

Aber so machtpolitisch peripher und vergleichsweise schwach wie die USA in den Jahrzehnten nach ihrer Gründung auf europäische Zeitgenossen wirken mochten, so interessant waren sie in ökonomischer Hinsicht. Zwischen 1720 und 1770 hatten die 13 Festlandskolonien einen eingangs des 18. Jahrhunderts von kaum jemandem für möglich gehaltenen wirtschaftlichen Aufschwung erfahren.¹³ Dabei war ihnen der *wise and salutary neglect* seitens des Mutterlands, also die Konzentration auf die Hannoveraner Interessen, ebenso entgegengekommen, wie der Fokus des Mutterlandes auf die Karibik. Ungeachtet der restriktiven Handelsbeschränkungen in den merkantilistisch angelegten *Navigation Acts*, die ausschließlich den Interessen des Zentrums dienen sollten, war es den

10 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 405–430.

11 Dazu ausführlich Eric Nelson, *The Royalist Revolution: Monarchy and the American Founding* (Cambridge: Belknap Press, 2014), 184–228.

12 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 288–296.

13 Alison G. Olson, „The Changing Socio-Economic and Strategic Importance of the Colonies in the Empire,“ in *A Companion to the American Revolution*, hrsg. von Jack P. Green und Jack R. Pole (Malden: Wiley-Blackwell, 2004), 19–28 sowie Edwin J. Perkins, „Socio-Economic Development of the Colonies,“ in *A Companion to the American Revolution*, hrsg. von Jack P. Green und Jack R. Pole (Malden: Wiley-Blackwell, 2004), 51–59.

höchst umtriebigen Bewohnern der nordamerikanischen Kolonien gelungen, sich ökonomisch gegenüber dem Mutterland nicht allein zu behaupten, sondern erst die karibischen Kolonien in der Wirtschaftsleistung zu überholen und dann allmählich auf das Mutterland aufzuschließen. Insbesondere die extrem niedrige Steuer- und Abgabenlast beförderte das Wirtschaftswachstum. Ein britischer Untertan in Virginia oder Connecticut zahlte im Schnitt nur 1/26 der Steuern eines Landsmannes in Großbritannien.¹⁴ Und dort, wo Steuern und Abgaben anfielen, wusste man sich zu helfen: Nordamerika war ein Paradies für Schmuggler. Die nahen französischen, spanischen und niederländischen Kolonien luden geradezu zum illegalen Handel ein. Vermutlich dürfte der Anteil des Schmuggels mit karibischer Rummelasse am BIP von Rhode Island annähernd 80% betragen haben. Aber selbst über den amerikanischen Kontinent hinaus waren die Nordamerikaner schon lange vor 1776 präsent. Ihre Handelsflotte stand derjenigen Großbritanniens kaum nach. Um 1779 belief sich der amerikanische Mittelmeerhandel bereits auf 707.000 £¹⁵, obwohl die Briten den militärischen Schutz amerikanischer Schiffe längst eingestellt hatten. Neben schmuggelnden Fernhändlern waren in erster Linie Walfänger aus Neuengland auf den Weltmeeren unterwegs. Die Amerikaner handelten mit Holz, Fisch und Getreide, aber überdies mit selbst fabrizierten Manufakturwaren. 1770 verfügten die Festlandskolonien über 40% der britischen Wirtschaftsleistung bei gerade einmal 4% der Steuerlast. Hier war ein Konflikt vorprogrammiert. Gleichzeitig erleichterte die ökonomische Position der Kolonien den späteren Einstieg der USA auf das internationale mächtropolitische Parkett, da viele Staaten nicht nur Europas ein Interesse am Handel mit den USA hatte, was automatisch die durch Handelsverträge bedingte diplomatische Anerkennung, wenngleich nicht unbedingt den Austausch von Gesandten, implizierte. Immerhin waren in aller Regel konsularische Beziehungen die Folge derartiger Abkommen.

Ein weiterer Faktor, der die internationale Integration der jungen Republik begünstigte, sollte nicht komplett ausgeblendet werden, nämlich die transatlantischen kulturellen Verflechtungen, in welche die USA einbettet waren. Man denke nur an eine Person höchsten internationalen Renommées wie Benjamin Franklin, dessen Werke in Nordamerika, Großbritannien, Frankreich sowie dem Heiligen Römischen Reich gelesen wurde und der Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien war. Auch Thomas Jefferson und Thomas Paine erfreuten sich hohen Ansehens zumindest in bestimmten Teilen des gebildeten Publikums in Europa. Alle drei standen indes nicht nur als Personen im Blickpunkt. Sie hatten Anteil an einer kulturellen Struktur, die man

14 Wende, *Empire*, 108.

15 Luella J. Hall, *The United States and Marocco, 1776–1951* (Metuchen: Scarecrow, 1971), 44–45.

als transatlantischen Whig-Diskurs bezeichnen kann.¹⁶ Diese Öffentlichkeit bildete über ihre Briefkultur, ihre Magazine, ihre Bücher und ihre vielfältigen persönlichen Kontakte ein Netzwerk, das an Umfang und Einfluss seinesgleichen suchte. Die Angehörigen der Whig-Kultur teilten einen bestimmten Geschmack, politische Werthaltungen und Ideen, Formen von Anstand, Takt, Humor und Wissen, kurz: Sie schufen einen Ordnungsrahmen, eine kulturelle Struktur, die auf beiden Seiten des Atlantiks nicht zuletzt unter dem Stichwort der Aufklärung geteilt wurde, was gegenseitiges Verstehen erleichterte. Gerade in diplomatischen Belangen konnte dieses Verständnis hilfreich sein. Auf dieser Ebene standen die Amerikaner weder an der Peripherie oder gar Draußen; sie waren nicht die exotisch Anderen, sondern ein integraler Bestandteil der diskursiven und personalen Struktur. Diese Intimität wurde durch die von den kolonialen, oligarchischen Oberklassen, insbesondere im Süden und von den Feudalherren am Hudson River geübte Praxis der aristokratischen *Grand Tour* durch die Zentren Europas noch einmal intensiviert. Einzig die Oberklasse des isolierten Massachusetts hatte an dieser Form gegenseitigen Kennenlernens keinen Anteil.

Vor diesem komplexen, von wechselseitiger Durchdringung jenseits der reinen Unterscheidung von Zentrum und Peripherie charakterisierten strukturellen Hintergrund wird verständlich, wie und warum sich die USA inmitten der Revolution so vergleichsweise rasch in das europäische und globale internationale System integrierten. Realpolitischer Ausgangspunkt für diesen Prozess war allerdings die konkrete politisch-militärische Situation des Jahres 1775. Zu Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hatten sich Großbritannien und Frankreich unter der Hand, in einem Akt legitimistischer Solidarität, gegenseitig versichert, die laufende Rebellion nicht für eigene Ziele auszuschlachten. In erster Linie betraf dies Frankreich, das seit 1763 Revanchegelüste gegenüber den Briten hegte.¹⁷ Am Hofe König Ludwig XVI. bildete sich denn auch rasch eine revanchistische Partei um den Außenminister Vergennes, die ungeachtet des *Gentlemen's Agreement* mit London den amerikanischen Rebellen Avancen machte. Freilich fand sich bald eine schlagkräftige Opposition um den Finanzminister Necker und andere Etatexperten, denen nur zu bewusst war, wie miserabel die finanzielle Situation Frankreichs war. Umgekehrt hatten die Amerikaner ein großes Interesse an französischer Hilfe, da ihre Eigenmittel schlicht nicht ausreichten, sich auf Dauer mit der führenden Weltmacht anzulegen. Obendrein konnten die Franzosen ihnen Zugang zu den indianischen Netzwerken der noch auf dem nordamerikanischen Kontinent operierenden *coureurs de bois* verschaffen. In Anbetracht der Tatsache, dass die Mehrheit der indianischen Stammeskoalitionen Seite an Seite mit der britischen Krone kämpfte, konnte diese Unterstützung,

16 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 75–99.

17 Latané und Wainhouse, *Foreign Policy*, 1–28; Horsman, *Diplomacy*, 18–27.

die theoretisch bis zu den Sioux im Westen reichte, nur hilfreich sein. Angesichts der Probleme der Rebellen machte es Sinn, internationale Kontakte, allen voran zu den Bourbonenmächten Frankreich und Spanien sowie zu den finanzstarken Niederlanden aufzubauen. Es war dann der zweite Kontinentalkongress, der im Herbst 1775, das heißt deutlich vor dem Entschluss zur Unabhängigkeit, die Initiative ergriff. Das *Secret Committee of Correspondance* wurde eingerichtet, das aus fünf Mitgliedern, darunter Benjamin Franklin und John Jay, bestand und primär zwei Ziele verfolgte. Eines war der am Ende gescheiterte Angriff auf Québec, das andere, deutlich erfolgreicher, die Kontaktaufnahme mit Frankreich. Die anfangs sehr diskrete Annäherung zwischen Franzosen und Amerikanern entbehrte indes nicht einer pikanten Note, kämpften die amerikanischen Rebellen doch offiziell für die traditionellen Rechte freier, protestantischer Engländer gegen die Machtanmaßung des imperialen Westminsterparlaments und dies ausgerechnet mit Hilfe des katholisch-absolutistischen Frankreichs. Mehr noch: Kaum etwas hatte die Amerikaner während des Siebenjährigen Krieges ab 1757 derart begeistert, wie Sir William Pitts patriotische Appelle an das Überlegenheitsgefühl protestantischer Briten gegenüber dem katholischen Rivalen auf dem Kontinent. Und nun suchte man die Nähe zu dem vorgeblichen Despoten in Paris. Als diese Verbindung 1776 ruchbar wurde, verloren die amerikanischen Whigrebellen schlagartig die Sympathie vieler ihrer Freunde in England, Schottland und Irland.¹⁸ Selbst in Nordamerika war der Schritt mehr als umstritten. Die antispanische und antikatholische Schwarze Legende erfreute sich in ganz Nordamerika außerhalb Québecks größter Beliebtheit¹⁹ und der *Québec Act* von 1774 mit seiner Einrichtung einer ordentlichen katholischen Hierarchie im ehemaligen Neufrankreich, war ein unmittelbarer Auslöser der Rebellion gewesen.²⁰ Schließlich darf der antikatholische Einfluss der ersten Erweckungsbewegung um 1740 in Nordamerika nicht unterschätzt werden. John Dickinson, ein quäkerischer Veteran der *Stamp Act*-Krise von 1765 opponierte heftig, John Galloway und möglicherweise auch Benedict Arnold wechselten wegen des informellen Bündnisses mit Frankreich zur Krone. Dessen ungeachtet wurde Silas Deane mit der geheimen Mission nach Paris beauftragt.

Unterdessen setzte sich am Hof Ludwig XVI. allmählich die revanchistische Partei um Vergennes durch. Dem Außenminister gelang es in der Folge die zögerlichen Spanier ebenso ins Boot zu bekommen wie die Niederlande.

18 Vgl. die diversen Beiträge in Newman, *Europe's American Revolution*.

19 Siehe dazu Philip Wayne Powell, *Tree of Hate: Propaganda and Prejudices Affecting United States Relations with the Hispanic World* (Albuquerque: University of New Mexico Press, 2008), 93–130.

20 Patrick Griffin, *America's Revolution* (New York: Oxford University Press, 2013),

Während die Franzosen bereits im Herbst und Winter über geheime Kanäle, die der Dichter Beaumarchais in Spanien aufgebaut hatte, erste Geld- und Waffenlieferungen nach Nordamerika versandten und dort die indianischen Netzwerke der verbliebenen *coureurs de bois* aktivierten, was die Indianerkriegführung zusätzlich anheizte, forderten die Bourbonen und die Niederlande ein deutliches Zeichen ihrer ernstesten Absichten von den Amerikanern. An dieser Stelle verbanden sich nun die kontroversen Debatten über eine mögliche Unabhängigkeit der 13 Kolonien vom Mutterland mit dem Bestreben des 2. Kontinentalkongresses, Hilfe von den europäischen Mächten zu generieren. Die französische Hilfe kam genau zu dem Zeitpunkt, als die Mehrheit der Whigrebellen begann, sich zu radikalisieren. Zum einen hatte die Erklärung Georg III., die *Royal Navy* gegen die aufrührerischen Kolonien einzusetzen,²¹ den Schwerpunkt der Kritik vom Westminsterparlament auf den König verschoben, ein Aspekt der durch die freilich allzu lange überschätzte Polemik von Thomas Paine gegen den Monarchen in *Common Sense*²² noch verschärft wurde. Zum anderen hatte der Angriff der Kontinentalarmee auf Québec, das sich gar nicht im Zustand der Rebellion befand, einen militärischen *point of no return* angezeigt. Die Rebellen verteidigten nun nicht mehr nur ihre Ideale, Interessen und ihre Heimat, sondern sie griffen auf andere britische Territorien über und versuchten mithin, ihre Revolution expansiv zu exportieren. Diese neue Situation gab dem Kontinentalkongress nun die Gelegenheit, den potentiellen europäischen Alliierten die Ernsthaftigkeit des amerikanischen Konfliktes mit Großbritannien zu demonstrieren. In einem ersten Schritt wurden im April 1776 sämtliche *Navigation Acts* außer Kraft gesetzt und die nordamerikanischen Häfen dem internationalen Handel geöffnet. Der folgerichtige zweite Schritt kam dann im Juli 1776, nämlich die Unabhängigkeitserklärung, die in britischen Augen nichts anderes sein konnte, als ein Akt des Hochverrats. Von nun an gab es für die Rebellen keinen Weg zurück. Für Frankreich und später für Spanien und die Niederlande war dies ein klares, unzweideutiges Signal, substantielle Hilfen einzuleiten. Insbesondere Frankreich und die Niederlande wurden zu den zentralen Finanziers des Unabhängigkeitskrieges, ohne die ein ökonomisches Überleben der eben erst gegründeten USA kaum vorstellbar gewesen wäre. Dabei waren die Franzosen konsistenter und zuverlässiger, da sie bis 1781 den USA regelmäßig selbst dann zur Seite standen, wenn

21 Vgl. z. B. Conway, *American Revolutionary War*, 31–56.

22 Vgl. Trish Loughran, *The Republic in Print: Print Culture in the Age of U.S. Nation Building, 1770–1870* (New York: Columbia University Press, 2007), 33–104, die mit äußerst überzeugenden buchwissenschaftlichen Argumenten belegt, dass Paines Polemik gar nicht so weit verbreitet gewesen sein kann wie bislang angenommen wurde. Leider hat ihre Studie von historischer Seite noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit gefunden.

weder unmittelbare Erfolge noch gar eine Rückzahlung von Krediten in Aussicht standen, was für die Niederländer nie in Frage kam. Der Hof in Versailles ging sogar einen Schritt weiter. Am 6. Februar 1778 kam es zum Abschluss eines formellen Allianzvertrags, der den Einsatz der französischen Flotte und regulärer französischer Soldaten in Nordamerika und der Karibik ermöglichte. Großbritannien reagierte augenblicklich mit der Kriegserklärung an Frankreich, womit der regional begrenzte Unabhängigkeitskrieg zum Weltkrieg mutierte.

Mit dem Allianzvertrag hatte Frankreich als eine der beiden europäischen Hegemonialmächte die USA diplomatisch anerkannt. Zwar blieb die französisch-amerikanische Allianz fragil, man agierte interessengeleitet und misstraute sich gegenseitig. Vor allem unterstellten die Amerikaner den Franzosen immer wieder Vorsicht bis zur Feigheit, wenn es beispielsweise um den Einsatz der Flotte ging. Aber dennoch zahlte sich die Allianz in erster Linie für die USA aus. Im Vorfeld der entscheidenden Landschlacht zwischen Franzosen und Amerikanern einerseits und den Briten mit ihren deutschen Hilfstruppen andererseits bei Yorktown war den Franzosen ein wichtiger Erfolg gelungen. Zum ersten und einzigen Mal zwischen 1690 und 1815 siegte eine französische über eine britische Flotte (im Grunde handelte es sich lediglich um ein Unentschieden, das für die Briten jedoch faktisch in eine Niederlage mündete) bei Virginia Capes, was den Sieg von Yorktown überhaupt erst ermöglichte. Ohne große Übertreibung kann man festhalten, dass ohne die Unterstützung durch die Bourbonenmächte die amerikanische Unabhängigkeit kaum hätte vollzogen werden können. Dies hinderte die Amerikaner indes nicht daran, sofort nach Ende der Kampfhandlungen im Verlauf der Pariser Friedensverhandlungen zu einer Politik des *sacro egoismo* überzugehen.²³ Obwohl man den Franzosen und Spaniern zugesichert hatte, keine Separatverhandlungen mit den Briten aufzunehmen, nutzten die Amerikaner zum einen die internen Spannungen in der britischen Delegation und zum anderen die britischen Siege über die Franzosen und Spanier 1782 aus, um nach einem sehr großzügigen Angebot der Briten aus der Allianz mit den Bourbonen kurzerhand auszuschneiden und einen eigenen Präliminarfrieden abzuschließen. Mithin stimmten die Briten der amerikanischen Unabhängigkeit überraschend relativ schnell zu, um gleichzeitig die USA aus der Allianz mit den Bourbonen zu lösen.

Damit waren die USA völkerrechtlich auch von ihrem wichtigsten Gegner anerkannt und kurz darauf kam ein Austausch von Botschaftern zwischen den USA und Großbritannien zustande. Dies bedeutete gleichwohl kein Ende des Konflikts mit London. Bis 1815 fuhren die Briten einen Kurs der permanenten Nadelstiche gegen die USA, indem sie unter anderem die Shawnee-Konföderation in ihrem Kampf gegen die Amerikaner unterstützten, weiterhin

23 Hochgeschwender, *Amerikanische Revolution*, 260–265.

völkerrechtswidrig kleine Festungen auf amerikanischem Boden unterhielten und immer wieder amerikanische Soldaten von fremden Schiffen entführten und in den Dienst in der *Royal Navy* zwangen, das sogenannte *Impressment*. Die Vielzahl dieser Konflikte im Verbund mit einem im wachsenden Maße expansionistischen Nationalismus der nachwachsenden Politikergeneration führte schließlich in den Krieg von 1812.²⁴ Frankreich hingegen profitierte von der Kriegsallianz mit den USA kaum bis gar nicht. Letztlich war die Französische Revolution in mancher Hinsicht das finanzpolitische Ergebnis der übermäßigen Anstrengungen des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs, ganz wie Necker es vorhergesehen hatte. Aber selbst nach der Revolution von 1789 blieben die USA aus französischer Sicht ein notorisch unzuverlässiger Partner. Weder in den Revolutionskriegen noch während der napoleonischen Kriege unterstützten die USA die revolutionäre Schwesternation, die vor allem von den Parteilägern Thomas Jeffersons in den *Democratic-Republican Clubs* mit ebenso viel Pathos gefeiert wurde, wie sie von den antirevolutionären *Federalists* gefürchtet und gehasst wurde. Unter dem föderalistischen Präsidenten John Adams kam es 1798–1800 sogar zum „Quasi Krieg“, in dessen Verlauf amerikanische und französische Schiffe sich wiederholt Scharmützel lieferten.²⁵ Selbst Jefferson legte als Präsident keinen großen Wert darauf, Frankreich aktive Solidarität zu zeigen, sondern wahrte bestenfalls freundliche Neutralität, um gleichzeitig die Kontinentalsperre zu unterlaufen. Immerhin reichte diese Position aus, um 1803, nach dem Scheitern von Napoleons karibischen Plänen auf Saint Domingue, dem heutigen Haiti, das Territorium Louisiana westlich des Mississippi günstig zu erwerben.²⁶

Aber all dies belegt, wie erkennbar schnell die USA nach der Anerkennung durch Frankreich, der sich Spanien angeschlossen hatte, und Großbritannien in das europäische Mächtesystem eingebunden waren. Von echter Isolation konnte demnach zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Bereits vor dem Friedensvertrag, aber nach der Schlacht von Yorktown, hatten die Niederlande 1782 die USA diplomatisch anerkannt, 1783 schloss sich das in Personalunion mit Großbritannien regierte Kurfürstentum Hannover selbstverständlich der britischen Anerkennung an, ebenso das Königreich Schweden, 1791 folgte das Königreich Portugal, 1792 Dänemark, 1794 das reformorientierte Großherzogtum Toskana und 1796 das Königreich beider Sizilien. Allen diesen Verträgen gingen aktive Ersuchen der amerikanischen Konföderation voraus, die darauf drängte, als gleichberechtigter

24 Donald R. Hickey, *The War of 1812: A Forgotten Conflict* (Urbana: University of Illinois Press, 2012).

25 Gordon S. Wood, *Empire of Liberty: A History of the Early Republic, 1789–1815* (New York: Oxford University Press, 2009), 176–187 et passim.

26 Horsman, *Diplomacy*, 48–56.

Handelspartner akzeptiert zu werden.²⁷ Zwei Großmächte verweigerten jedoch vorerst aus politischen Gründen diesen Akt, das Zarenreich und die österreichischen Erblande. Im russischen Falle war die vorerst ablehnende Haltung insofern nur schwer nachvollziehbar, als Zarin Katharina II. sich 1775 dem britischen Ansinnen verweigert hatte, 30.000 Kosaken zur Niederschlagung des amerikanischen Aufstandes nach Nordamerika zu entsenden, vermutlich aus Sorge um ihr Ansehen bei den aufgeklärten Denkern Westeuropas. Aber schon 1780 verweigerte der Hof in St. Petersburg dem amerikanischen Gesandten Francis Dana ebenso den Empfang wie 15 Jahre später. Dana lebte daraufhin als Privatmann und inoffizieller Vertreter der USA im Zarenreich.²⁸ Die Gründe für diesen Schritt liegen im Dunkeln. Offenbar befürchtete die zarische Regierung, eine Akzeptanz der Loslösung der britischen Kolonien vom Mutterland könnte Rückwirkungen auf die eigenen Territorien haben. Erst 1803, nach dem Quasi-Krieg der USA mit Frankreich und als erkennbar wurde, dass auch Präsident Jefferson keine Allianz mit Frankreich anstrebte, kam es zur diplomatischen Anerkennung der USA durch das Zarenreich. Danach entwickelte sich eine recht gute, fast freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden späteren Kontrahenten des Ost-West-Konflikts, ungeachtet der hochgradig differenten politischen Systeme. Während des Krimkrieges und des Amerikanischen Bürgerkrieges kooperierten das Zarenreich und die USA unter antibritischen Vorzeichen, 1867 verkaufte Russland Alaska zu außerordentlich günstigen Bedingungen an den nordamerikanischen Freistaat. Erst als in den 1880er Jahren die Nachrichten über antisemitische Pogrome die USA erreichten, kühlten sich die beiderseitigen Beziehungen spürbar ab.

Die österreichische Führung dürfte noch weitaus mehr als der Zarenhof von dem Gedanken bedrückt worden sein, die USA könnten als Präzedenzfall für separatistische Strömungen dienen. Noch vor der französisch-amerikanischen Allianz lehnte es der Wiener Hof 1777 ab, eine amerikanische Gesandtschaft zu empfangen. Allerdings schloss man sich mit Preußen, Dänemark, Schweden und dem Königreich beider Sizilien zusammen, um den freien Handel mit Nordamerika gegen die britische Blockadepolitik zu gewährleisten, womit Österreich immerhin indirekt die Existenz der USA hinnahm.²⁹ Es dauerte bis ins Jahr 1797, ehe Österreich dann doch, unter der antifranzösischen Politik von John Adams die diplomatische Anerkennung aussprach, um sie dann trotzdem bis 1838 auf das konsularische Niveau zu beschränken. Einzig in Triest saß ein

27 Vgl. dazu Hermann Wellenreuther, *Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation: Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783–1796* (Münster: LIT, 2016), 303–315.

28 Vgl. Max M. Laserson, *The American Impact on Russia, 1784–1917* (New York: Collier Books, 1962), 57–70.

29 Herring, *From Colony*, 23.

amerikanischer Konsul, der vor allem für die beiderseitigen Handelsbeziehungen zuständig war. Damit folgte Österreich dem Beispiel einiger anderer Mächte, die sich gleichfalls darauf beschränkten, die USA auf der Ebene von konsularischen Handelsbeziehungen und Handelsverträgen, aber ohne Botschafteraustausch anzuerkennen. In Anbetracht der Kosten einer regulären ständigen Gesandtschaft lag dies im beiderseitigen Interesse. So hatte 1785 das Königreich Preußen einen Handelsvertrag abgeschlossen. Bereits 1784 war das chinesische Kaiserreich vorgeprescht, allerdings auf eine recht eigentümliche Weise. China hatte ein amerikanisches Konsulat in Guangzhou zugelassen, ohne gleichwohl den Konsul als solchen diplomatisch anzuerkennen. Parallel dazu hatte ebenfalls 1784 der päpstliche Kirchenstaat über den Apostolischen Nuntius die USA de facto als Handelspartner anerkannt und ihnen die Erlaubnis erteilt, die Häfen des Patrimonium Petri für den Handel zu nutzen und in Ostia und Civitavecchia Konsuln zu stationieren.³⁰ Dies war erstaunlich, einmal wenn man an die konservativen Prinzipien vatikanischer Politik denkt, zum anderen aber auch wenn man sich den Antikatholizismus der US-Amerikaner vor Augen führt, der in der Revolution keineswegs verschwand. Die Kontakte zum Vatikan waren denn auch in der Folge nie ganz frei von ideologischen Problemen. Es blieb Ronald Reagan und Johannes Paul II. vorbehalten, in den 1980er Jahren, 200 Jahre nach der de facto-Anerkennung der USA durch den Heiligen Stuhl, den Austausch regulärer Botschafter zu vereinbaren.³¹

Das insgesamt pragmatische Vorgehen der Preußen, Chinesen und des Vatikans erleichterte, anders als die zu Beginn eher abwehrende Haltung Russlands und Österreichs, den Einstieg der USA auf das internationale Parkett. Vor allem erlaubte es, allmählich ein eigenes diplomatisches Corps einzurichten, das insbesondere auf konsularischem Niveau bereits eingangs des 19. Jahrhunderts recht breit aufgestellt war. Allerdings fehlte es bei den Konsuln und den Botschaftern noch über ein Jahrhundert lang an Professionalität. Im Unterschied zu den europäischen Mächten, bei denen vor allem nach dem Wiener Kongress die Diplomaten dank ihres ausgeprägten *esprit du corps* das auf Friedenserhalt ausgerichtete Rückgrat des Mächtesystems darstellten, kannten die USA keine Berufsdiplomaten. Die Konsularvertreter waren überwiegend Kaufleute, die vor Ort ansässig waren und über gute Kontakte verfügten. Die Botschafter wiederum rekrutierten sich aus dem parteipolitischen Umfeld des jeweiligen Präsidenten. Das hatte den Vorteil unbedingter Loyalität gegenüber der regierenden Administration, führte

30 Zu den Daten vgl. „A Guide to the United States History of Recognition since 1776 des Office of the Historian des State Department,“ Zugriff am 27. April 2017, <https://history.state.gov/countries>.

31 Vgl. Massimo Franco, *Parallel Empires: The Vatican and the United States: Two Centuries of Alliance and Conflict* (New York: Doubleday, 2008).

aber gelegentlich dazu, dass die amerikanischen Diplomaten, wie in Ostende 1854, wo drei Botschafter die Annexion Kubas durch die USA verlangten, die Probleme der US-Innenpolitik auf europäischem Boden einfach weitertrieben.

Einen Sonderfall in der Geschichte der diplomatischen Anerkennung der amerikanischen Republik bildete der Mittelmeerraum, allen voran das nördliche Afrika.³² Es wurde bereits auf das vergleichsweise umfängliche Handelsvolumen zwischen den USA und dem Mittelmeerraum hingewiesen. Dieser Handel litt allerdings unter einem gravierenden praktischen Problem. Seit dem ausgehenden Mittelalter hatten sich einige der formell unter der Oberhoheit des Osmanischen Reiches stehenden nordafrikanischen Emirate darauf spezialisiert, den internationalen Seehandel durch Kaperfahrten zu stören. Die Seeräuberei der Berber- oder Barbareskenstaaten war höchst einträglich, da neben Sachgütern auch Sklaven umgesetzt wurden. Nur wer Tribute an die Emirate bezahlte, kam halbwegs ungeschoren davon. Da den USA nach der Unabhängigkeitserklärung der Schutz durch die britische Flagge fehlte, mussten sie bis 1815 Tribute in Höhe von 10 Prozent ihres Staatshaushaltes entrichten. Selbst der Krieg gegen Tripolitanien und Algier 1801 bis 1805, die erste militärische Überseeaktion der amerikanischen Flotte und des *United States Marine Corps*, brachten nur vorübergehende Entlastung. Einzig Marokko bildete, zumindest zeitweise, eine Ausnahme. Dort hatte Sultan Mohammed I. (1757–1790) Mitte der 1770er Jahre eine Art internationaler Charmeoffensive initiiert, mit deren Hilfe er sein gar zu sehr von der Piraterie abhängiges, rückständiges Land modernisieren und ihm neue wirtschaftliche Impulse geben wollte. In diesem Zusammenhang hatten sich die marokkanischen Gesandten in Paris im Herbst 1777 an den Hof in Versailles gewandt, um auf diese Weise den USA ein Angebot zukommen zu lassen. Marokko erklärte sich bereit, die USA de facto durch einen Handelsvertrag mit Meistbegünstigungsklausel anzuerkennen. Gleichzeitig aber beharrte der Sultan, der unter dem Druck einflussreicher Piraten- und Söldnerkreise stand, darauf, dass die USA weiterhin Tribute entrichteten, was sie bis 1785 taten. Die amerikanischen Vertreter stimmten zu, weswegen Marokko unter sämtlichen Staaten der Erde der erste war, der die USA diplomatisch anerkannte.

Insgesamt hatte es keiner zehn Jahre bedurft, um die Vereinigten Staaten von Amerika in das globale Mächtesystem zu integrieren. Die junge Republik war diplomatisch anerkannt worden, sie verfügte über bedeutende, weltweite Handelsbeziehungen bis hin nach China und Indien, amerikanische Schiffe kreuzten im Mittelmeer, dem Pazifik und dem Atlantik, zu Beginn des 19. Jahrhunderts tauchten die ersten amerikanischen Soldaten in Übersee auf. Neben dem Friedenvertrag von Paris wurden in den 1790er Jahren umfangreiche Vertragswerke zur Grenzregulierung mit Großbritannien und Spanien abgeschlossen. Offenbar

32 Vgl. Hall, *Marocco*, 39–47.

hatte keine der beteiligten Monarchien sonderliche Mühe im Umgang mit dem republikanischen Staatswesen. Umgekehrt kannten die USA wenig Berührungsängste mit den Kaisern und Königen Europas, obschon man großen Wert auf die Andersartigkeit des eigenen, allen anderen als Vorbild empfohlenen Regierungssystems legte. Ungeachtet aller weltanschaulichen Überlegenheitsgefühle herrschte gleichwohl auf Seiten der Amerikaner der Primat ökonomischer Interesse vor. Man wollte möglichst umfassend und ungestört weltweit Handel treiben. Nur in einem Punkt blieben die USA eigen: Sie verweigerten sich, trotz der Allianz von 1778, dem europäischen, bellizistischen Mächtehandeln, selbst als mit Frankreich eine gefeierte Schwesterrepublik auf dem Plan erschien. Das wies freilich nicht notwendig auf eine besondere Friedfertigkeit der Republik hin. Die Amerikaner führten auf dem eigenen Kontinent sehr wohl Kriege, gegen die Indianerstämme des Westens etwa, gegen Großbritannien und später, 1846 bis 1848, einen unprovokierten Angriffskrieg gegen Mexiko. Auf diese Weise nutzten die USA ihre geostrategische Position am Rand des internationalen Systems aus, um die eigenen Interessen voranzutreiben.

Bibliografie

- Anderson, Mark A. *The Battle for the Fourteenth Colony: America's War of Liberation in Canada, 1774–1776*. Hanover: University Press of New England, 2013.
- Andreas, Peter. *Smuggler Nation: How Illicit Trade Made America*. New York: Oxford University Press, 2013.
- Atwood, Rodney. *The Hessians: Mercenaries from Hessen-Kassel in the American Revolution*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Conway, Stephen. *A Short History of the American Revolutionary War*. London: I. B. Tauris, 2013.
- Leonard, Dick. *Eighteenth-Century British Premiers: From Walpole to the Younger Pitt*. London: Palgrave Macmillan, 2011.
- Elliott, John H. *Empires of the Atlantic World: Britain and Spain in America, 1492–1830*. New Haven: Yale University Press, 2007.
- Franco, Massimo. *Parallel Empires: The Vatican and the United States: Two Centuries of Alliance and Conflict*. New York: Doubleday, 2008.
- Gibson, Alana. *Understanding the Founding: the Crucial Questions*. Lawrence: University Press of Kansas, 2010.
- Gould, Eliga J. *The Persistence of Empire: British Political Culture in the Age of the American Revolution*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2000.
- Griffin, Patrick. *America's Revolution*. New York: Oxford University Press, 2013.
- Hall, Luella J. *The United States and Marocco, 1776–1951*. Metuchen: Scarecrow, 1971.

- Herring, George C. *From Colony to Superpower: U.S. Foreign Relations since 1776*. New York: Oxford University Press, 2008.
- Hickey, Donald R. *The War of 1812: A Forgotten Conflict*. Urbana: University of Illinois Press, 2012.
- Horsman, Reginald. *The Diplomacy of the New Republic, 1776–1815*. Arlington Heights: Harlan Davidson, 1985.
- Hochgeschwender, Michael. „Die USA: Ein Imperium im Widerspruch.“ *Zeithistorische Forschungen* 3/1 (2006): 55–76.
- Hochgeschwender, Michael. *Die Amerikanische Revolution: Geburt einer Nation, 1763–1815*. München: C. H. Beck, 2016.
- LaFeber, Walter. *The American Age: U.S. Foreign Policy at Home and Abroad*. New York: W.W. Norton, 1994.
- Laserson, Max M. *The American Impact on Russia, 1784–1917*. New York: Collier Books, 1962.
- Latané, John H. und David W. Wainhouse. *A History of American Foreign Policy*. New York: Odyssey Press, 1940.
- Loughran, Trish. *The Republic in Print: Print Culture in the Age of U.S. Nation Building, 1770–1870*. New York: Columbia University Press, 2007.
- Marshall, Peter J. *The Making and Unmaking of Empires: Britain, India, and America, c. 1750–1783*. New York: Oxford University Press, 2007.
- Morgan, Gwenda. *The Debate on the American Revolution*. Manchester: Manchester University Press, 2007.
- Nelson, Eric. *The Royalist Revolution: Monarchy and the American Founding*. Cambridge: Belknap Press, 2014.
- Newman, Simon P. *Europe’s American Revolution*. New York: Palgrave Macmillan, 2006.
- Office of the Historian of the State Department. „A Guide to the United States History of Recognition since 1776.“ Zugriff am 27. April 2017. <https://history.state.gov/countries>.
- Olson, Alison G. „The Changing Socio-Economic and Strategic Importance of the Colonies in the Empire.“ In *A Companion to the American Revolution*, herausgegeben von Jack P. Green und Jack R. Pole, 19–28. Malden: Wiley-Blackwell, 2004.
- Perkins, Bradford. *The Cambridge History of American Foreign Relations, vol. I: The Creation of a Republican Empire, 1776–1865*. Cambridge: Cambridge University Press, 1993.
- Perkins, Edwin J. „Socio-Economic Development of the Colonies.“ In *A Companion to the American Revolution*, herausgegeben von Jack P. Green und Jack R. Pole, 51–59. Malden: Wiley-Blackwell, 2004.

- Powell, Philip Wayne. *Tree of Hate: Propaganda and Prejudices Affecting United States Relations with the Hispanic World*. Albuquerque: University of New Mexico Press, 2008.
- Rinke, Stefan, *Revolutionen in Lateinamerika: Wege in die Unabhängigkeit, 1760–1830*. München: C. H. Beck, 2010.
- Wellenreuther, Hermann. *Von der Konföderation zur Amerikanischen Nation: Der Amerikanischen Revolution zweiter Teil, 1783–1796*. Münster: LIT, 2016.
- Wende, Peter. *Das britische Empire: Geschichte eines Weltreiches*. München: C. H. Beck, 2008.
- Wood, Gordon S. *Empire of Liberty: A History of the Early Republic, 1789–1815*. New York: Oxford University Press, 2009.

Henner Kropp

Russland: Eine Großmacht auf drei Kontinenten und ihre Anerkennung als politischer Akteur in Europa im 18. Jahrhundert

Abstract Der Aufsatz bietet einen alternativen Blick auf den in Handbüchern archetypischen Statuswechsel Russlands, der die Aufnahme des Zarenreiches in den Kreis der europäischen Mächte beleuchtet. Hierbei soll berücksichtigt werden, dass Russland durch seine Expansionspolitik zeitgleich nach Europa hinein- (Nordische Kriege und Teilungen Polens) aber auch aus Europa hinauswuchs (Kolonisation Sibiriens und Alaskas). Inwiefern wurde eine religiöse oder soziale Andersartigkeit thematisiert oder die Tatsache angesprochen, dass das Territorium einer politisch und dynastisch zunehmend integrierten europäischen Macht gleichzeitig an Ostsee und Pazifik grenzte?

Die Frage, ob Russland primär ein europäisches, ein asiatisches oder ein eurasisches Imperium sei, liegt in mannigfaltigen Variationen sowohl der russischen Geschichte selbst, als auch der einschlägigen Historiographie zugrunde. Die binäre Frage kolonialer Zugehörigkeit scheint dabei gerade im Falle des frühneuzeitlichen Russischen Reiches paradox, trifft doch gerade die Überwindung derartiger Zuweisungen den Kern der hier skizzierten russischen historischen Entwicklung. Der vorliegende Beitrag folgt der gleichzeitigen Territorialexpansion des Russischen Reiches in Europa, Asien und Nordamerika im 18. Jahrhundert und dem damit einhergehenden Aufstieg zu einer Großmacht globalen Ranges. Russlands paralleles Vorgehen auf drei Kontinenten soll so in eine vergleichende Perspektive gerückt werden. Zudem soll der Frage nachgegangen werden, ob und wenn ja wie sich das gängige Narrativ der Ausrichtung Russlands nach Europa im 18. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Expansionen nach Asien und Amerika ergänzen lässt.

Russland und Europa in der Frühen Neuzeit

Im 18. Jahrhundert expandierte Russland auf der gesamten Breite seiner Westgrenze nach Europa hinein. Im Norden löste Russland seinen erbitterten Widersacher Schweden als Hegemonialmacht im Ostseeraum ab und brachte somit das wohlhabende Baltikum unter seine Kontrolle. Auch die Ostgebiete Polen-Litauens fielen durch die drei – oder je nach Lesart: vier – Teilungen Polens an Russland, das sich nun politische Grenzen mit den europäischen Großmächten Preußen und Österreich-Ungarn teilte.¹ Im Süden konnte Russland den Einfluss auf die Ukraine ausweiten und die Ergreifung des Kaukasus' und der Schwarzmeer-Region vorbereiten. Polyethnizität und Multikonfessionalität bestimmten dabei die restriktive russländische Politik in den Grenzregionen Osteuropas. Die daraus resultierenden Spannungen blieben – vor allem in Polen – der wichtigste Gegenstand russischer Imperialherrschaft in Europa. Die Konsolidierung russländischer Staatlichkeit im Westen erfüllte so zwei Funktionen: Der russische Einfluss bis nach Zentraleuropa hinein sollte zementiert und zudem die kooptierten Nationen nachhaltig befriedet und an die russische Krone gebunden werden.

Der geistige Vater dieser Entwicklung war Peter I., *der Große*. Sein inniger Wunsch nach einer politisch-kulturellen Zugehörigkeit Russlands zu Europa prägte nicht nur die russländische Außenpolitik, sondern auch innerrussische Identitätsdiskurse nachhaltig. Die Europäisierung – in Peters Verständnis gleichbedeutend einer Modernisierung – des Russischen Reiches beförderte im Verbund mit der skizzierten Westexpansion das Russische Reich überhaupt erst in den Wahrnehmungshorizont der meisten Westeuropäer. Einschneidende Reformen wie die bürokratische Straffung der russländischen Armee und des Verwaltungsapparates sowie umfassende kulturpolitische Reformen, die unter anderem eine Abwertung russischer und eine Aufwertung westeuropäischer Mode vorsahen, sollten Russland nachhaltig auf die Moderne vorbereiten und den formellen Schulterchluss mit Westeuropa suchen.² Auch Peters Nachfolgerinnen und Nachfolger auf dem Zarenthron verstanden sich im 18. Jahrhundert zunehmend als europäische Monarchen und bereits 1767 erklärte die deutschstämmige Zarin Katharina II. selbstbewusst in einer politischen Grundsatzerklärung: „Rossija est' Evropejskaja deržava“, Russland ist eine europäische Macht.

Die Anfänge russischer Europadiskurse und einer Verortung Russlands auf den mentalen Karten Europas liegen aber weit vor dem 18. Jahrhundert. Bereits im mittelalterlichen Moskaureich prägten vor allem religiöse Motive

1 1772, 1793 und 1795 wurde der polnische Staat nach Absprachen zwischen Preußen, Österreich und Russland nach und nach abgetragen, die Einrichtung Kongresspolens auf dem Wiener Kongress bestätigte 1815 die externe Einflussnahme auf Polen.

2 Vgl. Andreas Kappeler, *Russische Geschichte* (München: C. H. Beck, 1997), 24–26.

die politische und intellektuelle Auseinandersetzung mit Europa die historische Selbstwahrnehmung. Das orthodoxe Moskau, das *Dritte Rom*,³ verstand sich seit dem Untergang von Byzanz als der einzig wahre Hort der Christenheit, welche es vor der Häresie der katholischen (und später noch viel mehr vor der protestantischen) Kirche, vor allem aber vor dem Islam und außereuropäischen heidnischen Bedrohungen zu schützen galt. So waren es der russischen Lesart nach auch die russischen Großfürstentümer gewesen, die sich im Mittelalter der *Goldenen Horde* – der mongolischen Reiterarmee aus dem Osten – entgegengestellt und Europa so vor Schlimmerem bewahrt hatten. Überhaupt verstand Russland seine Feldzüge nicht als machtpolitisch motivierte Ausdehnung, sondern vielmehr als Verteidigungskrieg gegen äußere Bedrohungen. In dieses Deutungsmuster fällt vor allem die russische Einordnung des Kampfes gegen Schweden und die daraus hervorgehende Westexpansion.⁴

In der Frühen Neuzeit folgte der politischen Integration Russlands als Großmacht in Europa nur zögerlich eine Neuausrichtung des Russlandbildes in Zentraleuropa. Großbritannien etwa blickte mit Argwohn auf den Aufstieg einer weiteren konkurrierenden Seemacht in Europa und auf die überraschende militärische Stärke, die Russland zu Beginn des 18. Jahrhunderts demonstriert hatte. Gemein war aber allen westeuropäischen Staaten, dass sie mit wachsendem Interesse die Entwicklung des Russischen Reiches verfolgten. Peter I. genoss in der europäischen Presse eine weitestgehend positive Darstellung als aufgeklärter, der Vernunft und Moderne verpflichteter Monarch. Freilich war das Hineindringen Russlands nach Europa aber ein langsamer Prozess, der das ganze 18. Jahrhundert über andauern sollte, und John Darwin kommt so zu der treffenden Überlegung: „To many West European observers, [...] Russia often seemed a semi barbaric *Asiatic* state, where a thin veneer of *Westernization* barely concealed the oriental roots of tsarist autocracy and completely failed to hide the backwardness of rural life.”⁵

3 Der Begriff *Drittes Rom* beschreibt sowohl die Verschiebung des christlichen-europäischen Machtzentrums von Rom (als Hauptstadt des Römischen Reiches) über Byzanz (das *Zweite Rom*) nach Moskau als auch die daraus abgeleitete ideologisch-religiöse Vormachtstellung Russlands.

4 Die Verteidigungsrhetorik nimmt einen zentralen Platz im russischen kulturellen Gedächtnis ein. Die um den heiliggesprochenen Nationalhelden Aleksandr Nevskij, der im Mittelalter innerhalb weniger Jahre zuerst einen schwedischen und dann einen deutschen Angriff auf das Russische Reich abgewehrt hatte, errichteten Topoi eines andauernden Verteidigungskampfes gegen äußere Bedrohungen bilden die Grundlage für erinnerungskulturelle Deutungsansätze, auf die später auch für den Kampf gegen Napoleon oder Hitler-Deutschland zurückgegriffen werden sollte.

5 John Darwin, *After Tamerlane: The Rise and Fall of Global Empires, 1400–2000* (London: Bloomsbury Publishing, 2008), 118.

Skepsis gegenüber der zunehmenden Integration des Russischen Reiches in das geographische, politische und kulturelle Europa war dabei keineswegs eine exklusiv *westliche* Perspektive. Auch russische Philosophen und Intellektuelle artikulierten die Belastungen für russische Identitätsdiskurse über eine Verortung ihres Landes in – oder zwischen – *dem Osten* oder/und *dem Westen*, die sie zunehmend als Zerrissenheit verstanden wissen wollten. Die verschiedenen Deutungsansätze bildeten schließlich im 19. Jahrhundert das ideologische Fundament sowohl für *Westler* als auch für *Slavophile*, die Russlands jeweilige Verbindung mit dem Westen beziehungsweise dem Osten herausstellten. Im 20. Jahrhundert boten schließlich die Eurasier eine dritte Deutungsoption an: Für sie bestand gerade in der geographischen Bipolarität Russlands zwischen West und Ost die Besonderheit des Imperiums, das sich keine der beiden topographischen Gravitationszentren verschreiben, sondern vielmehr selbstbewusst einer ganz eigenen kontinentalen Einflusssphäre vorstehen sollte.

Russland in Sibirien und Asien

Aus globalhistorischer Perspektive stellt sich eine Reduzierung Russlands auf eine zunehmende Vernetzung mit Europa dabei als ungenügend heraus. Denn die bei weitem dynamischste Expansion Russlands in der Frühen Neuzeit richtete sich nicht nach Westen, sondern nach Osten. Im asiatischen Sibirien gestaltete sich die Konsolidierung russischer Vorherrschaft und russländischer Staatlichkeit gänzlich anders. Das Motiv der kontinentalen Zugehörigkeit und Identität, die im Falle Europas für das russische Selbstverständnis so wichtig geworden waren, spielte im Russland des 18. Jahrhunderts weder in Asien, noch später in Nordamerika eine tragende Rolle.

Der raschen Landnahme Sibiriens im 17. Jahrhundert, während der in einem Zeitraum von gerade einmal circa 40 Jahren Sibirien in West-Ost-Richtung von Russen durchquert und informell als Expansionsraum reklamiert wurde, folgte im 18. Jahrhundert eine Phase der kolonialen Stagnation. Die russische Vorherrschaft war angesichts der Distanzen ausgesprochen fragil, und anders als für Europa hatte der russländische Staat in Sibirien keine geographischen oder politischen Zielvorgaben formuliert. Primäre Träger der russischen Expansion nach Osten waren so nicht- oder semi-staatliche Akteure, die – wenn überhaupt – lediglich im staatlichen Auftrag handelten, wie zum Beispiel die ukrainischen Kosaken. Diese Akteure bildeten die Speerspitze der russischen Ostexpansion und Soldaten, Priester und andere Vertreter des Staates folgten ihnen in den meisten Regionen erst nach. Den wenigen Bemühungen, die der russländische Staat hinsichtlich seiner Konsolidierung in Sibirien unternahm, stand ein riesiges Gebiet gegenüber, das von Russen weder topographisch noch mental,

geschweige denn infrastrukturell durchdrungen worden war. Angesichts der enormen Entfernungen beschränkten sich Zeugnisse russischen Einflusses auf grob abgesteckte Verkehrswege und einige wenige *ostrogi*, befestigte Handlungspunkte und Siedlungen. Mitte des 18. Jahrhunderts lebten weniger als eine halbe Million Russen in Sibirien, deren Leben aufgrund der völlig unzureichenden Versorgung aus dem europäischen Russland eher einem Überleben glich und sich hinsichtlich Ausstattung und Askese nur unwesentlich von autochthonen Lebensentwürfen unterschied.⁶

Der Grund, warum sich Russen überhaupt in die Weiten Sibiriens hervorwagten und begannen, das Gebiet geographisch zu konsolidieren, war das große Pelztiervorkommen. Nerz und Zobel, nicht imperiale Utopien eines *russischen* Sibiriens waren der Grund, warum russische Pelzjäger Asien in West-Ost-Richtung im 17. Jahrhundert so schnell durchquert hatten. Im 18. Jahrhundert machten Pelzjagd und -handel rund ein Drittel des russländischen Finanzhaushaltes aus und mit dem *jasak* – einer von der sibirischen autochthonen Bevölkerung in Tierfellen zu entrichtenden Steuer – hatte das Russische Reich sowohl ein durchschlagskräftiges Instrument russischer Kolonialherrschaft als auch ein profitables Mittel zur Bereicherung der Staatskasse forciert.⁷

Die russländische Staatsbildung in Sibirien unterschied sich hinsichtlich Struktur und Tiefenwirkung also fundamental von Russlands Westexpansion in Europa. Waren es im Westen dynamische Bündnisse sowie komplexe militärische Operationen auf der politischen und tiefgreifende forcierte Assimilierungsprozesse auf der kulturellen Ebene, zeichnete sich Russlands zeitgleiche Präsenz in Asien durch eine Abwesenheit von Staatlichkeit aus. Staatliche Opponenten traten dem Russisch Reich im *leeren* Sibirien nicht entgegen, wobei Japan und China zwei Ausnahmen bildeten. Diese hatten aber ähnlich wie die Westeuropäer Stereotype der rückständigen und unzivilisierten Russen entworfen und zeigten an einem Austausch mit diesen wenig Interesse. Die Überwindung alter und die Schaffung neuer Grenzen, in Europa das vorrangige Mittel und Ziel russischer Expansionspolitik, spielte in Sibirien vorerst eine untergeordnete Rolle.⁸ In der Folge konstruierten so die sibirischen Russen mit der Zeit völlig andere Lebenswelten als die Bevölkerung Westrusslands. Sie definierten sich vor allem über die gewaltige Entfernung zu den politisch-kulturellen Zentren Moskau und Sankt Petersburg sowie über die Abwesenheit von Staatlichkeit, und nicht über die neu geschaffene Nähe ihres Mutterlandes zu Europa.

6 Darwin, *After Tamerlane*, 121.

7 Zur Bedeutung des Jasaks siehe: Yuri Slezkine, *Arctic Mirrors: Russia and the Small People of the North* (New York: Cornell, 1994), 13–32.

8 Die Verträge von Nerčinsk (1689) und Kjachta (1727) waren das Ergebnis russisch-chinesischer Aushandlungsprozesse und regelten die wichtigsten Grenzfragen.

Hinsichtlich des neuen Selbstverständnisses Russlands als nun vor allem europäische Macht traten so bald ideologische Reizpunkte im Hinblick auf Sibirien zutage. Wie sollte eine Uminterpretation in einen europäischen Staat erfolgen, wenn doch der Großteil seines Territoriums außerhalb Europas lag? Das Verhältnis Westrusslands und seiner Metropolen Moskau und Sankt Petersburg zu Sibirien war somit im 18. Jahrhundert von einem Widerspruch geprägt. Russland war auf der einen Seite aus volkswirtschaftlichen Gründen auf die Kolonisierung Sibiriens und dem Abbau der dortigen Rohstoffe angewiesen. Außerdem waren die Weite Sibiriens, seine wilde Natur sowie deren (vermeintliche) Bezwingung durch den Menschen wichtige Bezugspunkte russisch-sibirischer Identitätsdiskurse geworden.

Auf der anderen Seite wurde Sibirien auf neuen Mental Maps in Zentralrussland immer weiter abgegrenzt. Der Ural – wahrlich kein Hochgebirge – wurde zur neuen geographischen Ostgrenze Europas stilisiert.⁹ Die nicht-russischen Ethnien Sibiriens erfuhren zwar bis in das 19. Jahrhundert hinein eine vergleichsweise hohe Toleranz ihrer religiösen, sprachlichen und kulturellen Lebensentwürfe seitens der russländischen Staatlichkeit, wurden aber kolonialen Herrschaftsmustern folgend nur passiv in das politische System Russlands eingebunden.¹⁰ Russland wurde in seinem Selbstverständnis zu einem Puffer zwischen dem *wilden* asiatischen Osten und dem *reinen* christlichen Europa. Das Russische Reich befeuerte also selbst den Stereotyp der Romantisierung des orientalischen Ostens, sah sich aber durch das Wechselspiel von neuer europäischer Identität und asiatischer Alterität zunehmend mit Fragen nach seiner eigentlichen Bestimmung konfrontiert.

Russisch-Amerika und die Großmacht auf drei Kontinenten

Sibirien blieb also ein merkwürdiger Fremdkörper des Russischen Reiches. Kartographisches Wissen war auch nach 200 Jahren russischer Aktivität vor allem über das östliche Sibirien kaum vorhanden, geschweige denn Studien seiner indigenen Bevölkerung und ihrer Sprachen, Kulturen und religiösen Praktiken. Ein Umstand, der sich nicht mehr mit den aus Europa adaptierten Idealen von Aufklärung und wissenschaftlichem Rationalismus vertrug und außerdem Identität und Staatsbildung Russlands hemmte. Es waren aber auch die großen Entdeckungsfahrten westeuropäischer Staaten, die sich die Zaren zum Vorbild nahmen um endlich mehr über das eigene Land zu erfahren.

9 Orlando Figes, *Nataschas Tanz: Eine Kulturgeschichte Russlands* (Berlin: Berlin Verlag, 2011), 398.

10 Kappeler, *Russische Geschichte*, 24–26. Ungleich ausführlicher: Andreas Kappeler, *Russland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall* (München: C. H. Beck, 2008).

Vor diesem Hintergrund sandte Zarin Anna 1733 die Große Nordische Expedition aus. Ihre Aufgabe war es nicht nur, Ost-Sibirien und vor allem die Halbinsel Kamčatka zu erkunden und endlich zuverlässiges kartographisches Material zu liefern. Das Hauptaugenmerk der Expedition zielte darauf ab, das *Ostmeer* – den Pazifik – zu befahren und so Position und Entfernung des amerikanischen Kontinents festzustellen. Die zehn Jahre währende Große Nordische Expedition lieferte eine riesige Materialsammlung und tatsächlich erreichten russische Schiffe auch erstmals den amerikanischen Kontinent.¹¹ In Sankt Petersburg wurde die Große Nordische Expedition in der Rückschau jedoch zwiespältig aufgenommen. Sie hatte sich zu einer der bis heute größten wissenschaftlichen Unternehmungen in der Geschichte Russlands entwickelt, gewaltige Summen verschlungen und diverse Menschenleben gefordert.¹² Nach einer heftigen aber kurzen Euphorie über die neuen Erkenntnisse geriet der Osten auf den Petersburger Mental Maps so abermals ins Hintertreffen.

Ganz anders wirkte die Große Nordische Expedition in der ostsibirischen Peripherie nach. Hier interessierte man sich noch viel weniger als in Sankt Petersburg für geographische Daten oder andere wissenschaftliche Erkenntnisse, sehr wohl aber für die auf den Aleuten erjagten Pelztiere, die die Expeditionsteilnehmer bei ihrer Rückkehr aufs russische Festland präsentierten. Die sibirischen Pelztierbestände waren durch die nicht regulierte Bejagung bereits dramatisch reduziert und der auf den Inseln im Nordpazifik entdeckte Seeotter verfügte über ein besonders dichtes und somit sehr wertvolles Fell. Schon bald schickten russische Kaufleute von dem neu gegründeten Petropavlovsk auf Kamčatka aus ihre Jagdexpeditionen auf die Aleuten bis nach Alaska hinauf. Berichte von immer fantastischeren Jagderträgen erinnern an die russische Eroberung Sibiriens: Was vor 100 Jahren Zobel und Nerz in den Wäldern Sibiriens waren, wurden nun die Seeotter auf den unwirtlichen Inseln des Nordpazifiks.

Die russländische Regierung nahm dabei eine doppelbödige Grundhaltung ein – ähnlich der russländischen Sibirien-Politik, aber ganz anders als Russlands dezidiertes Auftreten in Europa. Die Feldzüge in Europa forderten die volle Aufmerksamkeit russischer Entscheidungsträger in der Hauptstadt. Berichte aus dem amerikanischen Nordpazifik wurden am Zarenhof zwar mit Interesse gelesen, eine aktive Unterstützung durch die Regierung, gar mit staatlichen Truppen

11 Bereits 1648 hatte Semën Dežnev die Beringstraße durchfahren, sein Bericht wurde aber im zeitgenössischen Russland nicht rezipiert. Boris Petrovič Polevoj, „Predstorija Russkoj Ameriki,“ in *Istorija Russkoj Ameriki*, hrsg. von Nikolaj Nikolaevič Bolchovitinov (Moskau: 1997), Bd. 1, 12–51, hier 15. Frühere Überfahrten russischer Schiffe an die amerikanische Nordwestküste gelten als wahrscheinlich, sind aber nicht überliefert.

12 Darunter auch das des Leiters Vitus Bering, der schiffbrüchig auf einer Insel im Pazifik starb.

oder weiteren Finanzmitteln, kam indes nicht in Frage. Genau wie in Sibirien intervenierte der russländische Staat vor allem da, wo es ohne allzu großen Aufwand Profit zu erwirtschaften gab. So mussten zum Beispiel alle russischen Schiffe, die zu Jagdfahrten in den Pazifik ausliefen, einen russischen Beamten mit an Bord nehmen, der darüber wachte, dass zehn Prozent des Jagdgewinns der russischen Staatskasse übertragen wurden.¹³ Wie schon in Sibirien waren es also auch im Nordpazifik vor allem informelle Akteure, die die Etablierung russischen Einflusses vorantrieben. 1783 gründete der Kaufmann Grigorij Šelichov die erste dauerhaft von Russen bewohnte Siedlung in Amerika.

Mit der Gründung der Kolonie *Russkaja Amerika* – Russisch-Amerika – muss das äußere Erscheinungsbild Russlands neu geordnet werden. Das russische Staatsgebiet erstreckte sich nun über drei Kontinente mit jeweils unterschiedlichen politischen Konstellationen und wirtschafts- und sozialpolitischen Schwerpunkten. Außerdem befand sich das Kontinentalimperium Russland mit seiner noch jungen Marine nun im Besitz einer Überseekolonie, wobei sich insbesondere hinsichtlich von Versorgung und Verteidigung Alaskas schwierige und für Russland noch gänzlich unbekannt Aufgaben stellten. Russland war ferner in den Wettstreit der europäischen Kolonialmächte Frankreich, Großbritannien und Spanien eingetreten, die um die Vorherrschaft auf dem nordamerikanischen Kontinent rangen.

Diese Zäsuren verlangten nach einer entschlossenen Agenda aus Sankt Petersburg. Dort weigerte man sich aber lange, den neuen Herausforderungen im neuen äußersten Osten des Reiches angemessen entgegenzutreten. Den Forderungen der Kolonisten in Alaska und ihrer Förderer in Ost-Sibirien nach unterschiedener staatlicher Unterstützung kam die russische Regierung nur zögerlich nach. Auch die Berichte der Kolonisten von enormen Pelztierbeständen, unerschlossenen Territorien und ihrer autochthonen Bewohner, derer Russland hätte habhaft werden können, veränderte das Stimmungsbild am Zarenhof nicht nachhaltig. Dabei appellierten die russischen Kolonisten durchaus geschickt an die politische Eitelkeit der Zaren: Ihre Berichte enthalten gerade in den jungen Jahren der Kolonie Verweise auf die enormen geopolitischen Möglichkeiten, die sich Russland hinsichtlich seines kolonialen Brückenkopfs auf dem nordamerikanischen Kontinent böten.

Angesichts des zaghaften Rückhalts der Kolonie auf dem Festland entwickelten sich die russischen Siedlungen in Alaska nur langsam. Die wenigen russischen Kolonisten – Ende des 18. Jahrhunderts lebten gerade einmal 225 ethnische Russen in der Kolonie – mussten in Alaska nicht nur mit rauen klimatischen

13 Andrej Val'terovič Grinëv „Rol' gosudarstva v obrazovanii Rossijsko-amerikanskoj kompanii,“ in *Russkoe otkrytie Ameriki*, hrsg. von Nikolaj Nikolaevič Bolchovitinov (Moskau, 2002), 437–450, hier 438–439.

Bedingungen, Nahrungsmangel und der fehlenden Unterstützung aus dem Mutterland zurechtkommen.¹⁴ Vor allem waren es die autochthonen Tlingit, die schnell die Fragilität der Herrschaft der Eindringlinge erkannten und den russischen Siedlern hart zusetzten. Ungeachtet dessen wurde Russlands Rolle in Nordamerika weiter formal ausgebaut. Weitläufige Territorien wurden durch vergrabene Steinplatten als zu Russland gehörig deklariert und ihre indigenen Bewohner zu Untertanen der russischen Krone umgedeutet.

Große Sorge bereiteten Sankt Petersburg Berichte, die vor einer Konfrontation mit Spaniern, Briten und später auch US-Amerikanern im Nordpazifik warnten. Denn in London, Madrid und später natürlich vor allem in Washington, D.C. war die imperiale Konkurrenz um die Hegemonie in Amerika anders als in Sankt Petersburg der wichtigste Gegenstand der Außenpolitik. Geradezu panisch reagierte man in Sankt Petersburg auf die Berichte über britische Schiffe – zum Beispiel die Expedition von James Cook –, welche in den gerade erst reklamierten Gebieten im Nordpazifik gesichtet wurden. Krieg und Frieden waren im Europa des 18. Jahrhunderts dynamische Kategorien und in Sankt Petersburg verstand man nur allzu gut: Würde es zum offenen Bruch mit Großbritannien kommen, würde Russisch-Amerika eine leichte Beute für die Royal Navy sein. Rasch entwickelte sich die Vorstellung einer militärischen Auseinandersetzung im Nordpazifik in Sankt Petersburg zu einem Schreckensszenario: Um keinen Preis wollte man die sich gerade erst entwickelnde Integration Russlands in Europa durch allzu waghalsige politische Manöver in Nordwestamerika gefährden.

Die Angst vor ausländischen Spionen auf dem diplomatischen Parkett Petersburgs war groß und aus den eigenen Botschaften im Ausland war der Zarenhof darüber informiert, wie sehr man sich in Westeuropa für Russlands neue Rolle in Nordamerika interessierte. In Sankt Petersburg setzte man also Einiges daran, den Rest der Welt über die russische Kolonie und ihre Fragilität im Unklaren zu lassen. Es wurde sogar gefälschtes Kartenmaterial des Nordpazifiks an die europäischen Botschaften ausgeteilt. Als Glücksfall erwies sich aber für die russische Regierung, dass die anderen Kolonialmächte in Nordamerika ebenso besorgt um ihre Besitzungen waren und ihrerseits ebenso wenig wussten, wie durchschlagskräftig Russland im Falle eines Falles in Nordwestamerika würde operieren können. Die Geschichte der amerikanischen Pazifikküste im 18. Jahrhundert war also von großer Unsicherheit aller involvierten Parteien geprägt. Erst im 19. Jahrhundert, als neues Kartenmaterial die weißen Flecken auf den Karten des Nordpazifik getilgt hatte und die USA zunehmend entschlossener als neuer Hegemon Nordamerikas auftraten, erfuhr diese Entwicklung neue Dynamik.

14 James R. Gibson, *Imperial Russia in Frontier America: The Changing Geography of Supply of Russian America, 1784–1867* (New York: Oxford University Press, 1976), 7.

Dabei spielte die Kategorie *Kontinent* und die damit verbundene Bezugnahme auf geographische Metakategorien im Falle Amerikas für Russland eine ebenso marginale Rolle wie schon im asiatischen Sibirien. Zwar schwangen sich einige einflussreiche Adelige und Personen des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens zu prominenten Fürsprechern des transpazifischen Kolonialprojektes auf, jedoch wurde anders als bei der englischen und französischen Eroberung der nordamerikanischen Atlantikküste oder der spanischen Kolonisierung Südamerikas *Amerika* aber in Sankt Petersburg nie als Sehnsuchtsort konstruiert.¹⁵ Die Tatsache, dass sich Russisch-Amerika auf der anderen Seite des weltgrößten Ozeans befand spielte in Russland vor allem in logistischer Hinsicht eine Rolle, weniger aber für das Selbstverständnis als *amerikanische* Macht. Bis zur ersten russischen Weltumsegelung 1803–06 konnte Russisch-Amerika ausschließlich von sibirischen Häfen, vor allem Ochotsk, erreicht werden, die ihrerseits Sankt Petersburg ebenso fremd waren wie die Amerika-Kolonie. In der Petersburger Wahrnehmung verschmolzen Asien und Alaska so zu einem einzigen, fernen Osten.

Schlussbetrachtung

Die kontinentale Zuordnung des Russischen Reiches verlief in Schüben. Im 18. Jahrhundert richteten die Zarrinnen und Zaren ihre Aufmerksamkeit zunehmend auf Europa, auch wenn das Reich sehr viel schneller und dynamischer nach Osten wuchs. Russische Unternehmungen in Asien und Amerika wurden in Sankt Petersburg gebilligt, solange sie durch den Abbau von Rohstoffen – vor allem Pelze – Geld in die Staatskasse brachten und nicht durch allzu riskante politische Manöver die noch fragile politische Integration Russlands in Europa in Gefahr brachten. Kolonisierung oder gar Russifizierung der asiatischen und amerikanischen Gebiete fanden nur dort statt, wo sie wirtschaftliche Entwicklungen begleiteten und absicherten. Zivilisatorische Programme und imperiale Metastrategien wurden zwar in Sankt Petersburg formuliert. Im 18. Jahrhundert fanden sie aber in Sibirien und Nordamerika nur sehr bedingt Anwendung.

Erst im 19. Jahrhundert veränderte sich das kontinentale Bewusstsein in Russland. Durch den Verkauf Alaskas wurde 1867 das nordamerikanische Kapitel Russlands ebenso schnell wieder geschlossen wie es ein Jahrhundert zuvor geöffnet worden war. In Zentralasien verlangte eine Befragung russischer Hegemonie durch das *Great Game* mit Großbritannien nach einer zunehmend entschlosseneren Politik Sankt Petersburgs. Und in innerrussischen Diskursen beschäftigen

15 Der prominenteste war sicherlich der Universalgelehrte Michail Lomonosov. Vgl.: Lydia T. Black, *Russians in Alaska 1732–1867* (Fairbanks: University of Alaska Press, 2004), 82–84.

sich Westler und Slavophile zunehmend mit der kulturellen Identität Russlands: War Russland ein europäisches, ein asiatisches oder ein eurasisches Land? Oder war der russische Staat gar ein Imperium geworden, das sich mit den herkömmlichen geographischen Kategorien gar nicht mehr adäquat beschreiben lässt? Nicht wenige Historiker haben diese Fragen zum Grundproblem der Geschichtsschreibung Russlands erhoben. Im Hinblick auf Russlands Verortung im Westen bleibt festzuhalten, dass Russland weder vor noch nach dem 18. Jahrhundert so dezidiert am Ausbau seiner europäischen Identität gearbeitet hat.

Bibliografie

- Black, Lydia T. *Russians in Alaska, 1732–1867*. Fairbanks: University of Alaska Press, 2004.
- Darwin, John. *After Tamerlane: The Rise and Fall of Global Empires 1400–2000*. London: Bloomsbury Publishing, 2008.
- Figes, Orlando. *Nataschas Tanz: Eine Kulturgeschichte Russlands*. Berlin: Berlin Verlag, 2011.
- Gibson, James R. *Imperial Russia in Frontier America: The Changing Geography of Supply of Russian America, 1784–1867*. New York: Oxford University Press, 1976.
- Grinëv, Andrej Val'terovič. „Rol' gosudarstva v obrazovanii Rossijsko-amerikanskoj kompanii.“ In *Russkoe otkrytie Ameriki*, herausgegeben von Nikolaj Nikolaevič Bolchovitinov, 437–450. Moskau, 2002.
- Kappeler, Andreas. *Russische Geschichte*. München: C. H. Beck, 1997.
- Kappeler, Andreas. *Russland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall*. München: C. H. Beck, 2008.
- Polevoj, Boris Petrovič. „Predystorija Russkoj Ameriki.“ In: *Istorija Russkoj Ameriki*, herausgegeben von Nikolaj Nikolaevič Bolchovitinov, Bd. 1. Moskau, 1997.
- Slezkine, Yuri. *Arctic Mirrors: Russia and the Small People of the North*. New York: Cornell, 1994.

Sektion V

Entdecker, Eroberer, Diplomaten
und Sklaven: Hegemoniale und
fragile Männlichkeiten an den Grenzen
des frühneuzeitlichen Europa

Claudia Opitz-Belakhal

Einführung

In jüngster Zeit wird verstärkt über die Möglichkeiten einer besseren Zusammenarbeit zwischen Geschlechtergeschichte und Globalgeschichte diskutiert. Einen besonders interessanten Vorschlag hierfür machten neulich Ulrike Strasser und Heidi Tinsman, die die Geschichte der Männlichkeit(en) als hervorragenden Weg hierfür vorschlugen.¹ Diesen Vorschlag aufgreifend, sollte im Panel einerseits gefragt werden, wie sich Reisende und „Grenzgänger“ zwischen Europa und „Außereuropa“ selbst in puncto Männlichkeit präsentierten und dies auch im Vergleich mit beziehungsweise im Kontrast zu „außereuropäischen Männlichkeiten“ taten. Zweitens war zu klären, welche Bedeutung diese Selbstdarstellung im Kontext ihres größeren Anliegens als Wissenschaftler, Diplomaten, Gelehrte, Abenteurer usw. hatte oder haben sollte.

Ausgehend von der starken, wenn auch etwas holzschnitthaften These Robert Connells von der „hegemonialen Männlichkeit“, die die europäische Expansion nicht nur begleitete, sondern maßgeblich mit ermöglichte, wie aber auch von der unter anderem von Wolfgang Schmale zurecht betonten Vielgestaltigkeit europäischer Männlichkeitsentwürfe der frühen Neuzeit, sollte im Panel vor allem nach „Zwischentönen“ und Spannungen, ja, Widersprüchen in den so entstehenden „europäischen“ Männlichkeitsentwürfen gesucht werden.²

Dabei ist Männlichkeit nicht gleichzusetzen mit männlichen Akteuren. Vielmehr betont die (historische) Männlichkeitsforschung schon seit längerem, dass

- 1 Ulrike Strasser und Heidi Tinsman, „Männerdomänen? *World History* trifft Männergeschichte – das Beispiel der Lateinamerikastudien,“ in *Historische Anthropologie* 16/2 (2008): 271–290.
- 2 Robert W. Connell, *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8 (Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1999), 97–107 und 205–219; Wolfgang Schmale, *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)* (Wien: Böhlau, 2003), 152–232; vgl. zu dieser Debatte auch Martin Dinges, „Hegemoniale Männlichkeit‘ – ein Konzept auf dem Prüfstand,“ in *Männer – Macht – Körper: Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, hrsg. von Martin Dinges (Frankfurt: Campus-Verlag, 2005), 7–36.

sich Männlichkeitsideale durchaus auch jenseits von männlichen Akteuren als deren Trägern entwickeln, ja, männliche (aber durchaus auch weibliche) Akteure in Identitätskonflikte und regelrechte „Krisen der Männlichkeit“ stürzen können.³ Gerade das von Connell eher knapp formulierte Modell der hegemonialen Männlichkeit einerseits, marginaler, untergeordneter oder schließlich komplizierten agierender Männlichkeiten oder anderweitig „ambivalenter“ Männlichkeiten andererseits birgt die Möglichkeit, macht- bzw. herrschaftsbezogene Hierarchien und Abhängigkeiten zwischen Männern zu thematisieren und sichtbar zu machen – nicht selten auch in Kombination mit entsprechenden Weiblichkeitsentwürfen –, ohne dabei die Position einzelner Akteure von vorn herein bereits festzuschreiben. Männlichkeit soll hier, mit anderen Worten, vor allem als analytische Kategorie und weniger als konkreter Forschungsgegenstand verstanden werden.⁴

Im Folgenden soll es daher insbesondere darum gehen, solch vielfältigen Männlichkeitsentwürfen in Texten und Selbstentwürfen männlicher Akteure und Autoren im Angesicht fremder beziehungsweise (proto-)kolonialer Erfahrungen und Prozesse genauer nachzugehen. Eine solche Zusammenschau legt bereits Connells These von der Genese einer modernen europäischen Identität und Gesellschaft aus dem Zusammenspiel von europäischer Expansion, Kapitalisierung und Globalisierung der Wirtschaft, religiöser Erneuerung beziehungsweise Reformation und, damit verbunden, Individualisierung und schließlich Verstädterung und (damit) Verbürgerlichung nahe.⁵ Wie auch immer man dieses sehr grobe Raster an „Modernisierungsprozessen“ jeweils beurteilen mag, deutlich wird in jedem Fall die – in der deutschsprachigen Forschung bislang zu wenig beachtete – enge Verbindung zwischen *kolonialen* Prozessen und der Entwicklung europäischer Männlichkeitsentwürfe.

In meinem Beitrag über Carsten Niebuhrs „Reise nach Arabien“ (1761–1767) und die Männlichkeit des Orient-Forschers steht vor allem der gelehrte europäische Wissensdiskurs im Mittelpunkt. Im Beitrag von Anna Becker hingegen steht ein Autor im Mittelpunkt, der gerade nicht der klassischen Gruppe europäischer Gelehrter, Eroberer oder Entdecker angehört, nämlich der peruanische Halb-Inka Garcilaso de la Vega, der sich indes in vielfältiger Weise und nicht ohne Erfolg darum bemühte, seine nicht-europäische Herkunft und Identität mit

3 Vgl. dazu Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz, *Geschichte der Männlichkeiten*, Historische Einführungen, Bd. 5 (Frankfurt: Campus-Verlag, 2008). Sowie das Heft 2/2008 der Zeitschrift „L’Homme“ zum Thema „Krise(n) der Männlichkeit“.

4 Vgl. dazu auch die Überlegungen von Strasser und Tinsmann, „Männerdomänen“, 284.

5 Vgl. dazu Connell, *Der gemachte Mann*, 207.

den Wissensbeständen und Wertvorstellungen europäischer (gelehrter wie adliger) Männlichkeit zu versöhnen und übereinzubringen.⁶

Bibliografie

- Connell, Robert W. *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1999.
- Dinges, Martin. „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand.“ In *Männer – Macht – Körper: Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, herausgegeben von Martin Dinges, 7–36. Frankfurt: Campus-Verlag, 2005.
- Hämmerle, Christa und Claudia Opitz-Belakhal, Hrsg. *Krise(n) der Männlichkeit*. L’Homme, Jg. 19/2. Köln: Böhlau, 2008.
- Martschukat, Jürgen und Olaf Stieglitz. *Geschichte der Männlichkeiten*. Historische Einführungen, Bd. 5. Frankfurt: Campus-Verlag, 2008.
- Schmale, Wolfgang. *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*. Wien: Böhlau, 2003.
- Strasser, Ulrike und Heidi Tinsman. „Männerdomänen? *World History* trifft Männergeschichte – das Beispiel der Lateinamerikastudien.“ *Historische Anthropologie* 16/2 (2008): 271–290.

6 Dem Panel gehörten fünf Personen an, davon vier Referentinnen und eine Kommentatorin, Claudia Ulbrich. Die Vorträge von Susanna Burghartz „Überlegene Männlichkeit? Koloniale Positionierungskämpfe von Engländern und Niederländern um 1600“ sowie von Anna De Caprio „Gefangenschaft als Entmannung? Die Berichte christlicher Gefangener aus dem Osmanischen Reich (17. und 18. Jh.)“ konnten hier leider nicht mit abgedruckt werden.

Claudia Opitz-Belakhal

Carsten Niebuhrs „Reise nach Arabien“ (1761–1767) und die Männlichkeit des Orient-Forschers

Abstract Der norddeutsche Mathematiker und Landvermesser Carsten Niebuhr (1733–1815) bereiste zwischen 1761 und 1767 mit einer Gruppe von Forschern im Auftrag des dänischen Königs die arabische Halbinsel und brachte von dort umfangreiche Forschungsergebnisse und -berichte zurück. Zudem verfasste Niebuhr, wie die meisten Forschungsreisenden der Frühen Neuzeit, nach seiner erfolgreichen Rückkehr einen umfangreichen Reisebericht in drei Bänden, der auch einem breiteren Publikum die Errungenschaften seiner Entdeckungen vor Augen führen sollte. Die seinem Bericht eingeschriebenen Männlichkeitsbilder werden im Beitrag vorgestellt, wobei die Frage zentral ist, wie diese zur autoritativen Selbstdarstellung des Forschungsreisenden und Gelehrten im 18. Jahrhundert beitragen konnten. Beginnend mit der Beschreibung der äußeren Erscheinung und der eigenen wie der Bekleidung der „fremden“, orientalischen Männer werden kulturelle Differenz und Praktiken zu deren (jedenfalls partiellen) Überwindung vorgestellt, die vor allem auf die Überwindung von äußeren und inneren Hindernissen zielen. Tatsächlich tritt aus dem Bericht eine (männliche) Forscherpersönlichkeit hervor, die sich vor allem durch Nüchternheit, Ausdauer und Furchtlosigkeit auszeichnet – und für die nicht zuletzt auch der nüchterne Schreibstil Niebuhrs Zeugnis ablegt. Ihr entgegengesetzt ist der hysterische und aggressive, häufig auch furchtsame „Pöbel“, aber auch die Angehörigen des weiblichen Geschlechts, die teilweise mit ersterem identisch sind und die in ihrer Sorglosigkeit, Dummheit, Albernheit und ihren vielen anderen Lastern eine deutlich konturierte Negativfolie für die nüchterne und heroische Männlichkeit des Forschungsreisenden abgeben.

Der norddeutsche Mathematiker und Landvermesser Carsten Niebuhr (1733–1815) bereiste zwischen 1761 und 1767 mit einer Gruppe von Forschern im Auftrag des dänischen Königs die arabische Halbinsel und brachte von dort umfangreiche Forschungsergebnisse und -berichte zurück. Diese wurden von seinen Zeitgenossen als bahnbrechend bezeichnet und verschafften ihm in Europa hohes Ansehen. Zudem verfasste Niebuhr, wie die meisten Forschungsreisenden

der Frühen Neuzeit, nach seiner erfolgreichen Rückkehr einen umfangreichen Reisebericht in drei Bänden, der auch einem breiteren Publikum die Errungenschaften seiner Entdeckungen vor Augen führen sollte.¹

Die seinem Bericht eingeschriebenen Männlichkeitsbilder möchte ich im Folgenden knapp vorstellen und dabei insbesondere der Frage nachgehen, wie sie zur autoritativen Selbstdarstellung des Forschungsreisenden und Gelehrten im 18. Jahrhundert beitragen konnten.²

1. Fremde Sitten, fremde Kleidung orientalischer Männer

Abgesehen von den befremdlichen oder faszinierenden orientalischen Bade-, Sport- und Spielsitten, die Niebuhr besonders zu Beginn seines Berichts, beim ersten Zusammentreffen mit der fremden Kultur des „Morgenlands“ erwähnt, waren es vor allem die Kleidung und Kopfbedeckungen der Orientalen, die dem Forschungsreisenden als höchst interessante Manifestationen fremder Männlichkeiten bedeutungsvoll erschienen. Bereits auf den ersten Seiten seiner langatmigen Reisebeschreibung führt er die orientalischen Kleidungsstile und -sitten, wie sie ihm in Istanbul begegneten, aus und nutzt hierfür auch Bildmaterial, das der Zeichner der Expedition, Baurenfeind, angefertigt hatte. Es waren vor allem männliche Kopfbedeckungen, die hier interessierten, weil diese über die

- 1 Der Bericht wurde von Niebuhr selbst in drei Bänden konzipiert, zwei davon wurden 1774 und 1778 publiziert, der dritte erst 1837, lange nach seinem Tod. Der Bericht ist mit Karten, Grundrissen und Ansichten von Küsten, Ländern und Orten, von Menschen und ihrer Kleidung, Geräten, Instrumenten, Münzen usw. illustriert bzw. angereichert, die zum Teil vom Zeichner der Expedition, Burenfeind, sowie von Niebuhr selber stammen. (Vgl. hierzu und im Folgenden die moderne einbändige Gesamtausgabe Carsten Niebuhr, *Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern: Mit einem Vorwort von Stig Rasmussen und einem biographischen Porträt von Barthold Georg Niebuhr* (Zürich: Manesse-Verlag, 1992).
- 2 Den engen Zusammenhang von Männlichkeit und Wissenschaft hat die geschlechtergeschichtliche Forschung schon länger betont; es wurde dabei nicht nur im Hinblick auf die Naturwissenschaften, sondern etwa auch auf die Geschichtswissenschaft „blinde Flecken“ oder Vorurteilsstrukturen in vermeintlich „objektiven“ wissenschaftlichen Darstellungen und Methoden festgestellt (Vgl. dazu etwa Karin Hausen und Helga Nowotny, Hrsg., *Wie männlich ist die Wissenschaft?* [Frankfurt am Main: Suhrkamp-Verlag 1986]). Forscher im Hinblick auf ihre geschlechtliche Positionierung zu betrachten ist hingegen bislang noch eher unüblich. Eine Ausnahme bildet hier etwa die umfangreiche Studie von Falko Schnicke, *Die männliche Disziplin. Zur Vergelechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780–1900* (Göttingen: Wallstein 2015). Vgl. zu Stand und Methodologie historischer Männlichkeitsforschung allgemein Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz, *Geschichte der Männlichkeiten* (Frankfurt: Campus Verlag 2008).

komplizierten gesellschaftlichen Hierarchien, religiösen Differenzierungen und schließlich kulturellen Wertsetzungen der „fremden“ osmanischen Welt direkt Auskunft zu geben schienen, welche Niebuhr sich denn auch beeilte, umständlich auszuführen. Allerdings war es neben dem Tragen bemerkenswert überhöhter Kopfbedeckungen, ihrer ungewohnten Formen und übermäßig luxuriöser Materialien vor allem die aus dem ständisch verfassten Europa bekannte Praxis, durch Kleidung soziale Positionierungen zu markieren und damit gesellschaftliche Ordnung herzustellen, die den Kleiderstil der „Osmanen“ für die europäischen Forschungsreisenden interessant und bedeutsam machte. Der Signalcharakter und die „Lesbarkeit“ der orientalischen Kleidungsstücke waren insofern auch für Nicht-Türken mehr oder weniger offensichtlich und letztlich sinnvoll.³

Erst beim zweiten Blick auf die beeindruckende Vielfalt der orientalischen Kopfbedeckungen fällt auf, dass es dabei auch ein paar weibliche gibt. Tatsächlich wird auch die Geschlechterdifferenz in Niebuhrs Bericht zunächst und vor allem durch Kleidung manifestiert und Niebuhr versäumt es auch nicht, an verschiedenen Stellen seines Berichts auf die unterschiedlichen Kleidersitten der Frauen einzugehen. Allerdings ist in der Auflistung der fast 50 verschiedenen „morgenländischen“ beziehungsweise in Istanbul üblichen Kopfbedeckungen nur ein Bruchteil für das weibliche Geschlecht (die letzten vier) reserviert, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass es für Frauen offenbar keine vergleichbaren Amts- und Funktionsdifferenzen und -hierarchien gab wie für Männer. Die weiblichen Kopfbedeckungen unterscheiden sich daher vor allem hinsichtlich der religiösen und damit auch ethnischen Zugehörigkeit der Frauen, nicht aber bezüglich ihres sozialen Standes und ihrer gesellschaftlichen Funktion.⁴

Umgekehrt fehlt bei Niebuhr auch nicht die Perspektive auf die eigenen europäischen Kleidungsgewohnheiten, die viel zur kulturellen Abgrenzung beitragen, wie Niebuhr bemerkt. Mehrfach weist er in diesem Zusammenhang auf die Schwierigkeit hin, in europäischer Kleidung nicht nur als Fremder aufzufallen, sondern vor allem lächerlich, ja, *unmännlich* zu erscheinen, wie ein von Niebuhr geschildertes Erlebnis in Kairo belegt:

3 Auch später kommt Niebuhr in seinem Bericht über die arabische Halbinsel noch mehrfach auf Bekleidungsstile zu sprechen und nimmt auch einige der Zeichnungen seines Begleiters Baurenfeind in seinen Bericht zur Illustration mit auf.

4 Dass es auch soziale Unterschiede und solche des Zivilstandes gegeben haben muss, wird hier nicht weiter dokumentiert, allerdings im Text en passant oder auch explizit erwähnt.

[...] die Herrn Konsuls [reiten] nur an dem Tage zu Pferde, da sie Audienz bei dem Pascha haben. Sie sind alsdann auf europäisch und aufs prächtigste gekleidet. Mich wundert daher gar nicht, dass sie bei dieser Gelegenheit von dem Pöbel so viele Schimpfworte geduldig anhören müssen; denn unsere kurze und enge Kleidung ist in den Augen der Morgenländer für einen ehrbaren Mann höchst unanständig, und Gold oder Silber siehet man gar nicht auf den Kleidern der hiesigen Einwohner.⁵

Als Konsequenz dieser überdeutlichen Markierung kultureller Fremdheit wechselten die Forschungsreisenden bereits in Istanbul ihren Kleidungsstil und reisten fortan als „Osmanen“ oder gar als „vornehme Araber“:

Wir hätten zwar noch zu Alexandrien in europäischer Kleidung gehen können, weil die Einwohner daselbst gewohnt sind, Franken, das heißt Europäer zu sehen. Aber zu Kahira und in Arabien würde unsere aus so vielen kleinen Stücken zusammengesetzte Kleidung, die so sehr von der simplen morgenländischen Tracht verschieden ist, uns nicht nur vielen unangenehmen Fragen, sondern bei dem Pöbel auch der Verspottung ausgesetzt haben, und für uns selbst würde sie sehr unbequem gewesen sein [...].⁶

Dieser Kleiderwechsel war indes nicht allein eine äußerliche Anpassung an die klimatischen, sozialen und kulturellen Umstände in „Arabien und andern umliegenden Ländern“, sondern auch ein sehr deutliches Signal der Reisegruppe, sich in diesen schwierigen Umständen behaupten zu wollen, ohne allzu sehr aufzufallen oder sich unbeliebt zu machen. Er belegt zudem, dass der Reisebericht Niebuhrs auch ein Dokument der Verhandlungen über Männlichkeit darstellt, die sowohl die Erfahrungen der europäischen Forschungsreisenden wie vor allem auch die Auseinandersetzung mit ihrem orientalischen Forschungsgegenstand prägte. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch am bewusst nüchternen Erzählstil des Berichts, der unemotionaler kaum sein könnte.⁷

5 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 147. Ähnlich droht auch bei anderer Gelegenheit immer wieder eine Infragestellung oder gar Abwertung okzidentaler Männlichkeit – so etwa auch, wenn es um das Musizieren geht („dass ihre Musik weit männlicher und daher schöner wäre als die unsrige“, Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 193.) oder auch ums Tanzen („Es würde einem ehrbaren Mohammedaner übel genommen werden, wenn er seine Geschicklichkeit im Tanzen zeigen wollte“, Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 201.)

6 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 78.

7 Bereits Karin Hausen hat in ihrem berühmt gewordenen, 1976 erstmals erschienen Aufsatz über die „Polarisierung der `Geschlechtscharaktere`“ gezeigt, dass im 18. Jahr-

2. Anpassung und Selbstbehauptung: Die nüchterne Männlichkeit des Forschungsreisenden

Niebuhr lehnte sich bei seiner Reisebeschreibung eng an jenen wissenschaftlichen Bericht an, den er kurz zuvor über die Forschungsreise und ihre Erträge verfasst und publiziert hatte,⁸ versuchte aber mit seinem bewusst nüchternen Stil explizit auch für die Wahrhaftigkeit der von ihm zum Teil erstmalig berichteten Erfahrungen und Erkenntnisse zu werben:⁹

Diejenigen, welche die Reisebeschreibungen bloß zum Zeitvertreib lesen, finden gemeiniglich daran das größte Vergnügen, wenn der Reisende ihnen viele Nachrichten gibt, wie er die fremden Nationen im Umgange gefunden, was er für Beschwerlichkeiten ausgestanden hat und dergleichen. Ich muss gestehen, dies ist unterhaltender als eine trockene Beschreibung von der Lage der Städte und der Wege, die man gereiset ist, und ich hätte leicht von jenen gefälligen Merkwürdigkeiten mehr aufzeichnen können. Ich würde dabei nicht so viele Mühe und Gefahren gehabt haben, als bei der Entwerfung so vieler Grundrisse von Städten und der Reisekarte. Ich würde aber auch, wann ich jenes getan und hierin etwas versäumt hätte, die Absicht der Reise nicht erfüllt haben.¹⁰

In der Tat: Selbst in emotional bewegenden Momenten bleibt Niebuhr geradezu irritierend sachlich. Bei der Schilderung des Todes seiner Reisegefährten, insbesondere seines „Freundes Forskal“, dem dänischen Naturkundler, der ihm bei seinen arabischen Sprachstudien behilflich gewesen war und der ihm auch altersmäßig sowie vom wissenschaftlichen Engagement her am nächsten stand,

hundert Rationalität und Nüchternheit vor allem und zunehmend dem männlichen Geschlecht zugeschrieben wurden, während Gefühle, starke Empfindungen und Emotionalität insbesondere dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurde (Karin Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, hrsg. von Karin Hausen [Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012], 19–49, bes. 24).

8 Carsten Niebuhr, *Beschreibung von Arabien: aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten* (Kopenhagen: Möller, 1772).

9 Die Bedeutung des nüchternen Schreibstils für die Positionierung eines Reiseschriftstellers und insbesondere für seine Glaubhaftigkeit in der zeitgenössischen Diskussion des späteren 18. Jahrhunderts betont Jürgen Osterhammel, *Die Entzauberung Asiens: Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert* (München: Beck, 2010), 179–183.

10 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 52.

erwähnt er seine persönlichen Gefühle nicht.¹¹ Vielmehr rühmt er seine Reisegefährten anlässlich ihres Todes für ihren Anteil, den sie jeweils am Forschungsunternehmen über Arabien hatten. Über den Zeichner Baurenfeind etwa fügt er im August 1762 folgenden knappen Nachruf ein:

Es würde überflüssig sein, wenn ich etwas zum Lobe dieses Künstlers sagen wollte, da viele Prospekte von Städten und die Zeichnungen von Kleidertrachten, welche man zerstreuet in diesem Bande findet [...] zur Genüge von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße zeugen.¹²

Über seinen Diener Berggren, der kurz nach Baurenfeind an der Malaria verstarb, schrieb Niebuhr:

Dieser hatte bei einem schwedischen Husarenobersten in Pomern gegen die Preußen gedient. Er reisete mit uns von Kopenhagen, er hatte eine sehr starke Gesundheit und achtete die Fatiguen auf einer Reise nach Arabien anfänglich sehr geringe. Allein auch er war nicht stark genug, sie zu ertragen. Er starb den folgenden 30ten August, und beide Leichen wurden in die See geworfen.¹³

Aus diesen wenigen Passagen entsteht gleichwohl der Eindruck, es handle sich bei der Forschungsreise ebenso um einen heroischen wie aber vor allem auch patriotischen Akt – patriotisch allerdings weniger im Sinne der nationalen als vielmehr der wissenschaftlichen „Heimat“: Die Strapazen der Reise sind zahllos und lebensbedrohlich, müssen jedoch mit Gleichmut und absoluter Selbstbeherrschung ertragen, ja, durchlitten werden – doch wenn der Ertrag reichlich genug ist, dann sprechen diese für sich und daher „würde es überflüssig sein, etwas zum Lobe dieses Künstlers (oder Gelehrten C.O.) zu sagen.“¹⁴

Selbst ein militärisch geschulter, starker Mann wie Berggren kann hier nicht unbedingt bestehen – denn für diesen „Kampf“ braucht es andere Qualitäten, insbesondere geistige Flexibilität und sozio-kulturelle Anpassungsfähigkeit, um

11 „Wir bedauerten seinen Verlust gar sehr; denn er hatte durch den vielen Umgang mit den gemeinen Leuten [...] nicht nur am besten von der ganzen Gesellschaft die arabische Sprache und ihre verschiedenen Dialekte gelernt und war deswegen sehr oft unser Fürsprecher, sondern er nahm sich auch überhaupt des glücklichen Fortgangs unserer Reise sehr eifrig an.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 400.

12 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 400.

13 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 140.

14 Vgl Anm. 11.

jene „innere Akkulturation“ zu vollziehen, die dem Orientreisenden und -forscher Leib und Leben retten können. Denn eine ganz wesentliche Dimension dieses forscherschen Heroismus ist, laut Niebuhr, die Fähigkeit zur kulturellen Grenzüberschreitung, welche den Kontakt zu den Fremden erleichtert und die Bewegungsfreiheit in der Fremde erhöht. Gleichzeitig darf jedoch zu keiner Zeit das wahre Ziel dieser „inneren Akkulturation“ aus dem Auge verloren werden, das in der Generierung von Wissen und dessen Rücktransfer in die europäische Gelehrten-Kultur, die wissenschaftliche „Heimat“ besteht und dessen größte Bedrohung weniger der Tod, als vielmehr die ungenügende oder falsche Annäherung an das Forschungsobjekt, die fremde Kultur besteht.¹⁵

Diese „innere Akkulturation“ aber war, wie Niebuhrs Bericht deutlich zu entnehmen ist, das Ergebnis eines längeren und nicht selten belastenden, ja, schmerzhaften Lernprozesses, der mit dem Erlernen lokaler Sprachen begann und bei der Übernahme „fremder“ Kleidungs- und Ernährungsweisen noch nicht endete – aber sie konnte, bei fehlender Selbstkontrolle, im Stande eines „Renegaten“, eines Landes- und Religionsverrätters enden.¹⁶ Die Überwindung der Kulturgrenzen war insofern auch keine einfache Aufgabe; sie erforderte sozusagen den „ganzen Mann“ und eine große Härte den eigenen Bedürfnissen, Gefühlen und Gewohnheiten gegenüber – es brauchte, so Niebuhr, „einen gewissen Mut und Kaltsinn“ und gleichzeitig einen permanenten Widerstand gegen Einflüsse und Verführungen von außen, dem (orientalischen) Anderen.¹⁷

Dieses Ideal des „heroischen“ Forschungsreisenden wird durch die (wenn auch seltenen) positiven Beziehungen zu ebenfalls wissenschaftlich interessierten Orientalen des Weiteren zu einem vermeintlich universalen Ideal weiterentwickelt, so etwa, wenn Niebuhr über einen seiner türkischen Reisebegleiter erzählt, der ihm ein wahrer Freund wurde:

[Er] war aus der europäischen Türkei gebürtig und hatte schon in seinem Vaterlande und zu Konstantinopel viel von dem Vorzug gehört, den die Europäer vor den Mohammedanern in den Wissenschaften haben. Weil er weder unsere Bücher lesen

15 Vgl. dazu auch meinen Aufsatz „Der ‚arabophile‘ Carsten Niebuhr. Über emotionale und andere Grenzüberschreitungen im ‚glücklichen Arabien‘, in *Zwischen den Kulturen. Mittler und Grenzgänger*, hrsg. von Joachim Eibach und Claudia Opitz-Belakhal (= *Zeitenblicke* 11/2012, Nr. 1), zuletzt geändert am 7. November 2012, http://www.zeitenblicke.de/2012/1/Opitz-Belakhal/index_html#citation.

16 Die Gruppe traf mehrfach auf solche Renegaten, d. h. zum Islam übergetretene Europäer, die den Reisenden durchaus behilflich waren und ihnen nicht feindlich gesinnt gegenübertraten, denen indes nach Niebuhrs Ansicht der Rückweg in die Heimat versperrt war.

17 Vgl. Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 224.

konnte noch Umgang mit solchen Europäern gehabt hatte, die sich auf Wissenschaften gelegt und dabei morgenländische Sprachen redeten, so suchte er unsere Bekanntschaft und kam sehr fleißig zu uns. Ob er gleich eifriger Mohammedaner war, so war er doch nichts weniger als abergläubisch oder stolz gegen fremde Religionsverwandte, sondern ein wahrer Menschenfreund und ein ehrlicher Mann. [...] Wir hatten nicht weniger Vorteil von seinem Umgange als er von dem unsrigen; denn wir übten uns nicht nur in der arabischen Sprache, sondern erhielten durch ihn auch manche Nachricht, wovon wir sonst nichts würden erfahren haben.¹⁸

Vollends geadelt wurde dieser wissenschaftliche Austausch über Grenzen hinweg dort, wo Niebuhr und seine Begleiter von bedeuteten arabischen Würdenträgern freundlich aufgenommen und ob ihrer Wissenschaft gerühmt, ja, zu Freunden erklärt wurden, wie etwa vom Emir (= Gouverneur) von Loheia, über den Niebuhr zu berichten wusste:

Er war wirklich ein sehr höflicher und rechtliebender Herr und ein großer Freund der Fremden. [...] Alle waren vergnügt, dass sie so besondere Fremde in ihre Stadt bekommen hatten, und wir, dass wir so gutherzige Einwohner in diesem Lande antrafen.¹⁹

3. Gegenbilder: „Mohammedanischer Pöbel“ und gefährliche Weiblichkeit

Das Gegenbild zu diesem aufgeklärten und noblen, gelehrten und wissbegierigen Heroenkreis gleich welcher Religion und Weltanschauung ist einerseits das des „ungebildeten, fanatischen und religiös verblendeten ‚Pöbels‘“, der den Lesenden bisweilen in Gestalt missionierender katholischer Mönche entgegen tritt, aber noch häufiger als aggressiver, fremdenfeindlicher und gefährlicher „mohammedanischer Pöbel“. Dieser Pöbel ist es, der dafür sorgt, dass die europäischen Gesandten ob ihrer Kleidung lächerlich gemacht werden, er bedroht Pilger und Forschungsreisende gleichermaßen mit religiösem Fanatismus und gewalttätiger Intoleranz, er hält Niebuhr von seinen geographischen Messungen ab und er

18 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 280–281.

19 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 299.

sorgt nicht zuletzt auch dafür, dass „die Araber“ generell ein so schlechtes Image in Europa haben, dass man sie nur als Räuber und Diebe kennt.²⁰

Ein wesentlich subtiler gezeichnetes, aber für die Männlichkeitskonstruktion des heroischen Gelehrten noch bedeutsameres Gegenbild ist das der gefährlichen Weiblichkeit, vor allem, aber nicht nur der orientalischen Frauen.²¹ Sie zeichnen sich indes weniger durch Verführungskünste, ein zu ausschweifenden Leben oder durch Liebe zu Luxus und Wohlleben aus, wie in orientalistischen Erzählungen und den „Märchen aus 1001 Nacht“, die in Europa seit dem Ende des 17. Jahrhunderts kursierten, sondern eher durch Gefährdungen und Gefahren anderer Art²²: Es sind etwa die dummen, unvorsichtigen Sklavinnen in einem ägyptischen Schiff, die durch ihre mangelnde Umsicht beinahe einen Schiffsbrand verursachten, die machtgierigen Gattinnen persischer Paschas, die Aufstände und Machtkämpfe provozierten, oder schließlich die eifersüchtigen Ehefrauen arabischer Stammesfürsten, mit denen sich Niebuhr nicht gemein machen wollte.²³ Die Frauen bilden im Übrigen nicht selten eben jenen Pöbel, über den Niebuhr ansonsten nur im Kollektivsingular spricht. So berichtet Niebuhr anlässlich seiner Versuche, eine Karte von Istanbul zu zeichnen, wie „eine junge Dame mit ihren Sklavinnen“ ihm bei seiner eifrigen Vermessungstätigkeit in die Quere kamen und ihm seinen europäischen Hut abnehmen wollte.

20 Vgl. etwa Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 78, 147 u. öfter.

21 Dabei sind Frauen generell eine Gefahr für männliche Gelehrte, jedoch sind die Orientalinnen noch schlimmer bzw. negativer beschrieben als die Europäerinnen, wie etwa an dieser Anekdote deutlich wird: „Ein Europäer zu Konstantinopel [...] versicherte mir, dass [eine griechische Ehefrau] innerhalb 2 Stunden ihre Kleider und besonders ihren Pelz mehr als fünfmal verwechselt hätte. Dies heißt, die Pracht zu übertreiben. Diejenigen Europäer, welche sich beschwerten, dass ihre Frauen zu viel auf Kleider verwenden, können sich also wenigstens damit trösten, dass sie hieran noch weit von den Morgenländerinnen übertroffen werden.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 202.

22 Nur zu Beginn ihrer Reise kommen die Forschenden während der Überfahrt von Istanbul nach Kairo in näheren Kontakt mit Frauen, der ein erotisches Interesse verriet. Die beiden jüngsten, Niebuhr und Forskal, nahmen über lautes Rufen, Gesang und kleine Geschenke Kontakt zu einer Gruppe von Sklavinnen auf, die wie sie selbst auch unter Deck untergebracht waren, und so hatten beide „während dieser Reise manchen Spaß“. Niebuhr resümiert diese Anekdote jedoch mit dem Hinweis auf die unnötige Gefährdung, die von dieser Episode für die Expedition insgesamt ausging: „Aber wären wir verraten worden, so hätte diese Neugier, welche doch wirklich eine Torheit war, uns viel Verdruß machen können.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 88.

23 Über die „unvorsichtigen Weiber in der untern Kajüte“ auf dem Weg von Kairo nach Dschidda vgl. Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 271.

Ich kam noch glücklich mit einigen Scheltworten davon, die die Weiber mir lachend sagten. Ernsthafte Türken ärgerten sich über die Neugierigkeit der Weiber, die sich nicht scheuten, einen Fremden auf öffentlicher Strasse anzuhalten, um seine Kleider zu besehen. Andere lachten darüber, dass ich die Flucht nehmen mußte.²⁴

Über all diese albernem, dummlichen oder gar gefährlichen Frauen berichtet Niebuhr immer nur en passant – oder gar nur in Fußnoten –, aber dennoch gefährden sie das homosoziale Heldentum der Forschungsreisenden ganz grundsätzlich, und zwar besonders dort, wo sie gleichsam als Verkörperung des orientalischen „Fremden“ fungieren, dank ihrer undurchdringlichen Verschleierung oder sogar demonstrativen Abkehr von den europäischen Reisenden.²⁵ Denn es sind letztlich diese verschleierten Frauen, die den Reisenden wie den Lesenden immer wieder vor Augen halten, wie wenig jene trotz aller Bemühungen über die „inneren“ Verhältnisse der bereisten Kultur wissen – und wissen können.²⁶ Aber sie sind es auch, die letztlich begründen helfen, warum es sich lohnt oder sogar unerlässlich ist, tiefer in die Lebensverhältnisse der Orientalen einzudringen als diese selbst es bis dahin getan hatten, es jemals täten oder es den europäischen Forschenden gerne gestatten wollten.

24 Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 847–848. Bezeichnend erscheint mir hier wieder der kulturübergreifende Schulterschluss männlicher Besonnenheit – denn „ernsthafte Türken ärgerten sich“ ebenso wie der gefoppte Autor über die Frechheiten des weiblichen Geschlechts.

25 Immer wieder berichtet Niebuhr von entweder gefährlichen oder jedenfalls befremdlichen Begegnungen mit verschleierten Orientalinnen – so etwa, wenn eine „vornehme Araberin mit einem Bedienten“ vom Kamel absteigt und zu Fuß an der (männlichen) Reisegruppe vorbeigeht, oder auch, wenn eine andere Araberin ihnen „an einer engen Stelle in dem Tal Genne zu Fuß entgegenkam“, sich aber so lange mit dem Rücken zur Reisegesellschaft an die Seite des Weges setzte, bis jene vorbeigezogen war. „Aber als ich ihr den Frieden wünschte und meine arabischen Begleiter aus dieser meiner Auf-führung bemerkten, dass ich ein Fremdling ihrer Sitten sei, belehrten sie mich, daß diese Frau aus Ehrfurcht gegen fremde Mannspersonen uns den Rücken zukehrte und daß ich sie nach ihren Sitten gar nicht hätte grüssen sollen.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 249.

26 Zum Doppelcharakter des Verbergens und Verschleierns als gleichzeitiges Signal von Anziehung und Abstoßung vgl. etwa die Beobachtungen von Silke Wenk, „Verschleiern und Entschleiern: Ordnungen der (Un)Sichtbarkeit zwischen Kunst und Politik“, in *Verschleierter Orient – Entschleierter Okzident? (Un)Sichtbarkeit in Politik, Recht, Kunst und Kultur seit dem 19. Jahrhundert*, hrsg. von Bettina Dennerlein und Susanne Baer (München: Fink, 2012), 47–68.

4. Heroische männliche Wissenschaft

Die vermeintlich so nüchterne, wenn auch eher marginale Berichterstattung Niebuhrs unter anderem über weibliche Kleidung, Wirtschaftstätigkeit oder gar politischer Einflussnahme von Frauen ist also, genauer betrachtet, eingebettet in einen misogynen Diskurs über die Gefahren, die von Frauen als politischen Akteurinnen, als Mitreisende und als Gastgeberinnen, aber eben vor allem auch als Trägerinnen kultureller Alterität, etwa in Mischehen²⁷, ausgehen. Er unterliegt dabei auch einer deutlich „orientalistischen“ Tendenz im Sinne Edward Saids. Der fremde Orient beziehungsweise im Falle von Niebuhr vor allem das bislang kaum bekannte Arabien lockt einerseits als unerforschter Raum, während es sich den Forschenden gleichzeitig auch als unerklärliche und abweisende Fremde verweigert. Diesen Widerstand zu brechen, ihm mit den immer raffinierteren Mitteln der Beherrschung von Raum und Zeit entgegenzuwirken und damit Wissen zu schaffen, das vorher noch niemandem zur Verfügung stand, ist ja erklärtes Ziel der Forschungsreise, dem Niebuhr mit allen Mitteln nachstrebte. So beschreibt er mehrfach, wie die lokale Bevölkerung seine Messversuche oder die Abzeichnung und Dokumentation historischer Inschriften misstrauisch bäugte und zum Teil gar zu verhindern suchte, wie lokale Potentaten sogar mit Waffengewalt die Forschergruppe an der Weiterarbeit oder -reise hinderten und wie Zollbehörden die von den Reisenden so sorgfältig hergestellten Tier- und Pflanzenpräparate für Teufelszeug und Hexenwerk hielten und diese vernichteten.²⁸ Mit Hilfe der

27 Über „gefährliche“ Mischehen zwischen Europäern und Orientalinnen berichtet Niebuhr im 3. Band, wo er über die Verhältnisse in Aleppo/Haleb folgendes zu erzählen weiß: „Abkömmlinge von Franzosen, die dem Reize der morgenländischen Schönen nicht widerstehen können und sich in der Levante verheiratet haben, machen den französischen Konsuln zuweilen auch zu schaffen. [...] und die Handlungskammer zu Marseille wirkte den Befehl aus, daß jeder französische Untertan, der sich ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs in der Levante verheiratet würde, sogleich nach Marseille zurückgesandt werden sollte. Seitdem werden die Untertanen des Königs von Frankreich in der Levante eben nicht mehr durch Ehen vermehrt, und die Konsuln haben nun weniger Streitigkeiten mit der türkischen Obrigkeit.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 769.

28 So etwa beim Abzeichnen von Hieroglyphen in Gizeh, wo Niebuhr von lokalen Beamten an seiner Arbeit gehindert wird. Hier konstatiert er, seine Erfahrungen resümierend: „Es ist daher für einen in den Morgenländern reisenden Europäer jederzeit am besten, wenn er seine Beobachtungen machen kann, ohne mit den vornehmen Mohammedanern bekannt zu werden. Aber dazu wird ein gewisser Mut und Kaltsinn erfordert [...]. Man muß in den Morgenländern bei Abzeichnung der Altertümer oft Hindernisse erwarten. Aber sie sind nicht eben gefährlich, und deswegen muß man sie nicht achten, wenn man nur seinen Endzweck erreichen kann.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 224.

Anwendung älterer oder neuentwickelter europäischer Raum-Messinstrumente, wie sie der Landvermesser Niebuhr in penetranter Weise ständig zur Vorführung bringt, sowohl praktisch, zum Erstaunen oder Erschrecken jener ungebildeten und häufig auch so forschungsfeindlichen arabischen Stadt- und Landbevölkerung wie vor allem auch seiner europäischen Leserschaft, wird der fremden Kultur Tag um Tag und Stück um Stück jenes wertvolle Wissen abgerungen, das die lokale Bevölkerung ihm und seinen Mitreisenden absichtlich verweigert oder aus Ignoranz und Rückständigkeit vorenthalten muss. „Weibliche Ignoranz“, verschleierte orientalisches „Innenleben“ und männlicher Entdeckerdrang werden dabei eng, zum Teil gar direkt verbunden.

So berichtet Niebuhr etwa von seinen schwierigen Vermessungsversuchen in Kairo:

Dieses war freilich eine so mühsame und, in Ansehung der bekannten Insolenz der Kahiriner gegen alle fremde Religionsverwandte, so gefährliche Arbeit, daß noch wohl kein Europäer sie unternommen hat oder so bald unternommen wird. Aber ich habe es gewagt, alle Straßen [...] durch Schritte zu messen und ihre Lage nach einem kleinen Kompaß zu bestimmen.²⁹

Das Wagnis bestand vor allem darin, sich als Fremder in die eng verwinkelten Gassen der Stadt zu begeben, die gleichsam „privaten Charakter“ hatten, jedenfalls nicht ohne Weiteres zugänglich waren und nicht zuletzt deshalb im Bericht als weibliches Territorium erscheinen.³⁰

Niebuhrs Reisebericht erscheint damit letztlich als Dokument einer wissenschaftlichen Neugier und Entdeckerpose, die Tugenden wie Nüchternheit, Mut, Verachtung körperlicher Strapazen und Überwindung der Angst vor dem Fremden – bis hin zu lebensbedrohenden Krankheiten – als kulturelle Ressourcen einer „république des lettres“ verherrlicht, die der Autor selbst als mit gutem

29 Ebenda.

30 Niebuhr fährt nämlich fort: „Weil man also hier den Mann des Tages nicht in seinem Wohnhause sucht und es bei den Morgenländern nicht Mode ist, daß man seine Aufwartung bei der Frau oder Tochter seines Freundes macht, so urteilt man gleich, daß ein Fremder, welcher in ein solches Quartier kommt, sich verirret habe, und es wird ihm gleich von dem ersten, den er nur antrifft, angezeigt, dass die Straße an der anderen Seite keinen Ausgang habe und daß er also wieder zurückkehren müsse.“ Dennoch „habe ich auch Gelegenheit gefunden, einige wenige davon zu sehen, und diese habe ich mit auf dem Grundriß angezeigt, um eine Probe von der besonderen Anlage der Straßen in Kahira zu geben.“ Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 125–126.

Grund männliche Tugenden versteht.³¹ Dies zeigt sich einerseits an seiner konsequenten Abgrenzung von und Auseinandersetzung mit insbesondere jenen lokalen „Ungebildeten“, die im Bericht als „mohammedanischen Pöbel“ abqualifiziert werden, andererseits und vor allem aber an jener misogynen Abgrenzung vom weiblichen Geschlecht jeglicher Provenienz, das nicht nur für forschende, sondern für alle Männer gleich welcher Herkunft und welchen Standes bestenfalls als verführerische Gefährdung, letztlich aber immer als Bedrohung erscheint.

Bibliografie

- Hausen, Karin. „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“. In *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, herausgegeben von Karin Hause, 19–49. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012).
- Hausen, Karin und Helga Nowotny, Hrsg. *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt am Main: Suhrkamp-Verlag 1986.
- Martschukat, Jürgen und Olaf Stieglitz, Hrsg. *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2008.
- Niebuhr, Carsten. *Beschreibung von Arabien: aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten*. Kopenhagen: Möller, 1772.
- Niebuhr, Carsten. *Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern: Mit einem Vorwort von Stig Rasmussen und einem biographischen Porträt von Barthold Georg Niebuhr*. Zürich: Manesse-Verlag, 1992.
- Opitz-Belakhal, Claudia „Der ‚arabophile‘ Carsten Niebuhr. Über emotionale und andere Grenzüberschreitungen im ‚glücklichen Arabien‘, in *Zwischen den Kulturen. Mittler und Grenzgänger*, hrsg. von Joachim Eibach und Claudia Opitz-Belakhal (= *Zeitenblicke* 11/2012, Nr. 1). Zuletzt geändert am 07.11.2012, http://www.zeitenblicke.de/2012/1/Opitz-Belakhal/index_html#citation.
- Osterhammel, Jürgen. *Die Entzauberung Asiens: Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München: Beck, 2010.
- Schnicke, Falko. *Die männliche Disziplin. Zur Vergeschlechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780–1900*. Göttingen: Wallstein 2015.

31 Dies zeigt sich schon allein daran, dass alle gelehrten Tätigkeiten, über die Niebuhr berichtet, ausschließlich in der männlichen Form beschrieben sind, so z. B. im Vorbericht Niebuhr, *Reisebeschreibung*, 49–50, wo von „Naturkundigen, Schriffterklärern, Liebhabern der Wissenschaften, Forschenden und fremden Gelehrten“ die Rede ist. Vgl. dazu auch nochmals die Quellenbelege aus div. Lexika des 18. Jahrhunderts bei Hausen, „Geschlechtscharaktere“, wo dem männlichen Geschlecht all diese Eigenschaften und Tugenden zugeschrieben werden.

Wenk, Silke. „Verschleiern und Entschleiern: Ordnungen der (Un)Sichtbarkeit zwischen Kunst und Politik.“ In *Verschleierter Orient – Entschleierter Okzident? (Un)Sichtbarkeit in Politik, Recht, Kunst und Kultur seit dem 19. Jahrhundert*, herausgegeben von Bettina Dennerlein und Susanne Baer, 47–68. München: Fink, 2012.

Anna Becker

„La traduzion del Indio“. Die *Comentarios reales* des Inka Garcilaso de la Vega zwischen europäischer Wissenstradition und peruanischer Selbstbehauptung

Abstract Die *Comentarios reales de los Incas* (1609) sind die erste Geschichte Amerikas, die von einem gebürtigen Amerikaner geschrieben wurden: „El Inca“ Garcilaso de la Vega, der sich mit diesem Werk als „christlich-katholischer Indio“ in den Kanon der spanischen Literatur einschrieb. Der vorliegende Artikel versteht die *Comentarios* als politischen Text und politisches Programm, das den Herrschaftsanspruch von Mestizen zementieren sollte. Mit dem Fokus auf Geschlecht als analytischer Kategorie untersucht der Artikel Garcilasos subversive Lesart von Männlichkeit und Weiblichkeit, von Herrschaft und Subordination, von europäischer und indigener Gelehrsamkeit, von Tradition und Innovation.

Die Europäische Expansion war begleitet durch Aushandlungen von Spielräumen der Männlichkeit, wie Claudia Opitz in der Einführung zu unserer Sektion noch einmal verdeutlicht. Im Folgenden werde ich die Geschichte von Männlichkeit und ihrer Verhandlung, von Eroberung und hegemonialer Macht anhand einer außergewöhnlichen Quelle nachzeichnen. Die *Wahrhaftigen Kommentare zum Reich der Inka* von El Inca Garcilaso de la Vega stellten die Dominanz europäischer Männlichkeit ausdrücklich in Frage und konstruierten eine neuweltliche Männlichkeit, die auf Prinzipien von Komplementarität des Weiblichen und Männlichen basierte.

In seinen *Comentarios reales de los Incas* (1609) behandelte Garcilaso die Geschichte der Inka von deren Ursprungsmythen bis ungefähr zur Eroberung Cuzcos durch die Spanier. Was Garcilasos *Comentarios* schon auf den ersten Blick so besonders macht, ist die Gegenläufigkeit „seiner“ Geschichte des Inka-Reichs. Alle Historien Amerikas waren bis dato von jenen geschrieben, die von Europa nach Amerika gereist waren; der Verfasser der *Comentarios* allerdings nahm den anderen Weg. Garcilaso, geboren in Cuzco, reiste von Peru nach Spanien und schrieb sich von dort ausdrücklich als „christlich-katholischer Indio“

in den Kanon der spanischen Literatur ein.¹ Im Artikel argumentiere ich, dass gerade der Blickwinkel auf die analytische Kategorie „Geschlecht“ hilft, die *Comentarios reales* nicht nur als Historie der Neuen Welt zu sehen, sondern als politisches Programm in seiner ganzen Tragweite zu verstehen. Dabei sehe ich es als besonders fruchtbar an, Geschlecht, Translation und (erfundene) Tradition in ihren Kreuzungslinien zu bedenken.

Garcilaso wurde 1539 in Cuzco geboren, sieben Jahre nach der ersten offiziellen Begegnung zwischen Inkas und Spaniern in Cajamarca. Er war Sohn des spanischen Konquistadors Sebastián Garcilaso de la Vega und Isabel Suárez Chimpu Oclo, einer Nichte des Inka-Herrschers Huayna Cápac. Seine Mutter war eine *palla*, ein weibliches Mitglied der Herrscherfamilie. Verbindungen zwischen aristokratischen Inka und Konquistadoren waren im ersten Jahrzehnt der Konquista keine Seltenheit, die Kinder aus diesen Verbindungen galten zwar als illegitim, wurden aber dennoch durch ihre Väter anerkannt. Die ersten zehn Jahre seines Lebens verbrachte Garcilaso im Haus der Mutter, wo er Quechua, die Sprache der Inka „mit der Muttermilch aufsaugt“ („[...] lo que mamá en la leche y vi y oí a mis mayores“).² Die nächsten zehn Jahre bis 1559 verlebte er im Haushalt des Vaters, wobei der Kontakt mit der Mutter und ihrer Familie weiterhin eng blieb. Nach dem Tod des Vaters reiste Garcilaso im Alter von 20 Jahren nach Spanien, wo er seine klassisch humanistische Ausbildung, die er schon in Peru begonnen hatte, vertiefte. Nach einer Militärkarriere, bei der ihm allerdings die höchsten Ränge versagt blieben, wandte er sich in den späten 1580er Jahren dem Schreiben zu. Er publizierte zunächst eine Übersetzung von Leo Hebraeus' *Dialoghi d'Amore* (1590). 1605 erschien Garcilasos erstes historisches Werk: *La Florida del Inca*, das Hernando Sotos Eroberungszüge zum Gegenstand hatte. Im Jahr 1609 wurde in Lissabon der erste Teil seines Hauptwerkes, der *Comentarios Reales de los Incas* veröffentlicht, sechs Jahre später folgte ein zweiter Teil.³

Die *Comentarios* wurden das einflussreichste Werk über die Kultur der Inka und nahmen das (früh)aufklärerische Europa im Sturm. Schon John Locke verwies häufig auf die *Comentarios*; im 18. Jahrhundert wurden sie nicht nur vom deutschen Naturrechtler Samuel von Pufendorf und dessen französischem Übersetzer Jean Barbeyrac eifrig gelesen, auch die schottische Aufklärung rezipierte

1 El Inca Garcilaso de la Vega, *Comentarios Reales de los Incas*, hrsg. von Aurelio Miró Quesada. (Lima: Ediciones del Centenario del Banco de Crédito del Perú, 1985), 63.

2 Vega, *Comentarios*, 165. Alle Übersetzungen im Folgenden von der Verfasserin A.B.

3 Für Garcilaso de la Vega und sein Werk siehe Sabine G. MacCormack, *Religion in the Andes: Vision and Imagination in Early Colonial Peru* (Princeton N.J.: Princeton Univ. Press, 1991); Sabine G. MacCormack, *On the Wings of Time: Rome, the Incas, Spain, and Peru* (Princeton, N.J.: Princeton University Press, 2007); Margarita Zamora, *Language, Authority, and Indigenous History in the Comentarios reales de los Incas* (Cambridge: Cambridge University Press, 1988).

Garcilaso breit.⁴ Tupac Amaru II., der behauptete, aus der gleichen Herrscherfamilie zu stammen wie Garcilaso de la Vega, bezog sich in der von ihm geleiteten Rebellion gegen die spanische Herrschaft (1780) ausdrücklich auf die *Comentarios*, deren Umlauf daraufhin von der spanischen Krone verboten wurde. Seit der Unabhängigkeit und bis heute sind die *Comentarios* für das Selbstverständnis Perus als „gemischter“ Gesellschaft wirkmächtig.

Garcilaso wurde als Gómez Suárez de Figueroa geboren. Er wechselt mehrmals seinen Namen und publiziert schließlich als „El Inca Garcilaso de la Vega“: Damit besetzte er für sich nicht nur den Namen seines Vaters, und erinnerte die lesende Öffentlichkeit gleichzeitig an seinen berühmten Onkel, den Dichter Garcilaso de la Vega. Vor allem aber stilisierte sich Garcilaso über seine Mutter als „der Inka“ und damit als Abkömmling der Herrscherfamilie. Die Pointe, die man schon vorwegnehmen muss, ist, dass „Inka“ sich eigentlich nur derjenige nennen darf (so erzählt Garcilaso es uns selbst), der „reinen Blutes“ von einem adligen Inkavater und einer adligen Inkamutter stammte – weder über die mütterliche noch über die väterliche Linie alleine konnte der königliche Titel vergeben werden.

Schon in seinem ersten Werk inszenierte sich Garcilaso selbstbewusst als „Indio“; er versteckte das mütterliche Erbe keineswegs vor der spanischen *república literaria*. Der Titel seines ersten literarischen Werks, der spanischen Übersetzung der *Dialoghi d'Amore* des Leo Hebraeus, verkündete, dass sie aus der Feder „des Indios“ (*la Traduzion del indio*) stammten.⁵ Gleich zu Beginn der Widmung an den König machte Garcilaso dann deutlich, dass er nicht „irgendein“ Indio, sondern von adliger Herkunft sei:

[...] el haberme cabido en suerte ser de la familia y sangre de los Incas, que reinaron en aquellos reinos antes del felicisimo de VRM. Que mi madre la Palla doña Isabel fue hija del Inga Gualpa Topac, uno delos hijos de Topac Inga Yupāgui, y de la Palla Mama Ocllo su legitma muyer, padres de Guyana Capac Inga, ultimo Rey ã fue del Pir.⁶

Es ist mein Glück, in die Familie und aus dem Blut der Inka geboren zu sein, die vor der höchst glücklichen Regierung Seiner Königlichen Hoheit, dieses Reich [Peru] beherrschten.

4 Daniel Carey, *Locke, Shaftesbury, and Hutcheson: Contesting Diversity in the Enlightenment and Beyond* (Cambridge: Cambridge University Press, 2006).

5 Inca Garcilaso de la Vega, *La Traduzion del indio de los tres Dialogos de Amor de Leon Hebreo. Hecha de Italiane en Español por Garcilasso Inga de la Vega, natural de la gran Ciudad del Cuzco, cabeça de los Reynas y Provincias del Piru* (Madrid, 1590).

6 Vega, *Dialogos*, nicht paginiert.

Denn meine Mutter war Palla doña Isabel, Tochter des Inka Huallpa Túpac, einer der Söhne Túpac Inca Yupanqui und der Fürstin Mama Ocllo, seiner legitimen Ehefrau, Vater von Guayana Cápac Inca, des letzten König Perus.

Der Vater, Garcilaso de la Vega „que fue conquistador, y poblador de los Reynos y provincias de Piru“ wird erst sehr viel später und weniger ausführlich erwähnt.⁷ Auch in den *Comentarios* bezeichnete Garcilaso sich an prominenten Stellen als „Indio“, der „von natürlicher Vaterlandsliebe getrieben“, sich „erbot [...] diese Kommentare zu schreiben.“ („Por lo cual, forzado del amor natural de la patria, me ofrecí al trabajo de escribir estos Comentarios, [...]“).⁸ Er habe immer versucht, „treu zu übersetzen aus meiner Muttersprache, die die der Inka ist, in die fremde, das Kastilianische.“ („[...] la cual yo he procurado traducir fielment de mi lengua materna, que es la del Inca, en la ajena, que es la castellana“).⁹

Die Spanier hätten in Unkenntnis der Sprache und der Geschichte der Inka beide verdorben: „Um dieser Verderbnis zu begegnen, sei mir, da ich Indio bin, erlaubt, diese Geschichte als Indio zu schreiben“ („Para atajar esta corrupción me sea lícito, pues soy indio, que en esta historia yo escriba como indio con las mismas letras que aquellas tales dicciones se deben escribir“).¹⁰

Mir erscheint es sehr sinnvoll, in einer geschlechtergeschichtlichen Analyse der *Comentarios reales* das Augenmerk auf das Moment des Übersetzens zu legen. Die *cultural translation*, ein nützliches Konzept der postkolonialen Analyse, um transkulturelle Prozesse und Identitätsformung zu verstehen, wird hier als mit dem Akt des linguistischen Übersetzens zusammengefallen begriffen.¹¹ Bei Garcilaso sind die verschiedenen Sprachen, die er beherrscht, nämlich geschlechtlich markiert. Spanisch ist die Sprache des Vaters, vorgeblich dominant, allerdings nicht in der Lage, die Realitäten Perus zu erfassen. Quechua ist die Sprache der Mutter, im europäischen Diskurs eigentlich minderwertig und unterlegen, wird sie in Garcilasos Schrift die eigentliche Herrschaftssprache. „Übersetzung“ ist demnach Schlüssel zum Verständnis der *Comentarios* und fällt hier mit der Selbstverortung Garcilaso de la Vegas „als Indio“ zusammen.¹² Damit können wir sehen, dass Diskurse um politische Hegemonie und

7 Vega, *Dialogos*, nicht paginiert.

8 Vega, *Comentarios*, 5.

9 Vega, *Comentarios*, 42.

10 Vega, *Comentarios*, 7.

11 Vgl. Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*. 2. Aufl. (London: Routledge, 2012). Serge Gruzinski, *The Mestizo Mind: The Intellectual Dynamics of Colonization and Globalization* (New York: Routledge, 2002).

12 Siehe auch Zamora, *Indigenous History*, 4.

Abhängigkeiten, um politische Superiorität und Inferiorität auch zentral als Geschlechterdiskurse verstanden werden können.

Garcilaso betonte immer wieder die Dürftigkeit der spanischen Sprache und Kultur im Vergleich mit der Sprache und Kultur der Inka. In den *Comentarios* korrigierte er also die spanischen *Historias* und belehrte dabei die Spanier. Das war besonders subversiv, denn „Erziehung“ war eine der Aufgaben, zu denen sich die Spanier gegenüber den Indios verpflichtet sahen. Dies stellte Garcilaso nun aber auf den Kopf. Bei ihm waren es die Spanier, die erzogen und unterrichtet gehörten, und zwar in allen Dingen, die die Kultur, das Herrschaftssystem und das Territorium der Inka betrafen.¹³ Denn das fehlende Verständnis für Quechua, ja das Unvermögen der Spanier, diese komplexe Sprache zu verstehen und zu sprechen war es, was für zahlreiche Missverständnisse gesorgt habe.

Um die Spanier zu belehren, wählte „der Indio“ das Mittel des „Kommentars“. Garcilaso bezeichnete sein Werk also nicht wie vergleichbare Werke, als *historia*.¹⁴ Der Kommentar in der Renaissancetradition war einer der wichtigsten Vermittler von linguistischem und historischem Wissen, von Philosophie und Gelehrsamkeit. Zahlreiche Aristoteleskommentare zum Beispiel brachten dem lateinlesenden Publikum griechische praktische Philosophie nahe. Die meisten Kommentare waren Übersetzung und gleichzeitige Interpretation des Übersetzten im Licht der zeitgenössischen Erkenntnis; sie formten so europäisches Denken, die europäischen Sprachen der Philosophie und des Politischen.¹⁵ Garcilasos Kommentar funktionierte auf mehreren Ebenen. Zum einen kommentierte er die bisher bekannten Geschichtswerke über die neue Welt aus der Feder spanischer Autoren – wie etwa die *Historia moral y natural de las Indias* von José Acosta – und korrigierte sie. Garcilaso lieferte gleichzeitig aber auch einen Kommentar zu den Legenden seiner indianischen Verwandtschaft. Indem er die Inkaerzählungen in das Spanische übersetzte, transportierte er sie damit auf die Ebene der Schriftlichkeit und auf die der Philosophie als (Meister)vorlage (wie die Schriften Platons oder Aristoteles). So formte er eine Sprache, die den Realitäten und der Politik Perus dienen soll.

In vielen wichtigen Passagen gab Garcilaso die Stimme der Inka in wörtlicher Rede wieder und zog sich auf die Position des „Schreibers“ und des Übersetzers

13 Zur Erziehung der Indios durch die Spanier siehe Anthony Pagden, *The Fall of Natural Man: The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology* (Cambridge: Cambridge University Press, 1986).

14 José de Acosta, *Historia moral y natural de las Indias* (Sevilla, 1591); Antonio de Herrera y Tordesillas, *Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar Oceano*, 4 Bde. (Madrid, 1601–1615); Francisco Lopez de Gomara, *Primera y segunda parte de la historia general de las Indias* (Saragossa, 1552).

15 Charles B. Schmitt, *Aristotle and the Renaissance* (Cambridge: Harvard University Press for Oberlin College, 1983).

zurück. Eine der diesbezüglich wichtigsten Passagen in den *Comentarios* ist als *relación* seines Onkels gekennzeichnet: *Relación* oder *relatio* war eine Form des legalen Bezeugens.¹⁶ Unter anderem wurde in ihnen die umkämpfte Frage zur Stellung und Behandlung der Indios ausgefochten, wie etwa in Bartolomé de las Casas berühmter Streitschrift *Brevísima relación de la destrucción de las Indias*, (verfasst 1542, gedruckt 1552). Garcilaso stattete die Inka mit Autorenschaft im Diskurs um ihre eigene Stellung aus, das Objekt wurde hier zum bezeugenden Subjekt.

In der *relación* des Onkels ging es vor allem um die Frage der schriftlichen Zeugnisse: In der Auseinandersetzung um die anthropologischen Positionierung der Inka in der Ordnung der Menschheit war neben dem Fehlen der christlichen Religion das Fehlen der Schriftlichkeit als eines der wichtigsten Argumente für die Rechtmäßigkeit spanischer Alleinherrschaft über indianische Barbaren angeführt worden.¹⁷ Garcilaso korrigierte mit seiner Niederschrift der Worte der Inka-Verwandtschaft nun dieses Bild: Er zeigte, dass es in der Inkatradition eine mündliche Überlieferungsstruktur gab, die den heidnischen – also den griechischen und römischen – historischen und philosophischen Werken ebenbürtig war.

Die Spanier, so machte Garcilaso immer wieder deutlich, besäßen eine nur beschränkte Sprache und seien nicht in der Lage, die indianische Kultur auch nur annähernd zu erfassen. Quechua dagegen sei elegant und komplex; es verfüge über eine Vielschichtigkeit, die das Spanische nicht besitze. Quechua, also die Sprache der Mutter, zu beherrschen, war damit für Garcilaso El Inca de la Vega Herrschaftswissen, und an genau dem mangelte es den Spaniern. Selbstredend war derjenige im Vorteil, der beide Sprachen gleichermaßen beherrscht – ein Mestize wie Garcilaso war also sowohl dem Spanier als auch dem Inkaaristokraten deutlich überlegen.

Es ist verführerisch, Eroberung als männliche Tat über weiblich markierte subalterne Unterworfenen zu deuten und damit die *Comentarios* als ein strategisches Werk zu interpretieren, mit dem sich der feminisierte Garcilaso sozusagen wieder vermännlichte.¹⁸ Gerade aber die Betonung der mütterlichen Herkunft

16 Die klassische Studie zu „relación“ im Kontext der spanischen Krone ist Roberto González Echevarría, „José Arrom, autor de la Relación de las antigüedades de los indios (picaresca e historia)“, in *Relecturas: estudios de literatura cubana*, hrsg. von Roberto González Echevarría (Caracas: Monte Avila Editores, 1976), 17–36.

17 Pagden, *The Fall of Natural Man*, 109–45; David Anthony Brading, „The Incas and the Renaissance: The Royal Commentaries of Inca Garcilaso de la Vega,“ in *Journal of Latin America Studies* 18 (1986): 1–23, hier 2.

18 Michael J. Horswell, *Decolonizing the Sodomite: Queer Tropes of Sexuality in Colonial Andean Culture* (Austin: University of Texas Press, 2010); Doris Sommer, *Proceed with Caution, When Engaged by Minority Writing in the Americas* (Cambridge: Harvard University Press, 1999).

als Herrschaftsvorteil, zusammen mit der Betonung der Bedeutung von *traduzion*, Vermittlung, und der Superiorität der „gemischten“ Individualität der Mestizen macht die Interpretation von Männlichkeit und Weiblichkeit in Garcilasos Kommentaren allerdings weitaus komplizierter.

Garcilaso stilisierte sich über seine Mutter als königlicher Nachkomme und die Kenntnis der mütterlichen Sprache und der mütterlichen Kultur und Geschichte als Herrschaftssprache und Herrschaftswissen. Sein Ziel war es aber nicht, die Eroberung Perus durch die Spanier völlig zu verurteilen; schließlich war er ein Kind dieser Konquista. Selbst den Titel „El Inca“ konnte er nur tragen, weil nach der Dezimierung der Herrscherkaste durch Atahualpa und im Zuge der Konquista, in der viele Spanier Kinder mit Inkafrauen zeugten, es neue Sitte wurde, die *mestizos* mit dem fürstlichen Titel zu versehen. Ziel der *Comentarios* war es daher vielmehr, die imperialen Alleinherrschaftsansprüche der spanischen Krone anzugreifen, die Mestizen wie Garcilaso keinen Anteil an der Regierung der „Neuen Welt“ ließen.

„Eroberung“ in Garcilasos Werk ist daher ein komplexes Phänomen. Die *Comentarios* selbst beginnen mit einer Geschichte der Eroberung: nämlich die der ursprünglichen Bevölkerung des heutigen Perus durch die Inka. In der oben genannten *relación* lässt Garcilaso den Onkel das Peru vor der Inkaherrschaft in Worten beschreiben, die jedem gebildeten Europäer bekannt waren: Das gesamte Land habe aus „gewaltigen Wäldern und Dickichten“ bestanden und „die Menschen zu jener Zeit“ hätten gelebt „wie die Raubtiere und Bestien [...] ohne Religion, ohne Regierung, ohne Dorf oder Haushalte“ („como fieras y animales brutos, sin religión, ny policia, sin pueblo ni casa“).¹⁹ Diese Vision vorzivilisatorischen Ursprungs erinnert nicht von ungefähr an Ciceros frühes Werk *De inventione*.²⁰ Als einer der meistzitierten Texte in der Debatte um die „Natur der Indios“, wurden die Indios im Rückgriff auf *De inventione* als Wilde bezeichnet, die verstreut durch das Dickicht des unbestellten Land streiften. Es brauchte eine rationale Macht, die zivilisiert.²¹ In Synthese mit aristotelischen Gedankengut, in dem sie als Barbaren gekennzeichnet wurden, galt es die Indios zu „zivilisieren“ durch das Eingreifen (d. h. durch die Eroberung) einer rationalen Macht (d. h. der spanischen beziehungsweise portugiesischen Krone). Der Herrschaftstitel Spaniens konnte so durch die zivilisierende Macht der rationalen Gesetzgebung gerechtfertigt werden.

19 Vega, *Comentarios*, 37.

20 Marcus Tullius Cicero, *On Invention: The Best Kind of Orator: Topics*, Loeb Classical Library, Bd. 386, übers. von Harry Mortimer Hubbell. (Cambridge: Harvard University Press, 1949).

21 Pagden, *The Fall of Natural Man*; John Pocock, *Barbarians, Savages and Empires*, Barbarism and Religion, Bd. 4 (Cambridge: Cambridge University Press, 2005), 164–166.

Garcilaso ließ nun seinen indianischen Vorfahren in den Worten Ciceros sprechen. Die zivilisierende Kraft, die hier beschrieben wird, war aber nicht Spanien, sondern es waren die Inka. Der ciceronianischen Vorlage folgend, berichtet Garcilasos Onkel, dass die Inka den Urindianern „*politia, razon y justicia*“ beziehungsweise „*buenas razones, obras y gobierno*“ gebracht hätten.²² Da die Inka die *Antiguos* damit zu „Religion, Regierung, Stadt und Haushalt“ verholfen hatten, erhoben sie die Ureinwohner von einem nahezu tierischen Zustand in die Existenz als *zoon politikon*. Damit sind dann genau die vier Kriterien genannt, die der berühmte Vertreter der Schule von Salamanca, Francisco de Vitoria 1539 in seiner *Relectio de Indiis* aufstellte, um zu zeigen, dass manche Indianer eben keine Barbaren waren, sondern sogar natürliches *Dominium* besaßen.²³

In Ciceros *De inventione* zivilisiert ein weiser Mann die Wilden durch Ratio. An dieser Stelle untergrub Garcilaso das Narrativ. Im Inkaursprungsmythos ist es kein Mann, der zivilisiert, sondern ein Ehepaar: Die Geschwister Inka und Palla, Sohn und Tochter der Sonne. Von der Sonne ausgeschied „geht der *Principe* gen Norden, die *Princesa* gen Süden [...] damit sie Lehrer und Wohltäter der Bewohner jenes ganzen Landes würden, indem sie sie aus ihrem tierischen Dasein herausführten und lehrten, als Menschen zu leben“ („*El príncipe fue al septentrión y la princesa al mediodía [...] para que fuesen maestros y bienhechores de los moradores de toda aquella tierra, sacándoles de la vida ferina que tenían y mostrándoles a vivir como hombres*“).²⁴ Inkafürst und -fürstin lehren die „Wilden“, Häuser zu bauen, menschliche Speisen zu essen und sie geben ihnen Kleider, unterschiedliche für Männer und Frauen. Nun wird die bisher nicht bekannte Ehe eingeführt, genauso wie die Arbeitsteilung nach Geschlecht.²⁵ Zivilisation brachte für Garcilaso klare Geschlechterdifferenzierung.

Vor allem aber gründet das Inka paar die Stadt – als *ciudad imperial*. Damit wurde Cuzco, das zweite Rom (*otra roma*).²⁶ Darüber hinaus gaben Fürst und Fürstin den „wilden“ Indianern auch das Naturrecht, *la ley natural*.²⁷ Garcilaso griff damit zwei der wichtigsten Topoi in der Diskussion um die Stellung der Indios auf. Das war zunächst der Vergleich der Inkaherrschaft mit der imperialen Macht der antiken Zivilisationen. Zum anderen platzierte er die *relación* des Onkels in der Debatte um die Stellung und Natur der Indios, die als

22 Vega, *Comentarios*, 37–38.

23 Francisco de Vitoria, „On the American Indians,“ in *Vitoria: Political Writings*, hrsg. und übers. von Anthony Pagden und Jeremy Lawrance (Cambridge: Cambridge University Press, 1991), 231–292, hier 250.

24 Vega, *Comentarios*, 39.

25 Vega, *Comentarios*, 40.

26 Vega, *Comentarios*, 9–40, 5.

27 Vega, *Comentarios*, 48.

Naturrechtsdiskurs ausgefochten wurde, in den Vorlesungen (*relecciones*) und den Aristoteles- und Rechtskommentaren der Schule von Salamanca.

Garcilaso betonte immer wieder, dass die Eroberung ein gemeinschaftlicher Akt von Mann und Frau, von männlichem und weiblichem Element sei. Jede Stadt – und in der Sprache der Zeit ist damit auch jede Herrschaft gemeint – sei immer nach dem Prinzip der Vereinigung des männlichen und des weiblichen Elements aufgebaut. Dabei seien der männliche und der weibliche Teil „gleich wie die Menschen, gleich wie die Kinder eines Vaters und einer Mutter“ („fuesen iguales como hermanos, hijos de und padre y de un madre“).²⁸ Der Unterschied zwischen beiden bestehe darin, dass der männliche Teil als erstgeborenes Kind, der weibliche Teil als zweitgeborenes anzusehen sei: „kurz: sie waren wie der rechte Arm und der linke in jeder Frage von Rang von Ort und Amt“ („Y en suma fuesen como el brazo derecho y el izquierdo en cualquiera preemencia de lugar y oficio“).²⁹ Obwohl Garcilaso also das Prinzip des Regierens in weiblich und männlich differenzierte, begründete er die Unterschiede *nicht* mit einer etwaigen natürlichen Superiorität des Mannes und Inferiorität der Frau, sondern betonte, dass das weiblich/männliche Herrschaftsprinzip *geschwisterlicher* Gleichheit ähnelt – schließlich waren Fürst und Fürstin nicht nur Ehepaar sondern auch Geschwister. Beide waren unabhängig voneinander ausgezogen, haben sich Untertanen gesucht und „geformt“: *Beide* hatten jeweils Männer *und* Frauen erobert. Aristotelische Vorstellungen, in der die politische Regierung mit der Regierung von Ehemann und Ehefrau über den Haushalt verglichen wurden, gingen hier Hand in Hand mit der platonischen Vorstellung der Einheit von männlichem und weiblichen Element als Ordnungsprinzip der ganzen, der einen Welt.³⁰

Damit spiegelte die Inkaphilosophie, wie Garcilaso sie präsentierte, zumindest teilweise die Grundgedanken in den *Dialoghi d'Amore* des Leo Hebraeus wider, des ersten Werks, das Garcilaso übersetzt hatte. In diesem neoplatonischen Werk ging es um die Liebe, das Begehren, und die Verbindung von Weiblichkeit und Männlichkeit als Ausdruck von Vollkommenheit. Leo Hebraeus war – Garcilaso ähnlich – Wanderer und Kulturvermittler zwischen den Welten gewesen. Der in Portugal geborene Sohn einer Rabbinerfamilie lebte am Hof in Spanien, emigrierte in den Jahren der Judenvertreibung nach Neapel, lebte schließlich in der Toskana und schrieb dort auf Italienisch (also auch nicht des

28 Vega, *Comentarios*, 40.

29 Vega, *Comentarios*, 40.

30 Vgl. Anna Becker, „‘Antike‘ und ‚Mittelalter‘ in der ‚Renaissance‘: Gender als Markierung im politischen Denken zwischen Kontinuität und Wandel,“ in *L'Homme Z.F.G.* 25 (2014): 15–32; Anna Becker, „Der Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit,“ in *Haus im Kontext*, hrsg. von Joachim Eibach und Inken Schmidt-Voges (München: Oldenbourg Verlag, 2015), 667–685; Anna Becker, „Jean Bodin on Oeconomics and Politics,“ in *History of European Ideas* 40 (2014): 135–154.

Autoren Muttersprache) die *Dialoghi*, als Synthese aus platonischem, aristotelischem und hebräischem Gedankengut. Es scheint passend, dass diese dann vom spanischen Inka, dessen Muttersprache Quechua war, in seine zweite Sprache, Spanisch übersetzt wurden, nachdem er selbst von Peru nach Spanien gereist war. Dass es das Prinzip der Liebe sei, Einheit zu erzeugen durch die Vereinigung des weiblichen mit dem männlichen Elements wurde im Zwiegespräch des Philosophen Philón und der Philosophin Sophia entwickelt. Die Liebe und das Wissen benötigten Dialog und Komplementarität; selbst Gott habe nach der Liebe der Welt verlangt. Garcilaso inszenierte die Inka nun als Verkörperung der Prinzipien der *Dialoghi d'Amore* – ein Bestseller der Renaissanceliteratur, den das lesende Publikum gut kannte.³¹

In den *Comentarios* betonte Garcilaso die Macht des mütterlichen Elements. Gott bezeichnete er als weisen und mächtigen Vater, die Natur als „weltumspannende barmherzige Mutter“ („como madre universal y piadosa“).³² Die Sonne sei der Vater, der Mond die Mutter des Lebens, das nur durch die Vereinigung beider Elemente möglich ist. Garcilaso betonte, er selbst habe die Sprache und die Geschichte der Inka mit der Muttermilch aufgenommen – genau wie der berühmte Florentiner Historiker Guicciardini sei er der „Sohn einer würdigen Mutter“ („hijo digno de tal madre“).³³ Der Herrschaftsanspruch des Mestizen speiste sich aus der Vereinigung des mütterlichen mit dem väterlichen Element, des indianischen und des spanischen. Das Beherrschen von zwei Sprachen, Kulturen und Geschichten und der Fähigkeit, durch Übersetzung zwischen ihnen zu vermitteln erzeugte die Vorrangstellung des Mestizen. Gerade die Inka-Weiblichkeit war es, die dem Mestizen im Kontrast mit der einseitig-männlichen (und deshalb auch einfältigen) Maskulinität des Spaniers einen Herrschaftsvorteil verschafft.

Garcilasos Betonung des weiblichen Elements war zwar ein emanzipatorischer Akt im Sinne der Abgrenzung zur spanisch-hegemonialen Maskulinität. Die Idee der Mestizenvorherrschaft war aber auch direktes Ergebnis einer maskulinen Eroberungsphantasie. Garcilaso stellte die Eroberung der Urindios durch das Inkapaar als gemeinschaftlichen Akt dar, in dem Unterworfenen sich freiwillig unter die Herrschaft des Eroberten geben.³⁴ Die unterworfenen Völker haben Freude, *holgar*, an den Inka, sie sind ihnen in Freundschaft und Liebe zugetan.

31 Ausführlicher zu der Verbindung von *Comentarios reales* und *Dialoghi d'Amore*, Roland Greene, *Unrequited Conquests: Love and Empire in the Colonial Americas* (Chicago: University of Chicago Press, 1999), 211–213.

32 Vega, *Comentarios*, 10.

33 El Inca Garcilaso de la Vega, *Historia General del Peru* (Cordoba de Andrés Barrera, 1617), 2r.

34 Vgl. Patricia Heid, „Constructing a Peaceful Imperialism: Manipulating Gender Identity in the *Comentarios Reales de Los Incas*,“ in *The Sixteenth Century Journal* 33 (2002): 93–108.

Die eroberten Frauen „dürfen“ Konkubinen der Inka werden und werden damit doppelt unterworfen: politisch wie sexuell. Garcilaso kritisierte dies keineswegs, sondern er stellte vielmehr die Freiwilligkeit dieser Verbindungen heraus. Was er jedoch bemerkte ist, dass die Nachkommen der sexuellen Eroberung nicht als Inka galten, sondern als nur in zweit- bis drittklassigen Hierarchiestufen mit den Inka verwandt. Hier sah Garcilaso deutlich die (allerdings zu seiner Zeit schon fast vertane) Chance der spanischen Konquista. Auch hier war es zunächst Sitte gewesen, mit Inkafrauen Nachkommen zu zeugen und diese auch anzuerkennen (obgleich nicht zu legitimieren). Bald jedoch wurden immer mehr spanische Frauen nach Peru gesandt, um legitime hispanische Ehen zu schließen. Auch Garcilasos Vater heiratet eine Spanierin, während seine Mutter einem seiner unteren Soldaten zur Frau gegeben wurde. Wir finden keine Hinweise auf die Reaktion der Mutter auf diese Transaktion (und ihre hierarchische Herabwürdigung). Garcilaso aber forderte die Gleichstellung des Mestizen mit Inkaadligen und mit Spaniern zugleich. Er reiste nach Spanien, um das Erbe des Vaters anzutreten, und stilisierte sich dort selbstbewusst als Indio und Inka. Garcilaso kritisierte also nicht die Vergewaltigung, das Eindringen in die Neue Welt und die Körper der Frauen und das Besetzen des Territoriums und der weiblichen Bevölkerung. Vielmehr zielt Garcilasos Kritik auf die ungenügende rechtliche Stellung des Mestizen als Produkt der Eroberung. Die Inkamütter bleiben nach der Konquista Objekte und Unterworfenen – auch die ihrer Mestizensöhne. Garcilaso, El Inca de la Vega, der seine Muttersprache als Herrschaftsinstrument in den Kanon der spanischen Literatur einschrieb, übersetzte die Erzählungen seines Onkels. Die Mutter selbst bleibt stumm.

Bibliografie

- Acosta, José de. *Historia moral y natural de las Indias*. Sevilla, 1591.
- Becker, Anna. „Antike‘ und ‚Mittelalter‘ in der ‚Renaissance‘: Gender als Markierung im politischen Denken zwischen Kontinuität und Wandel.“ *L’Homme* 25 (2014): 15–32.
- Becker, Anna. „Jean Bodin on Oeconomics and Politics.“ *History of European Ideas* 40 (2014): 135–154.
- Becker, Anna. „Der Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit.“ In *Haus im Kontext*, herausgegeben von Joachim Eibach und Inken Schmidt-Voges, 667–685. München: Oldenbourg Verlag, 2015.
- Bhabha, Homi K. *The Location of Culture*. 2. Aufl. London: Routledge, 2012.
- Brading, David Anthony. „The Incas and the Renaissance: The Royal Commentaries of Inca Garcilaso de la Vega.“ *Journal of Latin America Studies* 18 (1986): 1–23.

- Carey, Daniel. *Locke, Shaftesbury, and Hutcheson: Contesting Diversity in the Enlightenment and Beyond*. Cambridge: Cambridge University Press, 2006.
- Cicero, Marcus Tullius. *On Invention: The Best Kind of Orator: Topics*. Loeb Classical Library, Bd. 386. Übersetzt von Harry Mortimer Hubbell. Cambridge: Harvard University Press, 1949.
- Echevarría, Roberto Gonzáles. „José Arrom, autor de la Relación de las antigüedades de los indios (picaresca e historia).“ In *Relecturas: estudios de literatura cubana*, herausgegeben von Roberto Gonzáles Echevarría, 17–36. Caracas: Monte Avila Editores, 1976.
- Gomara, Francisco Lopez de. *Primera y segunda parte de la historia general de las Indias*. Saragossa, 1552.
- Greene, Roland. *Unrequited Conquests: Love and Empire in the Colonial Americas*. Chicago: University of Chicago Press, 1999.
- Gruzinski, Serge. *The Mestizo Mind: The Intellectual Dynamics of Colonization and Globalization*. New York: Routledge, 2002.
- Heid, Patricia. „Constructing a Peaceful Imperialism: Manipulating Gender Identity in the Comentarios Reales de Los Incas.“ *The Sixteenth Century Journal* 33 (2002): 93–108.
- Herrera y Tordesillas, Antonio de. *Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar Oceano*, 4 Bde. Madrid, 1601–1615.
- Horswell, Michael J. *Decolonizing the Sodomite: Queer Tropes of Sexuality in Colonial Andean Culture*. Austin: University of Texas Press, 2010.
- MacCormack, Sabine G. *Religion in the Andes: Vision and Imagination in Early Colonial Peru*. Princeton, N.J.: Princeton Univ. Press, 1991.
- MacCormack, Sabine G. *On the Wings of Time: Rome, the Incas, Spain, and Peru*. Princeton, N.J.: Princeton University Press, 2007.
- Pagden, Anthony. *The Fall of Natural Man: The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology*. Cambridge: Cambridge University Press, 1986.
- Pocock, John. *Barbarians, Savages and Empires*. Barbarism and Religion, Bd. 4. Cambridge: Cambridge University Press, 2005.
- Schmitt, Charles B. *Aristotle and the Renaissance*. Cambridge: Harvard University Press for Oberlin College, 1983.
- Sommer, Doris. *Proceed with Caution, When Engaged by Minority Writing in the Americas*. Cambridge: Harvard University Press, 1999.
- Vega, El Inca Garcilaso de la. *Comentarios Reales de los Incas*. Herausgegeben von Aurelio Miró Quesada. Lima: Ediciones del Centenario del Banco de Crédito del Perú, 1985.
- Vega, Inca Garcilaso de la. *La Traduzion del indio de los tres Dialogos de Amor de Leon Hebreo. Hecha de Italiane en Español por Garcilasso Inga de la Vega, natural de la gran Ciudad del Cuzco, cabeça de los Reynas y Provincias del Piru*. Madrid, 1590.

Vitoria, Francisco de. „On the American Indians.“ In *Vitoria: Political Writings*, herausgegeben und übersetzt von Anthony Pagden und Jeremy Lawrance, 231–292. Cambridge: Cambridge University Press, 1991.

Zamora, Margarita. *Language, Authority, and Indigenous History in the Comentarios reales de los Incas*. Cambridge: Cambridge University Press, 1988.

Sektion VI Wissen und europäische Expansion.
Das epistemische Setting global
agierender Institutionen in der Frühen
Neuzeit

Jorun Poettering

„Bodenständiger Realismus“ als Erfolgskonzept kolonialer Herrschaft? Staat und Wissen über Naturressourcen im portugiesischen Amerika

Abstract Auf ein Konzept des brasilianischen Soziologen Sérgio Buarque de Holanda aufbauend stellt der Artikel den vergleichsweise nüchternen Zugang der Portugiesen zur Natur in der Neuen Welt dar. Sie erhoben nur wenige Informationen und reflektierten das Vorgefundene kaum. Statt die angetroffenen Naturressourcen nutzbar zu machen, suchten sie die ihnen bereits bekannten Edelmetalle und führten die Zuckerwirtschaft ein, womit sie hohe Profite erzielten. Eine Änderung des Wissensregimes erfolgte erst im Rahmen der Aufklärung, als der Marquis von Pombal versuchte, die portugiesische Wirtschaft mit Hilfe der systematischen Erforschung der amerikanischen Kolonie zu stärken. Letztlich schuf er mit dem Einsatz entsprechender Wissensbürokraten die Grundlage für den brasilianischen Staatsbildungsprozess.

In seinem 1959 erstmals erschienen Werk „Vision des Paradieses: Die edenischen Motive bei der Entdeckung und Kolonisation Brasiliens“ konstatierte der brasilianische Soziologe und Historiker Sérgio Buarque de Holanda die geringe Begeisterungsfähigkeit der Portugiesen für den von ihnen in Besitz genommenen Teil des amerikanischen Kontinents.¹ Anders als den Spaniern habe den Portugiesen die Neugier auf das Unbekannte, der Enthusiasmus für das Wunderbare und die

1 Sérgio Buarque de Holanda, *Visão do Paraíso: Os motivos edênicos no descobrimento e colonização do Brasil* (São Paulo: Companhia das Letras, 2010). Zur Bedeutung des Buches vgl. auch Ronaldo Vainfas, „Sérgio Buarque de Holanda: Visão do paraíso,“ in *Introdução ao Brasil: Um banquete no trópico*, Bd. 2, hrsg. von Lourenço Dantas Mota (São Paulo: Senac 2002), 25–42. Das Verfassen dieses Artikels wurde durch die Marie Skłodowska-Curie Finanzhilfvereinbarung Nr. 659520 des EU-Rahmenprogramms für Forschung und Innovation Horizont 2020 ermöglicht. Für kritische Kommentare danke ich Arndt Brendecke, Kilian Harrer, Martin Biersack und den Herausgebern dieses Tagungsbandes.

Fähigkeit zur Reflexion des Erfahrenen gefehlt. Nüchtern hätten sie aufgenommen, was das neu entdeckte Land zu bieten gehabt habe, und sich frei von Spekulationen auf die Registrierung des Vordergründigen beschränkt. Zwar hätten sie ebenso wie die Spanier den Topos des irdischen Paradieses für ihre Darstellungen des amerikanischen Kontinents bemüht, hierfür aber nur die augenfälligsten Aspekte des Angetroffenen als Belege angeführt: die Fruchtbarkeit des Bodens, die üppige Vegetation, das angenehme Klima, das reichlich vorhandene Wasser und die gesunden Lüfte. Statt von Träumen von unermesslichen Reichtümern, welche die spanischen Eroberer zu ihren verwegenen Unternehmungen getrieben hätten, seien die Portugiesen von einem sachlichen Interesse am Handel beherrscht gewesen und hätten ihre Aktivitäten daher über sehr viel längere Zeit auf die Küstenregion beschränkt. Die Haltung der Portugiesen sei jedoch keineswegs „modern“ gewesen, denn sie hätten nicht dem Anspruch des für die Renaissance charakteristischen Idealismus genügt, sondern seien einer für das Mittelalter typischen Mentalität des Konkreten verhaftet geblieben. Für diese spezifisch portugiesische, auf das Unmittelbare ausgerichtete, wenig phantasievolle Wahrnehmung der Neuen Welt prägte Buarque de Holanda den Begriff des „bodenständigen Realismus“ (*realismo pedestre*).²

Tatsächlich war das Amerika-Interesse der Portugiesen nicht nur deutlich nüchterner und utilitaristischer als das der Spanier. Was die Portugiesen im 16. Jahrhundert über die Neue Welt in schriftlicher Form festhielten, war auch weit weniger umfassend als das, was ihre iberischen Nachbarn dokumentierten. Insbesondere gab es so gut wie keine Bemühungen, Wissen systematisch und ohne die Absicht einer unmittelbaren Anwendung zu erheben, wie dies die spanische Regierung etwa mittels der zwischen 1579 und 1585 seriell eingesetzten Fragelisten der *Relaciones Geográficas* veranlasste.³ Eine Forschergruppe um Arndt Brendecke vertritt die These, dass die frühneuzeitliche europäische Expansion die strukturierte Aufnahme von Wissen in weit entfernten Gebieten notwendig machte und dadurch nicht nur maßgeblich zur Entstehung der „modernen empirischen Wissenskultur Europas“ beitrug, sondern dass die Erhebung und Verwaltung des Wissens auch die europäischen Herrschafts- und Verwaltungssysteme prägte und damit wesentlich an der Herausbildung moderner

2 Holanda, *Visão*, 36.

3 Während der spanischen Herrschaft über Portugal, die von 1580 bis 1640 dauerte, erfuhr die Verwaltung der Kolonie eine deutliche Straffung und damit einhergehend wurden vorübergehend auch gezielt Informationen eingeholt, wie man die landwirtschaftliche Produktion erhöhen und die Holzausfuhren besser fiskalisieren könne. Vgl. Guida Marques, „O estado do Brasil na união ibérica: Dinâmicas políticas no Brasil no tempo de Filipe II de Portugal,“ in *Penélope 27* (2002): 7–35; Ronald Raminelli, *Viagens ultramarinas: Monarcas, vassalos e governo à distância* (São Paulo: Alameda, 2008), 36–60.

Staatlichkeit beteiligt war.⁴ Dies trifft auf den portugiesischen Fall jedoch nur mit Einschränkungen zu. Im Folgenden wird ein kurzer Abriss über den Stellenwert des Wissens über die brasilianischen Naturressourcen innerhalb des portugiesischen Kolonialsystems gegeben. Hierbei wird gezeigt, dass die portugiesische Krone wie auch ihre Untertanen von Beginn an auf die Extraktion weniger ihnen bereits zuvor bekannter Rohstoffe fixiert waren und in epistemischer Hinsicht kaum Ambitionen zeigten. Dies war ein im Sinne der Kolonialmacht lange Zeit äußerst profitables Vorgehen. Als die Krone in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann, sich vom eingangs erwähnten „bodenständigen Realismus“ abzuwenden und die Generierung von Wissen über Rohstoffe und deren wirtschaftliche Möglichkeiten im portugiesischen Amerika entsprechend der Leitlinien der portugiesischen Aufklärung gezielt zu fördern, bereitete dies den Boden für die Konstituierung des brasilianischen Nationalstaates nach der 1822 erfolgten Unabhängigkeit.

Wie einzelne Fachhistoriker immer wieder (zu Recht) beklagen, wurden die im Rahmen der portugiesischen Überseeexpansion entstandenen Beiträge zur Wissensentwicklung in der Frühen Neuzeit und insbesondere zur wissenschaftlichen Revolution lange Zeit nicht hinreichend beziehungsweise überhaupt nicht von der nordeuropäischen und nordamerikanischen Wissenschaftsgeschichte zur Kenntnis genommen.⁵ Tatsächlich waren die Portugiesen, in Wechselwirkung mit ihren Fahrten nach Übersee und unter aktiver Förderung durch den königlichen Hof, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts führend in der Kartographie, Astronomie und Mathematik, abgesehen davon, dass sie herausragende Werke auf einzelnen anderen Wissensgebieten schufen, wie etwa die Abhandlung zur Botanik und Pharmazie von Garcia de Orta. Es gab im portugiesischen Humanismus (ca. 1430 bis 1570) ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Überlegenheit der eigenen Erfahrung gegenüber den antiken und mittelalterlichen Überlieferungen im Prozess der Wahrheitsfindung, welches unter anderem zur gezielten Ausführung wissenschaftlicher Experimente an unterschiedlichen

4 Arndt Brendecke, *Imperium und Empirie: Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft* (Köln: Böhlau, 2009), Zitat von S. 21; Benjamin Steiner, *Colberts Afrika: Eine Wissens- und Begegnungsgeschichte in Afrika im Zeitalter Ludwigs XIV.* (München: De Gruyter Oldenbourg, 2014); außerdem die demnächst erscheinende Habilitationsschrift von Susanne Friedrich. Auf dem Frühneuzeittag „Globale Verflechtungen – Europa neu denken“ war die Gruppe mit einem Panel zu „Wissen und europäische Expansion. Das epistemische Setting global agierender Institutionen in der Frühen Neuzeit“ vertreten, in dessen Rahmen ich diesen Beitrag erstmals vorstellte.

5 Stellvertretend sei genannt: Jorge Cañizares-Esguerra, „Iberian Science in the Renaissance: Ignored How Much Longer?“ in *Perspectives on Science* 12/1 (2004): 86–124.

Stellen der Erdkugel führte.⁶ Dennoch sind für das portugiesische Amerika bis zum Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie keine wissenschaftlichen Erörterungen noch Belege für ein tieferes Interesse des Staates an der wirtschaftlichen und sozialen Beschaffenheit oder dem Potential des Landes entstanden. Gab es im 16. Jahrhundert noch diverse Institutionen in Lissabon, in denen das im Rahmen der Expansion erworbene Wissen präsentiert, diskutiert, weiterverarbeitet oder zumindest verwahrt wurde, so verloren diese in der Folgezeit, als Brasilien zur wichtigsten Kolonie des Imperiums aufstieg, weitgehend an Bedeutung.

Abgesehen von dem ausführlichen Brief über die Entdeckung des Subkontinents durch Pedro Álvares Cabral im Jahr 1500 und wenigen weiteren Ausnahmen war eine der ersten portugiesischen Darstellungen Amerikas die 1576 in Lissabon veröffentlichte „Geschichte der Provinz Santa Cruz, die wir üblicherweise Brasilien nennen“ von Pero Magalhães de Gândavo.⁷ Gleich zu Beginn des Prologs an den Leser äußerte sich der Autor zu dem Mangel an Wissen über das Land:

A causa principal que me obrigou a lançar mão da presente história, e sair com ela à luz foi por não haver até agora pessoa que a empreendesse, havendo já setenta e tantos anos que esta província é descoberta; a qual história creio que mais esteve sepultada em tanto silêncio, pelo pouco caso que os portugueses fizeram sempre da mesma província, que por faltarem na terra pessoas de engenho e curiosas, que por melhor estilo e mais copiosamente que eu a escrevessem.⁸

Der wichtigste Grund, der mich dazu verpflichtete, mich mit der vorliegenden Geschichte zu befassen und sie ans Licht zu bringen, war, dass dies bis jetzt noch niemand unternommen hat, obwohl bereits über siebenzig Jahre vergangen sind, seit diese Provinz entdeckt wurde; ich glaube, dass diese Geschichte vor allem deswegen in soviel Stille begraben ist, weil die Portugiesen nie viel Aufhebens von der Provinz gemacht haben, und nicht so sehr, weil es im Land an Personen mangelte, die befähigt und neugierig wären, sie in besserem Stil und ausführlicher als ich aufzuschreiben.

6 Jorun Poettering, „Als die Säulen des Herakles umstürzten: Wissen, Wissenschaft und Herrschaft in der portugiesischen Expansion (15. und 16. Jahrhundert),“ in *Saeculum* 64/2 (2014): 257–289.

7 Pero de Magalhães Gandavo, *História da província de Santa Cruz*, hrsg. von Ricardo M. Valle (São Paulo: Hedra, 2008).

8 Gandavo, *História*, 59. Eigene Übersetzung.

Tatsächlich war die portugiesische Krone bis ins 17. Jahrhundert vor allem an der Handelsroute nach Indien interessiert, auf der es außer wertvollen Gewürzen auch Gold, Elfenbein und andere hoch geschätzte Luxuswaren zu holen gab. Ihr Engagement in Amerika war dagegen gering. Die Erkundung der Küsten überließ sie ebenso privaten Unternehmern wie den Handel mit Brasilholz, welchen die Krone über Exklusivverträge verpachtete.⁹ Als andere europäische Mächte begannen, den Portugiesen das Land streitig zu machen, beschloss die Krone 1534 zwar, die Handelskolonie in eine Siedlungskolonie umzuwandeln, griff aber auch dafür auf mit umfangreichen Vollmachten ausgestattete Privatunternehmer (*capitães donatários*) zurück. Die staatliche Verwaltung war nur in geringem Ausmaß in den frühen Erkundungs- und Kolonisationsprozess eingebunden und blieb sowohl über das Treiben der Kolonialunternehmer als auch über das Land selbst relativ uninformiert. Erst 1548 begann mit der Einrichtung des Generalgouvernements die allmähliche militärische, juristische und administrative Durchdringung des Landes.¹⁰

Gândavo verfolgte mit seinem Bericht die Absicht, potentielle Siedler für die dauerhafte Bewirtschaftung der Kolonie zu motivieren. Sein Prolog geht wie folgt weiter:

Porém já que os estrangeiros a tem noutra estima, e sabem suas particularidades melhor e mais de raiz que nós [...], parece coisa decente e necessária terem também os nossos naturais a mesma notícia, especialmente para que todos aqueles que nestes reinos vivem em pobreza não duvidem escolhê-la para seu amparo; porque a mesma terra é tal, e tão favorável aos que vão buscar, que a todos agasalha e convida com remédio por pobres e desamparados que sejam.¹¹

Da die [Provinz Brasilien] jedoch bei den Ausländern in höherem Ansehen steht und diese ihre Eigenschaften besser und tiefgründiger kennen als wir [...], scheint es geboten, dass auch die Menschen in Portugal über dieselben Informationen verfügen, insbesondere damit all jene, die in diesen Königreichen [Portugal und Algarve] in Armut leben, nicht zögern, sie für

9 Jorge Couto, *A construção do Brasil: Ameríndios, Portugueses e Africanos, do início do povoamento a finais de Quinhentos* (Lissabon: Cosmos, 1995).

10 Pedro Puntoni, „O governo-geral e o Estado do Brasil: poderes intermédios e administração (1549–1720),“ in *O Brasil no império marítimo português*, hrsg. von Stuart B. Schwartz und Erik Lars Myrup (Bauru: EDUSC, 2009) 39–73.

11 Gandavo, *História*, 59. Eigene Übersetzung.

ihren Unterhalt zu wählen; denn das Land ist derart günstig für alle, die dort hingehen, dass es alle aufnimmt und ihnen Möglichkeiten gewährt, wie arm und verlassen sie auch sein mögen.

Mit den bereits zwanzig Jahre zuvor erschienen Brasilienberichten von Hans Staden und André Thevet verfügten die Europäer in der Tat über zwei hervorragende Informationsquellen, denen die Portugiesen bis dahin nichts entgegen zu setzen hatten.¹² Ebenso wie jene beiden Autoren beschrieb auch Gândavo in seiner Abhandlung die Indigenen, ihre Bräuche und Kriege, aber auch einige Arten der einheimischen Flora und Fauna. Als Rohstoffe für den Export beziehungsweise Einnahmequelle für den Staat sah er diese jedoch nicht. Vielmehr ging es ihm darum, die allgemeine Fruchtbarkeit des Landes anzupreisen, die es angeblich jedem noch so armen Menschen ermöglichte, mit Hilfe weniger Sklaven ein auskömmliches Leben zu führen. Erst im letzten Kapitel ging er auf Hinweise über das Vorkommen von Gold und Edelsteinen im Landesinnern ein, doch blieb er bei einer vagen Andeutung, die auf Erzählungen von Indigenen beruhte und wohl vor allem als weiterer Anreiz für die Anwerbung von Siedlern gedacht war.

Kulturhistoriker wie Hans Ulrich Gumbrecht, Anthony Pagden und andere stellten schon bezüglich der ihrer Einschätzung nach relativ geringen Wissensproduktion in und über das spanische Amerika fest, was im Sinne des eingangs zitierten Werkes von Buarque de Holanda noch stärker auf das portugiesische Amerika zutrifft: Die Schwierigkeit, das „Anderer“, über das die Eroberer neues Wissen generieren könnten, zu erfassen, das „Fremde“ zu reflektieren und die eigenen Erfahrungsprämissen zu revidieren.¹³ So nahmen auch die frühen portugiesischen Autoren die Unterschiede zwischen der portugiesischen und der brasilianischen Natur nicht als substantiell wahr. Der Jesuitenpater Fernão Cardim etwa bemerkte in den 1580er Jahren, als er über die schnelle Adaptation der aus Europa eingeführten Haustiere und Nutzpflanzen berichtete: „Este Brasil é já outro Portugal“ (Dieses Brasilien ist bereits ein anderes Portugal).¹⁴ Auch aus

12 Hans Staden, *Wahrhaftige Historia: Zwei Reisen nach Brasilien (1548–1555)*, hrsg. von Franz Obermeier (Kiel: Westensee Verl., 2007 [Marburg 1557]); André Thevet, *Le Brésil d'André Thevet: les singularités de la France antarctique (1557)*, hrsg. von Frank Lestringant (Paris: Éd. Chandeigne, 1997).

13 Hans Ulrich Gumbrecht, „Wenig Neues in der Neuen Welt: Über Typen der Erfahrungsbildung in spanischen Kolonialchroniken des XVI. Jahrhunderts,“ in *Die Pluralität der Welten: Aspekte der Renaissance in der Romania*, hrsg. von Wolf-Dieter Stempel (München: Fink, 1987), 227–249; Anthony Pagden, *Das erfundene Amerika: Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt* (München: Diederichs, 1996 [1993]).

14 Fernão Cardim, *Tratados da terra e gente do Brasil*, hrsg. von Ana Maria de Azevedo (São Paulo: Hedra, 2009), 168. Eigene Übersetzung.

Sicht der Politik waren die Lebensverhältnisse in der Alten und Neuen Welt einander so ähnlich, dass in Amerika kaum neuartige Institutionen gegründet oder eine eigene Gesetzgebung ins Leben gerufen werden brauchten. Vielmehr schien es auszureichen, die im Mutterland gebräuchlichen Formen der Verwaltung einfach zu übertragen. Zwar fand zwischen den Amtsträgern im portugiesischen Amerika und dem Hof in Lissabon ein intensiver Briefverkehr statt, in dem ausführlich über die Vorgänge in der Kolonie beratschlagt wurde, doch scheint der Drang nach Vermittlung „vollständiger Kenntnis“ weit geringer gewesen zu sein als dies im spanischen Imperium der Fall war.¹⁵

Im täglichen Leben passten sich die portugiesischen Siedler an die örtlichen Gegebenheiten an: Sie veränderten ihre Essgewohnheiten, nahmen indigenes Heilwissen auf und profitierten von den handwerklichen Techniken und den Ortskenntnissen der Indigenen. Doch reflektierten sie dies nicht in schriftlicher Form und zollten der Nützlichkeit des indigenen Wissens keine Anerkennung. Vielmehr entsprach es dem stark von den Jesuiten bestimmten luso-brasilianischen Diskurs, die Indigenen als faul und unzivilisiert zu beschreiben. Insbesondere hätten sie kein Verständnis für die Aneignung von Besitz und wirtschaftliche Produktivität. So schrieb Pero Magalhães de Gândavo über die Einheimischen (er hielt es nicht für nötig, zwischen verschiedenen Ethnien zu differenzieren):

[Quando criam seus filhos] somente lhes pagam com aquela criação em que a natureza foi universal a todos os outros animais que não participam de razão. Mas a vida que buscam, e granjearia de que todos vivem, é à custa de pouco trabalho e muito mais descansada que a nossa porque não possuem nenhuma fazenda, nem procuram adquiri-la como os outros homens, e assim vivem livres de toda cobiça e desejo desordenado de riquezas, de que as outras nações não carecem; e tanto, que ouro nem prata nem pedras preciosas tem entre eles nenhuma valia [...].¹⁶

[Wenn sie ihre Kinder aufziehen], versorgen sie sie nur mit dem, was die Natur auch allen anderen Tieren bietet, die keinen Verstand haben. Doch das Leben, das sie suchen, und das Land, von dem sie alle leben, bereitet ihnen nicht viel Arbeit. Es ist viel entspannter als unseres, weil sie keinerlei Güter besitzen

15 Vgl. Brendecke, *Imperium und Empirie*, 14. Eine vergleichende Untersuchung der Korrespondenzen im spanischen und portugiesischen Imperium sowie ihres jeweiligen Anspruchs auf Vollständigkeit steht allerdings noch aus.

16 Gandavo, *História*, 127. Eigene Übersetzung.

und auch nicht danach streben, welche zu erlangen, wie andere Menschen. Daher leben sie frei von aller Habgier und wirrem Verlangen nach Reichtümern, an denen es den anderen Nationen nicht mangelt. So sehr, dass weder Gold noch Silber noch Edelsteine für sie irgendeinen Wert darstellen [...].

Ebenso wie sich die Portugiesen darauf beschränkten, ihre eigene politische Organisation auf das fremde Land zu übertragen, ohne sie ernsthaft zu modifizieren, modifizierten sie auch ihre im Voraus gefassten Vorstellungen von dessen Bewirtschaftungsmöglichkeiten nicht wesentlich. Statt sich von den vorhandenen Ressourcen inspirieren zu lassen, suchten sie von Beginn an nach Gold und Silber. Dementsprechend berichtete der Schiffsschreiber Pero Vaz de Caminha bereits in dem Brief, mit dem er den König von der Entdeckung Brasiliens in Kenntnis setzte, über Hinweise auf ein mögliches Vorkommen von Edelmetallen. Diese beschränkten sich darauf, dass die Indigenen die Edelmetalle an den Portugiesen identifiziert und daraufhin auf ihr Land gezeigt hätten. Die Beschreibung eines möglichen Tauschgeschäftes von brasilianischem Gold gegen portugiesische Rosenkränze, welches die Indigenen angedeutet hätten, kommentierte Caminha selbstkritisch:

Isto tomávamos nós assim por o desejarmos; mas se ele queria dizer que levaria as contas e mais o colar, isto não queríamos nós entender, porque não lho havíamos de dar.¹⁷

Dies verstanden wir so, weil wir es uns wünschten; aber wenn er [der Indigene] sagen wollte, dass er die Rosenkranzperlen und die Goldkette des Kapitäns mitnehmen wollte, so hätten wir dies nicht verstehen wollen, denn es kam nicht in Frage, sie ihm zu geben.

Anlässlich einer späteren Begegnung mit einem alten indigenen Würdenträger, erzählte Caminha, wie jener zu den Portugiesen gesprochen habe und der Kapitän zu ihm,

[...] sem nunca ninguém o entender, nem ele a nós quantas coisas lhe perguntávamos acerca de ouro, que nós desejávamos saber se havia na terra.¹⁸

17 Pero Vaz de Caminha, *Carta ao rei D. Manuel*, hrsg. von Rubem Braga (Rio de Janeiro: Best Bolso, 2015), 26. Eigene Übersetzung.

18 Caminha, *Carta*, 49. Eigene Übersetzung.

[...] ohne dass jemand ihn je verstanden hätte, noch er uns [verstanden hätte] bezüglich der vielen Dinge, die wir ihn zum Gold fragten, von dem wir zu wissen wünschten, ob es solches in diesem Land gebe.

Abschließend erklärte er, dass die Portugiesen noch immer nicht wirklich wüsten, ob sich Gold, Silber oder andere Metallerzeugnisse in dem neu entdeckten Land finden ließen.¹⁹

Da die Portugiesen nicht sofort auf Gold stießen, bedienten sie sich in den ersten Dekaden nach ihrer Ankunft vor allem am reichlich vorhandenen Brasilholz, das ihnen bereits von den Atlantischen Inseln bekannt war und von dem sie wussten, dass sie damit hohe Gewinne auf den europäischen Märkten erzielen würden. Die Abholzung nahm sehr schnell ein großes Ausmaß an, so dass die Krone bereits 1534 erste Anweisungen gab, die Wälder zu schützen, um eine nachhaltigere Bewirtschaftung zu ermöglichen.²⁰ Auch als die Krone sich entschloss, das Land zu besiedeln, förderte sie nicht die Produktion beziehungsweise Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse, sondern führte stattdessen den Zuckerrohranbau ein. Mit dieser Nutzpflanze, die die Portugiesen seit dem Mittelalter auf der Iberischen Halbinsel kultivierten, hatten sie ebenfalls bereits auf den Atlantischen Inseln hervorragende Erfahrungen gemacht. Während der gesamten Kolonialzeit sollte der Zuckerrohranbau als Monokultur die brasilianische Agrarstruktur prägen. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts kam schließlich als weiteres zentrales Ausfuhrgut das inzwischen im Landesinnern gefundene Gold hinzu.

Auch wenn eine solche Bewirtschaftung der Kolonie aus heutiger Perspektive wenig nachhaltig erscheint, bescherte sie der Krone lange Zeit hohe Einnahmen.²¹ Zunächst ergaben sich die Erträge aus der Kolonie fast ausschließlich aus dem Steuer- und Zollaufkommen der Siedler, im 18. Jahrhundert kam noch eine Abgabe von 20% aller Goldfunde hinzu, welche die Staatskasse in erheblichem Maße füllte. Brasilien war auf diese Weise bereits im 17. Jahrhundert zur

19 Caminha, *Carta*, 85.

20 Maria Isabel de Siqueira, *O Direito e o Estado no Brasil filipino: Inovação ou continuidade legislativa* (Jundiaí: Paco Editorial, 2011), 79–80. Vgl. auch Shawn William Miller, *Fruitless Trees: Portuguese Conservation and Brazil's Colonial Timber* (Stanford: Stanford University Press, 2000).

21 Angelo Alves Carrara, „Costos y beneficios de una colonia: introducción a la fiscalidad colonial del Estado de Brasil, 1607–1808,“ in *Investigaciones de Historia Económica* (2010): 13–42; Pedro Puntoni, „A Provedoria-mor: fiscalidade e poder no Brasil colonial,“ in *O Brasil na monarquia hispânica 1580–1668: novas interpretações*, hrsg. von Ana Paula Torres Megiani, José Manuel Santos Pérez und Kalina Vanderlei Silva (São Paulo: Humanitas, 2014), 59–90.

ertragreichsten portugiesischen Besitzung in Übersee geworden. Sie war für die Krone profitabel, auch ohne eine staatlich organisierte Aufnahme und Verarbeitung von Wissen über die Existenz und Nutzbarkeit einheimischer Rohstoffe oder Investitionen in die Erschließung neuartiger Wirtschaftszweige.²²

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts entstand schließlich eine erste bedeutende Abhandlung über das Potential der brasilianischen Wirtschaft. Es handelt sich um die *Cultura e Opulênica do Brasil* (etwa: „Landwirtschaft und Reichtum von Brasilien“) von André João Antonil, einem italienischen Jesuiten, der 25 Jahre in Brasilien verbracht hatte, bevor er im Jahr 1711 sein Buch veröffentlichte.²³ Darin berichtete er ausführlich über die technischen Einzelheiten des Zuckerrohranbaus, wofür er auf eigene Beobachtungen und die Befragung eines erfahrenen Zuckerplantagen-Meisters zurückgriff, und in kürzerer Form über den Tabakanbau, den Gold- und Silberabbau sowie die Viehwirtschaft. Vor allem in Bezug auf den Zucker handelt es sich um ein Buch, welches einen unmittelbaren praktischen Nutzen für die Plantagenbesitzer hätte haben können, denn was Landwirte sonst bestenfalls durch mündliche Überlieferung oder eigene Erfahrung lernen konnten, war hier in schriftlicher Form aufbereitet. Doch nachdem der König zunächst die Erlaubnis zum Druck und dann zum Verkauf des Buches gegeben hatte, wurde auf Anraten des Überseerates bereits zwei Wochen später fast die gesamte Auflage wieder eingezogen und verbrannt. Nur etwa sieben Exemplare blieben erhalten. Für die Entwicklung der Zuckerrohrplantagen dürfte die Abhandlung daher keinerlei Konsequenzen gehabt haben. Als Grund für die Vernichtung führen Historiker die Geheimhaltungspolitik der portugiesischen Krone gegenüber anderen Nationen an, insbesondere in Bezug auf die Goldvorkommen.²⁴ Hierfür nahm die Krone offenbar in Kauf, dass das vorhandene Wissen selbst innerhalb der eigenen Bevölkerung nicht verbreitet wurde und die zu erwartende Steigerung der Erträge mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntnisse ausblieb. Zudem deutet das kopflose Vorgehen darauf hin, dass derartige Vorgänge in der Praxis nur sehr selten vorgekommen sein dürften.

22 Für die Auffindung von Gold förderte die Krone Expeditionen ins Landesinnere (*entradas*), ließ sich über diese aber keine Berichte anfertigen, vgl. Anthony J. R. Russell-Wood, „New Directions in *bandeirismo* Studies in Colonial Brazil,“ in *The Americas* 61/3 (2005): 353–371.

23 André João Antonil (= João Antônio Andreoni, S. J.), *Cultura e opulência do Brasil*, hrsg. von Affonso de E. Taunay, Fernando Sales und Leonardo Arroyo. 3. Aufl. (Belo Horizonte: Itatiaia, 1982).

24 Vgl. die Begleittexte in der oben genannten Ausgabe: Antonil, *Cultura*. Zur Bedeutung des Textes siehe auch Rogério Ribeiro de Oliveira und Verena Winiwarter, „Toiling in Paradise: Knowledge Acquisition in the Context of Colonial Agriculture in Brazil’s Atlantic Forest,“ in *Environment and History* 16 (2010): 483–508.

Erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte eine Änderung in der Politik des Umgangs mit Wissen und die Abkehr vom „bodenständigen Realismus“. Sie wurde ausgelöst durch die Grenzziehung zum spanischen Kolonialreich (Verträge von Madrid 1750 und San Ildefonso 1777) und die Notwendigkeit der erfolgreichen Besiedlung und Bewirtschaftung des durch sie definierten portugiesischen Gebietes. Um sich wirtschaftlich gegen die Konkurrenz der übrigen europäischen Kolonialmächte behaupten zu können, sollte die Kolonie zudem entsprechend der Maxime der portugiesischen Aufklärung ertragreicher gemacht und der Handel intensiviert werden.²⁵ Der portugiesische Staatssekretär Marquis von Pombal (1750–1777) richtete hierfür nicht nur zwei Brasilienhandelsgesellschaften ein, sondern ließ auch den ersten Botanischen Garten Portugals und ein Museum für Naturgeschichte anlegen (1768), die seit den 1770er Jahren mit Proben von Tier- und Pflanzenarten aus Brasilien beschickt wurden.²⁶ Außerdem reformierte er die Universität von Coimbra (1772), stärkte die Erforschung der Naturwissenschaften und stattete die Institution mit den modernsten wissenschaftlichen Geräten aus. Kurz nach dem Ende seiner Amtszeit erfolgte die Gründung einer königlichen Akademie der Wissenschaften in Lissabon (1779). Zugleich entstand im Laufe des 18. Jahrhunderts eine aufgeklärte luso-brasilianische Elite, deren Mitglieder in Brasilien geboren waren, an der Universität von Coimbra in Portugal studiert hatten und anschließend wichtige Posten im gesamten portugiesischen Imperium übernahmen.²⁷ Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts führten Naturhistoriker und Mathematiker so genannte „philosophische Reisen“ durch, bei denen es sich um von der Krone finanzierte Expeditionen durch den amerikanischen, den asiatischen und den afrikanischen Kontinent handelte, mit dem Ziel, den König systematisch über das Potential seines Herrschaftsgebietes zu unterrichten.²⁸

Der brasilianische Historiker Ronald Raminelli zeigte, wie die – für die portugiesische Expansionsgeschichte allgemein zentrale – Gnadenökonomie (*economia da graça*) auch in Bezug auf das Wissen angewendet wurde.²⁹ Nicht allein für in Übersee geleistete Kriegsdienste habe der König seine Vasallen mit Gnaden in Form von Land, Ämtern oder Ritterordenstiteln belohnt und damit

25 Raminelli, *Viagens*, 61–96.

26 Raminelli, *Viagens*, 11.

27 Vgl. hierzu außer Raminelli, *Viagens* auch José Augusto Pádua, *Um sopro de destruição: Pensamento político e crítica ambiental no Brasil escravista, 1786–1888*. 2. Aufl. (Rio de Janeiro: Jorge Zahar Editor, 2004).

28 Raminelli, *Viagens*, 97–134.

29 Vgl. zur Gnadenökonomie auch Antonio Manuel Hespanha, „Les autres raisons de la politique: L'économie de la grâce,“ in *Recherche sur l'histoire de l'État dans le monde hispanique, 15e-20e siècle*, hrsg. von Jean-Frédérique Schaub (Paris: Presses de l'École normale supérieure, 1993), 67–86.

das individuelle Engagement bei der Kolonisierung gefördert, sondern auch für „Wissensdienste“. In Briefen, Berichten und Traktaten hätten ihn die Vasallen über wichtige Ereignisse und Taten informiert, mit der Aussicht auf – oft aber auch der direkten Bitte um – einen entsprechenden Gnadenerweis. Dies war bereits beim allerersten Bericht über die Entdeckung Brasiliens der Fall, dem bereits erwähnten Brief des Schiffsschreibers Pero Vaz de Caminha, der mit der Bitte schloss, dass der König Caminhas Schwiegersohn von der Verbannung nach São Tomé begnadigen möge.³⁰ Auch das zitierte Traktat von Pero Magalhães de Gândavo sowie einzelne andere Berichte aus dem 16. Jahrhundert wurden entsprechend vom König entlohnt.³¹ Raminelli sieht das Konzept aber insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verwirklicht, als sich hervorragend ausgebildete und vom portugiesischen Staat angewiesene Wissenschaftler in der Landesvermessung betätigten oder versuchten, die Landwirtschaft und den Bergbau durch die Einführung neuer Technologien ertragreicher zu gestalten. Entsprechend der Prinzipien der Gnadenökonomie hätten sie mit der Durchführung ihrer Expeditionen und der Anfertigung ihrer Berichte das Ziel verfolgt, ein prestigeträchtiges Amt am Hof oder in der Kolonialverwaltung zu übernehmen, nicht jedoch eine Tätigkeit in der Wissenschaft auszuüben. Sie hätten ihre gelehrten Abhandlungen für den König und nicht für die Veröffentlichung geschrieben, ihre Erfahrungen in der lokalen Verwaltung angewandt und nicht in den Universitäten weitergegeben. Raminelli zeigt in seiner Arbeit, wie auf diese Weise aus Wissenschaftlern Bürokraten wurden. Die in starkem Maße auf die einzelnen Individuen fokussierten Mechanismen der Gnadenökonomie hätten die Entstehung echter wissenschaftlicher Institutionen und eines sich selbst weiterentwickelnden Wissenschaftsbetriebes verhindert – in Portugal ebenso wie in Brasilien.

Arndt Brendecke vertritt in seinem Buch über die Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft die These, dass die Empirie vor allem eine Begründungs- und Entlastungsfunktion in der Verwaltungspraxis der Kolonialmacht gehabt habe. Die Bedeutung von Information lag seiner Ansicht nach nicht darin, die sachliche Grundlage für eine möglichst objektive Entscheidungsfindung durch den spanischen Herrscher zu bilden, vielmehr habe sie die Entscheidungen des Hofes im Sinne der Informationsgeber vorbereitet beziehungsweise sogar vorweggenommen. Die Zentrale habe mit der Informationspraxis lediglich den Spielraum der lokalen Akteure einschränken und die tatsächlich von jenen getroffenen Entscheidungen kontrollierbar machen können. Information sei daher für den König nicht Macht, sondern ein Kompensat von Macht

30 Caminha, *Carta*, 86.

31 Raminelli, *Viagens*, 32–47.

gewesen.³² Wie wir sahen, war der Informationsfluss im portugiesischen Imperium zwar deutlich geringer als in seinem spanischen Pendant, doch bedeutet dies nicht, dass die Macht der Zentrale dort a priori größer war, also weniger Kompensat bedurft hätte. Die brasilianischen Gebiete waren zwar wohl tatsächlich nie so autonom wie die Vizekönigreiche im spanischen Amerika,³³ doch zeigen diverse Studien, dass die Stadträte im portugiesischen Amerika mindestens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ebenfalls relativ selbständig agierten.³⁴ Die dennoch vorhandene Macht der Krone spiegelte sich außer in der Verleihung von Privilegien, Land- und Ehrentiteln, um die sich die lokalen Akteure unter anderem im Tausch gegen Wissen bemühten, in der wirtschaftlichen Abhängigkeit sowie in den repressiven Maßnahmen wider, die sich insbesondere, aber keineswegs ausschließlich gegen die indigene Bevölkerung richteten. Dass der portugiesische Herrschaftsanspruch über Amerika gerade durch die Formen des Wissenserwerbs zur Herausbildung moderner Staatlichkeit in Portugal beitrug, erscheint vor diesem Hintergrund wenig überzeugend.

Folgt man der Argumentation von Ronald Raminelli, wurde jedoch der spätere brasilianische Staat in außerordentlich starkem Maße durch die spezielle portugiesische Art des Umgangs mit Wissen geprägt: Wie erwähnt führte die Gnadenökonomie insbesondere zum Ende der Kolonialzeit zu einem Stab von wissenschaftlich hervorragend ausgebildeten brasilianischen Amtsträgern. Diese hatten durch ihre Reisetätigkeit oft eine integrale Sicht auf das portugiesische Imperium, mit dessen Rohstoffen und deren Nutzungsmöglichkeiten sie sich intensiv beschäftigt hatten. Aus den Gnadenerweisen des Königs erwuchs zugleich eine hohe Loyalität der Amtsinhaber zur Krone und zum Staat. Raminelli sieht hierin einen wesentlichen Grund für das große Engagement der brasilianischen Eliten für den Zusammenhalt des portugiesischen Weltreiches auch nach der Übersiedlung des Hofes nach Amerika. Letztlich ist auch der – im Gegensatz zu den ehemaligen spanischen Kolonien – relativ unaufgeregt erfolgte Unabhängigkeitsprozess, der Zusammenhalt des brasilianischen Territoriums (an Stelle der Aufspaltung in einzelne Staaten) sowie die Beibehaltung einer monarchischen Regierungsform aus dieser Konstellation erwachsen. Man kann also sagen, dass die Abkehr vom „bodenständigen Realismus“ das Fundament für die spezifische Erscheinungsform des unabhängigen brasilianischen Staates legte. Weit mehr als für den portugiesischen Staat scheinen die Praktiken der Wissensgenerierung daher für den brasilianischen Staat konstitutiv gewesen zu sein.

32 Brendecke, *Imperium und Empirie*, 342.

33 Puntoni, „O governo-geral“, 72.

34 Vgl. hierzu den Forschungsüberblick in Ronald Raminelli, *Nobrezas do Novo Mundo: Brasil e ultramar hispânico, séculos XVII e XVIII* (Rio de Janeiro: Editora FGV, 2015).

Portugal hatte auch ohne die Erhebung von allzu viel Wissen über lange Zeit mit großem wirtschaftlichen Erfolg über Brasilien geherrscht. Der von Buarque de Holanda propagierte „bodenständige Realismus“ mag zwar nicht dem Zeitgeist der Moderne entsprochen haben und weder kreativ noch wissenschaftsfördernd gewesen sein, dennoch stellte er sich für den portugiesischen Staat als durchaus funktionale Alternative zum spanischen Modell heraus.

Bibliografie

- Antonil, André João (= João Antônio Andreoni, S. J.). *Cultura e opulência do Brasil*, herausgegeben von Affonso de E. Taunay, Fernando Sales und Leonardo Arroyo. 3. Aufl. Belo Horizonte: Itatiaia, 1982.
- Brendecke, Arndt. *Imperium und Empirie: Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft*. Köln: Böhlau, 2009.
- Caminha, Pero Vaz de. *Carta ao rei D. Manuel*, herausgegeben von Rubem Braga. Rio de Janeiro: Best Bolso, 2015.
- Cañizares-Esguerra, Jorge. „Iberian Science in the Renaissance: Ignored How Much Longer?“ *Perspectives on Science* 12/1 (2004): 86–124.
- Cardim, Fernão. *Tratados da terra e gente do Brasil*, herausgegeben von Ana Maria de Azevedo, São Paulo: Hedra, 2009.
- Carrara, Angelo Alves. „Costos y beneficios de una colonia: introducción a la fiscalidad colonial del Estado de Brasil, 1607–1808.“ *Investigaciones de Historia Económica* (2010): 13–42.
- Couto, Jorge. *A construção do Brasil: Ameríndios, Portugueses e Africanos, do início do povoamento a finais de Quinhentos*. Lissabon: Cosmos, 1995.
- Gandavo, Pero de Magalhães. *História da província de Santa Cruz*, herausgegeben von Ricardo M. Valle. São Paulo: Hedra, 2008.
- Gumbrecht, Hans Ulrich. „Wenig Neues in der Neuen Welt: Über Typen der Erfahrungsbildung in spanischen Kolonialchroniken des XVI. Jahrhunderts.“ In *Die Pluralität der Welten: Aspekte der Renaissance in der Romania*, herausgegeben von Wolf-Dieter Stempel, 227–249. München: Fink, 1987.
- Hespanha, António Manuel. „Les autres raisons de la politique: L'économie de la grâce.“ In *Recherche sur l'histoire de l'État dans le monde hispanique, 15e–20e siècle*, herausgegeben von Jean-Frédérique Schaub, 67–86. Paris: Presses de l'École normale supérieure, 1993.
- Holanda, Sérgio Buarque de. *Visão do Paraíso: Os motivos edênicos no descobrimento e colonização do Brasil*. São Paulo: Companhia das Letras, 2010.
- Marques, Guida. „O estado do Brasil na união ibérica: Dinâmicas políticas no Brasil no tempo de Filipe II de Portugal.“ *Penélope* 27 (2002): 7–35.

- Miller, Shawn William. *Fruitless trees: Portuguese Conservation and Brazil's Colonial Timber*. Stanford: Stanford University Press, 2000.
- Oliveira, Rogério Ribeiro de und Verena Winiwarter. „Toiling in Paradise: Knowledge Acquisition in the Context of Colonial Agriculture in Brazil's Atlantic Forest.“ *Environment and History* 16 (2010): 483–508.
- Pádua, José Augusto. *Um sopro de destruição: Pensamento político e crítica ambiental no Brasil escravista, 1786–1888*. 2. Aufl. Rio de Janeiro: Jorge Zahar Editor, 2004.
- Pagden, Anthony. *Das erfundene Amerika: Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*. München: Diederichs, 1996 [1993].
- Poettering, Jorun. „Als die Säulen des Herakles umstürzten: Wissen, Wissenschaft und Herrschaft in der portugiesischen Expansion (15. und 16. Jahrhundert).“ *Saeculum* 64/2 (2014): 257–289.
- Puntoni, Pedro. „A Provedoria-mor: fiscalidade e poder no Brasil colonial.“ In *O Brasil na monarquia hispânica 1580–1668: novas interpretações*, herausgegeben von Ana Paula Torres Megiani, José Manuel Santos Pérez und Kalina Vanderlei Silva, 59–90. São Paulo: Humanitas, 2014.
- Puntoni, Pedro. „O governo-geral e o Estado do Brasil: poderes intermédios e administração (1549–1720).“ In *O Brasil no império marítimo português*, herausgegeben von Stuart B. Schwartz und Erik Lars Myrup, 39–73. Bauru: EDUSC, 2009.
- Raminelli, Ronald. *Nobrezas do Novo Mundo: Brasil e ultramar hispânico, séculos XVII e XVIII*. Rio de Janeiro: Editora FGV, 2015.
- Raminelli, Ronald. *Viagens ultramarinas: Monarcas, vassallos e governo à distância*. São Paulo: Alameda, 2008.
- Russell-Wood, Anthony J. R. „New Directions in *bandeirismo* Studies in Colonial Brazil.“ *The Americas* 61/3 (2005): 353–371.
- Siqueira, Maria Isabel de. *O Direito e o Estado no Brasil filipino: Inovação ou continuidade legislativa*. Jundiaí: Paco Editorial, 2011.
- Staden, Hans. *Wahrhaftige Historia: Zwei Reisen nach Brasilien (1548–1555)*, herausgegeben von Franz Obermeier. Kiel: Westensee Verl., 2007 [Marburg 1557].
- Steiner, Benjamin. *Colberts Afrika: Eine Wissens- und Begegnungsgeschichte in Afrika im Zeitalter Ludwigs XIV*. München: De Gruyter Oldenbourg, 2014.
- Thevet, André. *Le Brésil d'André Thevet: les singularités de la France antarctique (1557)*, herausgegeben von Frank Lestringant. Paris: Éd. Chandeigne, 1997.
- Vainfas, Ronaldo. „Sérgio Buarque de Holanda: Visão do paraíso.“ In *Introdução ao Brasil: Um banquete no trópico*, Bd. 2, herausgegeben von Lourenço Dantas Mota, 25–42. São Paulo: Senac 2002.

Sektion VII Languages of Communication:
Southeast and East Asian Rulers
in Treaties and Epistolary
Communications (c. 1500–1750)

Peter Borschberg

Lost in Translation? The Languages of Euro-Southeast Asian Diplomacy in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries

Abstract This chapter explores some of the issues related to Europe's diplomatic engagement with Asia in the sixteenth and early seventeenth centuries with special attention placed on the early Dutch contacts with Southeast Asia in the period c. 1595–1620. The over-arching questions addressed are these: How did the Dutch present themselves to their Southeast Asian hosts and in turn, how were Southeast Asian princes, officials and their core political values translated and made accessible to the Dutch leaders in commerce and politics in Europe? What were the underlying assumptions of the Malay rulers in selected dealings with the Dutch? Four areas will be examined in more detail: first, translating ideas and institutions of the Dutch Republic into a Malay cultural framework; second, challenges faced by the Europeans in understanding the status and titles of local rulers; third, decoding Malay political values and concepts; and fourth, ways in which local governments and societies were transformed by the Dutch on treating them as republics.

This paper is about the appropriation and adaptation of language, concepts, terms, names of officers and institutions by the Dutch in Southeast Asia during the period c. 1595–1640. I argue that authors of official or semi-official documents translated and culturally adjusted their terminology to suit specific target audiences, objectives, and cultural settings. It is a phenomenon that researchers have long been aware of, but has not been researched in detail. Such culturally adjusted translations and adaptations would have far-reaching consequences as they established a foundation upon which knowledge would later be built. These influenced decision-makers not just in the host locality, but importantly also in the boardrooms of the Dutch East India Company (VOC) and among government leaders in Europe.

The process of translation and adaptation was not unidirectional: there were recognizable efforts by the Dutch to translate European concepts into Southeast Asian languages such as Malay; and in turn, Malay terms and expressions had to be made understandable to a European readership still unfamiliar with Southeast Asian values, institutions, and conventions.

Early modern documents touching on the first European contacts with Southeast Asia sometimes leave the reader wondering just how much a given author actually understood the situation being addressed or described. Questions emerge: How good was his command of the local language? How good was his grasp of local issues? Did he have local informants who advised him, and who might they have been? How problematic would it be for a researcher today to rely on the information and analysis provided?

Early European visitors to Southeast Asian ports and courts were placed in a position to wield considerable agency and also established a knowledge base upon which subsequent decisions would be made. Factors of the VOC, for example, were often men on the spot who were more than just resident representatives of a chartered trading company. They were also important cultural mediators who had to negotiate ideas, concepts, and institutions for their superiors in Europe, as well as for their host societies in Southeast Asia and beyond. They acted as political observers and analysts who were in regular epistolary contact with their immediate superiors – or with other officers and agents in what could be dubbed inter-factory chatter.¹ Old hands experienced in the ways of Asian statecraft and diplomacy were rare in the initial decades of the VOC, but they did increase in number over time.

The following chapter has been divided into four sections. The first explores key facets of Dutch self-presentation in Southeast Asia during the first decades of the seventeenth century, specifically focusing on the problems associated with explaining and translating ideas pertaining to a republican form of government. The second section continues with issues of translation and focuses on how the Dutch were grappling to understand with whom and in what capacity they were forging treaties and alliances. This leads to the third section about sovereignty

1 See Herman T. Colenbrander, ed., *Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaets als over geheel Nederlandts-India* (The Hague: Martinus Nijhoff, 1896–1931). For the early VOC period, see specifically Herman T. Colenbrander and Willem Ph. Coolhaas, *Jan Pieterszoon Coen: Bescheiden Omtrent Zijn Bedrijf in Indië*, 9 vols. (The Hague: Martinus Nijhoff, 1919–1953). Also Johan K.J. de Jonge, ed., *Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indië: Verzameling van onuitgegeven stukken uit het oud-coloniaal archief*, eerste reeks (The Hague: Martinus Nijhoff, 1866–1925). For the Straits region, see Pieter A. Tiele and Jan E. Heeres, eds., *Bouwstoffen voor de Geschiedenis der Nederlanders in den Maleischen Archipel*, 3 vols. (The Hague: Martinus Nijhoff, 1886–95).

and the core values of Malay political leaders, office holders, and institutions. The fourth plots how during the early years of Dutch penetration into Southeast Asia, discourses about a republican form of government focused on Banda and Ambon. Within a few years, the terminology had transformed. Rather than sustaining the liberty of these islanders, Dutch understanding of local Southeast Asian political institutions paved the way for their systematic downgrading and their ultimate annexation by the VOC, thus laying a cornerstone in the intellectual justification of the first Dutch empire in Southeast Asia.

Self-Presentation

On arriving at the ports of insular Southeast Asia at the end of the sixteenth century, the Dutch faced a number of formidable challenges. The first was dealing with the image that was being painted of them by their European enemies, especially the Spanish and the Portuguese, against whom the Dutch were waging war at the time.

The Portuguese policy of keeping navigational routes and techniques a closely-guarded secret was broken with the publication of Jan Huyghen van Linschoten's *Itinerario* and *Reysgeschrift* in 1595–96.² When secrecy failed to keep European competitors out of Asian emporia, the Portuguese increasingly relied on a new strategy: spreading malicious rumours about their European rivals, especially about the Dutch. At the courts of East and Southeast Asia, they compared the Dutch to sea-faring peoples in Asia: in China, the Dutch were compared to the Wak-O pirates (who are said to have come from the Japanese Islands and other places); and to the rajas of Southeast Asia, the Dutch were likened to rapacious nomadic sea tribes such as the *orang laut*. If badmouthing did not yield the desired results, the Portuguese sometimes harassed Asian rulers by imposing blockades or by raiding coastal settlements, as they did in Johor during the early 1600s.³

The Dutch thus found themselves engaging in damage control right from the start. They also did not find it easy to explain just who they were and how

2 Jan H. van Linschoten, *Itinerario: Voyage ofte Schipvaert van Jan Huygen van Linschoten naer Oost ofte Portugaels Indien, 1579–1592*, and *Reys-geschrift vande navigatiën der Portugaloyzers*, eds. Hendrik Kern and Johan C.M. Warnsinck, 2nd ed. (The Hague: Martinus Nijhoff, 1939).

3 Peter Borschberg, *The Singapore and Melaka Straits: Violence, Security and Diplomacy in the 17th Century* (Singapore: NUS Press, 2010); Peter Borschberg, "Left Holding the Bag: The Johor-VOC Alliance and the Twelve Years' Truce (1606–1613)," in *The Twelve Years Truce (1609): Peace, Truce War and Law in the Low Countries at the Turn of the 17th Century*, ed. Randall Lesaffer (Leiden: Brill-Nijhoff, 2014), 89–120.

they could be slotted into an Asian – and specifically also Malay – world view, where monarchy was the only acceptable form of government and where there was a fluid hierarchy among the different (tributary) rulers.⁴ The challenge was formidable: Just how should one explain a republic or a federation and make both understandable and acceptable in a Malay cultural context? It seems that the Dutch did not do this – at least not initially in the late sixteenth and early seventeenth centuries. The question is, of course, why not?

The recorded experiences of the Venetian jeweller Gasparo Balbi from the 1580s point towards an answer.⁵ During his audience with the ruler of the Taungoo dynasty kingdom (Pegu, Burma), Balbi was asked for the name of his king. He explained that he was from Venice, and that Venice had no king. At this point the Taungoo monarch reportedly began to laugh so hard that he started gagging and could hardly breathe.⁶ Had this occurred in a Malay setting, it might have evoked a similar reaction – or perhaps even great pity and concern – for to not having a king was to live in a state of *huru hara* (chaos), in a state in other words where could be no traditions, no *adat* (customary law), and therefore no *keadilan* (broadly: justice) or *ma'amar* (prosperity).⁷ A Dutchman could have replied that his country did have a king in more recent times, but

- 4 The key Malay term describing such conditions in the documentation would be *upeti* (sending of tribute), an act that implies the inferior status of the sender, but not necessarily that the sender is subject to *ta'alok* (suzerainty, overlordship) of the tribute's recipient. For a discussion of this in a Southeast Asian context, see Barbara W. Andaya, *Perak, the Abode of Grace: A Study of an Eighteenth-Century Malay State* (Kuala Lumpur: Oxford University Press, 1979), 49; John M. Gullick, "Kedah 1821–1855: years of exile and return," *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 56/2 (1983): 31–86, esp. 72; Kobkua Suwannathat-Pian, *Thai-Malay Relations: Traditional Intra-regional Relations from the Seventeenth to the Early Twentieth Centuries* (Singapore: Oxford University Press, 1988), 62n51, 65n85; Cyril Skinner, "A Malay Mission to Bangkok during the reign of Rama II," *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 56/2 (1983): 135–141, esp. 139.
- 5 Gasparo Balbi, *Viaggi dell'Indie Orientali di Gasparo Balbi, Gioielleriero Venetiano* (Venice: Apresso Camillo Borgominieri, 1590).
- 6 Gasparo Balbi, "Voyage to Pegu and Observations There, Circa 1583," *SOAS Bulletin of Burma Research* 1/2 (2003): 26–34.
- 7 Kassim Ahmad, ed., *Hikayat Hang Tuah* (Kuala Lumpur: Dewan Bahasa dan Pustaka, 1968), 70, 307; Andries Teeuw and David K. Wyatt, ed., *Hikayat Patani* (The Hague: Martinus Nijhoff, 1970), 78, 131; John M. Gullick, *Indigenous Political Systems of Western Malaya* (London: The Athlone Press, 1958), 44–45; Anthony Milner, *Kerajaan: Malay Political Culture on the Eve of Colonial Rule* (Tucson: University of Arizona Press, 1982), 31–32, 94–95, 104, 109; Anthony Milner, *The Invention of Politics in Colonial Malaya: Contesting Nationalism and the Expansion of Public Space* (Cambridge: Cambridge University Press, 1995), 16–24.

that he had been deposed.⁸ A statement along these lines would have certainly raised some eyebrows among Southeast Asian court officials. In Malay culture, to remove or depose a king by force was to seriously challenge divine providence and interfere with mystical prowess and the cosmic order.⁹ Deposing a ruler was regarded as the gravest of sins, a very serious and unforgivable act known as *derhaka*.¹⁰ A conversation like this would have just confirmed to the Malays those negative things the Iberians were spreading about the Dutch. The Malay rulers would have not only kept Dutch traders at a proverbial arms' length, they would have probably also barred them from trading at their ports and in their bazaars.

The other early European colonial powers did not face this problem of not having a king: not the Portuguese, Spanish, French, English, or even the Danes; they were all ruled by monarchs. But the Dutch *did* have this problem, and this situation gave birth almost immediately to one of the most bewildering translated – or should one rather say fabricated – expressions found in the official correspondence of the early VOC: the Malay term *Raja Belanda* or “king of Holland”.¹¹ Of course the Dutch Republic did not have a king at the time, but it did have an aristocratic ruler: the stadtholder. Early letters by the Malay rulers are addressed to the “king of Holland” whom they affectionately call their “brother”, in other

- 8 This resulted from the so-called Act of Abjuration of 1581. A copy with the original Dutch text together with German and English translations can be found in Wilhelm G. Grewe, ed., *Fontes Historiae Iuris Gentium: Sources relating to the History of the Law of Nations* (Berlin: Walter de Gruyter, 1988–1992), vol. 2, 90–99.
- 9 Patrick E. de Josselin de Jong, “The Character of the ‘Malay Annals,’” in *Malayan and Indonesian Studies: Essays Presented to Sir Richard Winstedt on his Eighty-fifth Birthday*, eds. John Bastin and Roelof Roolvink (Oxford: Clarendon Press, 1964), 239; Joanne H. Walker, “Autonomy, Diversity, and Dissent: Conceptions of Power and Sources of Action in the Sejarah Melayu (Raffles MS 18),” *Theory and Society* 33/2 (2004): 213–214; Maziah Mozaffari Falarti, *Malay Kingship in Kedah: Religion, Trade and Society* (Lanham: Lexington Books, 2013), 13.
- 10 Leonard Y. Andaya, *The Kingdom of Johor 1641–1728: Economic and Political Developments* (Kuala Lumpur: Oxford University Press, 1975), 8; Milner, *Invention of Politics*, 25–26; Walker, “Autonomy, Diversity, and Dissent,” 213–216, 230–233.
- 11 Peter Borschberg, ed., *Journal Memorials and Letters of Cornelis Matelieff de Jonge: Security, Diplomacy and Commerce in 17th-century Southeast Asia* (Singapore: NUS Press, 2015), esp. 488–489). One of the earliest formal usages of this expression is found in a letter by Admiral Wybrant van Warwyck in his letter to the king of Siam, dated 8 June 1604. See “Oost-Indische Reyse onder den Admiraal Wybrandt van Waerwijck,” in Isaac Commelin, *Begin ende Voortgang Vande Vereenigde Neerlandsche Geoctroyeerde Oost-Indische Compagnie*, 4 vols., facsimile reproduction of the original printed in Amsterdam in 1646 in two volumes, vol. 2 (Amsterdam: Facsimile Uitgaven Nederland, 1969), 73–74.

words as their imagined royal counterpart.¹² In practice such letters were received and read by the stadtholder, the States General, or both.

The question also arose as to how one could fit a title and institution like the “Their Most Mighty Lords, the Gentlemen States General” into a Malay world view. Almost right from the start, the VOC and its predecessor companies began concluding pacts, treaties, and alliances in the name of the Dutch States General, and sometimes in the name of the States General and the stadtholder together (this is how it was expressed in the Dutch text versions of the treaties at least).¹³ Only later were these agreements signed in the name of VOC governor-general in Batavia. The early treaties with Malay rulers translate the name of this assembly, the States General, as “orang kaya kaya sacalien” (modern spelling: orang kaya-kaya sekali). This appears to be an effort at rendering the Dutch honorific of “Hoogmogende Heeren Staten Generaal” (Most Mighty Gentlemen States General).¹⁴ The Malay term *kaya* literally means “rich”, but it was also used in seventeenth century to refer to someone who is powerful, or the term was used as an honorific for an official of unspecified rank.¹⁵ The term *orang kaya* was thus employed to address a Malay political official of good standing, respect, and authority. The Malay word *sekali* literally means, “once” or “one time”. The way it is employed in this context is similar to the expression *semua sekali*, that is “altogether”. The idea being expressed with *orang kaya sekali* is one where the *orang kaya* have “come together”, say, for a meeting or an assembly. The portion translating the “Most Mighty Lords” into a Malay cultural context is thus clearly there, but what about the idea that the Dutch States General was a federative assembly? Rather than addressing the federative and republican character of their state, the Dutch formally presented themselves in their Malay language documents as being from a *negeri* (broadly: polity) called Holland, i.e. from *Hollande*, *Holanda*, or *Belanda*, as in the case of the *Raja Hollande/ Belanda* (king of Holland), or the “orang kaya-kaya sekali dari negeri Hollande/ Belanda” (the very powerful *orang kaya* from the *negeri* Holland who have come together). The multifaceted meaning of the term *negeri* will be explained in more detail below.

12 Borschberg, *Journal Memorials*, 450.

13 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 86.

14 For this specific wording, see the treaty with Banda dat. 9 May 1621, Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 166.

15 Charles O. Blagden, ed., and Michael J. Bremner, trans., “Report of Governor Balthasar Bort on Malacca, 1678,” *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 5/1 (1927): 1–232, esp. 222; Henry Yule and Arthur C. Burnell, *Hobson-Jobson: A Glossary of Colloquial Anglo-Indian Words and Phrases* (Sittingbourne: Linguasia, 1994), 644–645.

Who signed treaties with whom? The problem with translating titles and offices

With whom did the Dutch *think* they were signing agreements? And what about the Asian, specifically Malay rulers? In the very early years of the VOC's lifespan, that is before a resident governor-general had been appointed (1602–10) and before he established himself at Batavia (c. 1620), the situation was murky. A Malay *raja* saw himself writing letters and striking deals with another *raja* (i.e. the king of Holland) who remained unseen in faraway Europe. The Malay rulers were making efforts to accommodate the Dutch, but in the early seventeenth century they were most interested in mobilizing and co-opting them in their own power plays against each other. This is important, in turn, for understanding how Malay titles and genealogical backgrounds were explained to the Dutch, and also how the Malays ensured that the Dutch understood a given title or honorific in specific ways. An excellent example is offered by the claim of the Johor ruler to be the rightful heir of the Melaka sultan, a claim that doubtlessly helped inspire the costly joint Dutch-Johorean military offensive on Portuguese Melaka in 1606. The Dutch were informed that they were assisting the Johor ruler to regain his rightful heritage and to avenge the Portuguese for Alfonso de Albuquerque's attack on the city in 1511. After all, the enemy of my enemy is my friend, and what could be more noble than to assist a friend and ally in distress (the hope of reaping tangible rewards in the event of a successful outcome notwithstanding)?

The Malay rulers, moreover, regarded the king of Holland's emissaries as a group of merchants. Mixing commerce and diplomatic business was common in (Southeast) Asia in this era and would have not raised any red flags at Malay courts. But it was not (just) the Europeans seizing the diplomatic initiative here: three embassies from Southeast Asian rulers actually make it to the Dutch Republic in the first decade of the seventeenth century: Aceh, Johor and Siam.¹⁶ All of them appear to have been pro-active and should not necessarily be seen as direct responses to earlier Dutch initiatives. After 1610, Asian embassies no longer ventured on the long voyage to Europe, but instead were received by the VOC governor-general who a decade later established his seat and residence at Batavia. Over time and by the eighteenth century, the governor-general gained the reputation, exuded the aura, and indulged in the ceremonial ritual of an Asian tributary monarch, reinforced with all the pomp, material splendour, and visual trappings that would duly be expected of a powerful Asian monarch. That too

16 Borschberg, *Journal Memorials*, 54, 56–57, 95; Borschberg, *Straits*, 158, 280; Peter Borschberg, *Hugo Grotius, the Portuguese and Free Trade in the East Indies* (Leiden: KITLV Press, 2011), 364n71.

was self-representation, and in such a luxurious and materialistic manner that it would have seriously aroused suspicion and distaste among the staunch supporters of republican simplicity and parsimony in the Netherlands.

From the Dutch vantage point, the situation looked different, especially during the late sixteenth and early seventeenth centuries. There were admittedly several issues at play: Just how much did the VOC agents know and understand of local conditions at the time they were signing pacts and agreements with Southeast Asian overlords? How far did they grasp and comprehend the subtleties of power relations at a given court or among neighbouring rulers? Were they cognizant of how the honorific or title of a given ruler fit into the variegated levels of the aristocratic hierarchy? And how should one translate an unfamiliar title when it came to explaining oneself in letters with the VOC directors and authorities back home in Europe? Let us examine a few of the practical issues at hand:

First, the Dutch needed to recognize the full and unfettered sovereignty of a ruler in order to obtain what (at least from the vantage point of the Europeans) was a contract of (international) standing and validity, if that is even an expression that should be employed here.¹⁷ In Europe, vassals were generally not empowered or authorized to conclude treaties with foreign rulers, at least not at their own initiative or accord, an arrangement that was further reinforced by the rise of the post-Westphalian state system. The Dutch became aware that not all rulers in Southeast Asia were sovereign in a European sense and whether such a uniform sense even existed in Europe at the beginning of the seventeenth century is admittedly a matter of debate. In their documentation and correspondence, the VOC servants routinely speak of “vassals” or “vassalage”.¹⁸ For example, they were aware that the Melaka Sultan of the fifteenth century was a “vassal” of Siam, initially, and then had become a “vassal” of the Chinese emperor. Similar observations had also been registered by the Portuguese. The actual relationship referred to here is not a vassal in the sense of a European feudal state, but rather as a tributary relationship that was oriented toward trade and exchange. The ruler of Pahang in Malaysia was at one moment described as a vassal of Johor, on another occasion as a vassal of Patani (who, in turn, was said to be a vassal of Siam). Because of the largely voluntary nature of tributary relationships, rulers could position and reposition themselves within the hierarchy of rulers. A successful monarch could boast of many tributaries and followers, and in turn was a tributary of a more powerful overlord like China, Siam, or Pegu (Burma). A given ruler could enter into tributary relationships with multiple powerful monarchs, as the aforementioned case of Pahang can demonstrate. This phenomenon of *rajas* looking in different directions for leadership and potential support

17 See more extensively in Borschberg, *Hugo Grotius*, 68, 147–169.

18 Borschberg, *Journal Memorials*, 130, 154.

engendered the model of the *mandala* state which has been championed by Oliver Wolters among others. A variant explanation of these complex, overlapping, and intersecting relationships is Stanley Tambiah's galactic polity.¹⁹

The point is that when it came to signing treaties, the Dutch were generally aware of tributary status and relationships as well as of the hierarchical standing of a given monarch, but as a rule they cast all such considerations aside when they needed to secure a contract with him. Rather than describing him as a vassal, they now treated him as a sovereign lord who was fully empowered to sign international treaties with a European counter-party.

Just how misleading such a position could be is evidenced by the treaty signed by the VOC with the ruler of Sambas in October 1610.²⁰ The Dutch text formally identifies him as the "koning van Sambas" – the "king of Sambas", evoking images with a reader back in Europe of a sovereign ruler who commanded over a territory or a state that is incidentally also broadly staked out in the said treaty. But there are some curious problems with this treaty. First, the ruler of Sambas signed himself as "Pangeran Adipati Sambas".²¹ The Javanese title *adipati* (from Sanskrit, lit. "first father") hardly refers to a king, and while the title *pangeran* indicates that he is a prince of the royal blood, he ranks further down the hierarchy than the title this Dutch-language treaty ascribes to him. An *adipati* is closer to a governor than a king, and the Adipati Sambas was elsewhere described as a vassal of the ruler of Brunei or alternatively also the king of Johor.²² So it would appear that the Dutch upgraded the *adipati* to the status of king in order to secure a valid treaty with him.

The 1610 treaty with Sambas is curious for another reason: the ruler of Sambas traditionally enjoyed the loyalty of settlements along the Sambas River and its tributaries in the southwest of Borneo. The treaty also ascribes to him the regions further in the interior of the island called Landak and Mempawah which were famous for diamonds that were panned by the locals in the riverbeds during the dry season.²³ The tribal chiefs in these regions were traditionally loyal to (or were in a tributary relationship with) Sukadana. In 1610, however, Sukadana was in a state of political disarray because the queen, Putri Bunku, had supposedly

19 Oliver W. Wolters, *History, Culture and Region in Southeast Asian Perspectives*, rev. edn. (Singapore: ISEAS, 1982), esp. 27–28; 39; 126–54; Tony Day, *Fluid Iron: State Formation in Southeast Asia* (Honolulu: University of Hawai'i Press, 2002), 157–158; Stanley J. Tambiah, *World Conqueror and World Renouncer: A Study of Buddhism and Polity in Thailand against a Historical Background* (Cambridge: Cambridge University Press, 1976), esp. 112.

20 Borschberg, *Journal Memorials*, 446–448.

21 Borschberg, *Journal Memorials*, 447n2.

22 Borschberg, *Journal Memorials*, 295.

23 Borschberg, *Journal Memorials*, 448, 579.

poisoned her husband Radin Wiera Kasuma in January 1609 and arrogated all power to herself. The tribal chiefs of Landak and Mempawah were not happy with this new development and were thus contemplating shifting their allegiance and tributary relationship to Sambas instead.²⁴ That, incidentally, did not come to pass. The Dutch were cognizant of the political problems at Sukadana and thus must have also become aware of the rumblings within the existing but fluid patterns of allegiance. It transpires that they lent support to their treaty partner, the Adipati Sambas, in asserting and extending his authority over these diamond-producing regions of Borneo. After all, this was also in their interest, for the VOC was doing brisk business in diamonds at not only Sambas and Sukadana, but especially also at Batu Sawar, the capital of Johor on the mainland.²⁵ But none of the Dutch documents as much as mentions the tributary relations of Sambas with Brunei.²⁶

Just who the Dutch thought that they were negotiating and concluding treaties with is a matter of interest to historians today. We have just seen how they upgraded the Adipati Sambas to the status of “king”. Another example is Pangeran Wijayakrama, the ruler of Jayakarta (Jacatra) to whom is also attributed the title “king” in the treaties of 1611, 1614, 1616 and 1619, even though the Dutch were well aware at the time that he was a tributary of Banten.²⁷ In fact, there seem to be several titles that were inflated by translation to become “king” in the official Dutch documents such as treaties and formal letters – but not necessarily in inter-factory correspondence within Asia. In those instances, the Malay title was generally retained. The title *raja* was usually translated as “king”, although a *raja* could in fact be something more akin to a prince (*vorst*) or a local tribal leader (*penghulu, patih*). The Dutch were aware that the Malay *Yang di Pertuan* is a title or an honorific, and also translated this as “king”;²⁸ and so was the Malay title *ketua*. In the early seventeenth century, the title *sultan* was carried only by a few rulers in the Malay Muslim region. They preferred instead to employ another title already carried by the rulers of pre-Portuguese Melaka, namely the Persian honorific *shah*. The Portuguese routinely added the letters

24 Borschberg, *Journal Memorials*, 128. Concerning the shifting or switching of personal loyalties and specifically its relation to *derhaka* (treason), see also Milner, *The Invention of Politics*, 21–24.

25 Concerning the Batu Sawar diamond trade, see Peter Borschberg, “Batu Sawar Johor: A Regional Centre of Trade in the Early Seventeenth Century,” in *Early Modern Southeast Asia (1300–1800)*, eds. Ooi G.K. and Hoang A.T. (London: Routledge, 2016), 136–153.

26 Joanne H. Walker, “From Po-li to Rajah Brooke: Culture, Power and the Contest for Sarawak,” *Journal of Borneo-Kalimantan* 2/2 (2016): 10–11.

27 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, treaties of Jan. 1611, 86, 89; 21 Dec., 1614, *ibid.*, 117; 8 Oct., 1616, *ibid.*, 125; 19 Jan. 1619, *ibid.*, 146; 1 Feb. 1619, *ibid.*, 148.

28 Borschberg, *Journal Memorials*, 153.

“-xa” (pronounced vaguely as soft “-sha”) after a personal name, e.g. “Modafaxa” or “Modafaixa” and is to be understood as “Modafar Shah”; “Xaquendarxa” is “Iskandar Shah”.²⁹ The rulers of Johor and Aceh styled themselves as *shah* and that of course also got translated by the Dutch as “king”.

The early and mid-seventeenth century VOC documentation also employs the title *keizer* (emperor) in Southeast Asia. Already, the mid-sixteenth century *Commentaries of Alfonso de Albuquerque* noted that the Sultan of Melaka was widely known as the *coltois*, a title which he loosely translated as “emperor”. One reading of this term (which is by no means certain) would be to take *coltois* as an orthographical variant of *çultões* (sultans). The word could alternatively represent a derivative of the term *kedatuan* (kraton, palace, empire), an expression historically associated with epigraphical materials of the Srivijayan Empire.³⁰ But *coltois* would more likely be associated with the idea of *ketua*, the “leader”, here the “leading” or “senior king” among the Malay rulers. Before 1597, the ruler of Johor was generally referred to as “emperor”, both by the Dutch as well as by the Portuguese.³¹ We know from late sixteenth and early seventeenth-century materials that the rulers of Johor continued to carry the title of “emperor”, or more specifically, “Emperor of the Malay Kings” until the death of Ali Jalla bin Abdul Jalil in 1597. In his letter to the king of Spain and Portugal, Philip II/I dated 28 November, 1587, Dom Paulo de Lima Pereira commented: “Raja Ali, king of Johor, who among the kings of the South bears the title ‘Emperor of the Malay Kings’.”³² Similarly, the Flemish trader and adventurer Jacques de Coutre noted: “The king [of Johor] is named *Raxale* [Raja Ali]. His grandfather was the king of Melaka, which was an ancient city spanning 12 *leguas* [along the coast]. He gave himself the title ‘Emperor of the Malays’, which lapsed on his death and has not been revived”.³³ Another ruler who was styled emperor by the VOC was the “emperor of Borneo”, a precursor of the present-day sultan of Brunei.

29 Joaquim V. Serrão, ed. and int., *Comentarios de Afonso d’Albuquerque*, text of the 2nd edition of 1576, 2 vols. (Lisbon: Imprensa Nacional-Casa de Moeda, 1973).

30 Johannes G. de Casparis, ed., *Prasasti Indonesia: Selected Inscriptions from the 7th to the 9th Centuries AD* (Bandung: Masa Baru, 1956), 18; Hermann Kulke, “Kedatuan Srivijaya: Empire or Kraton of Srivijaya? A Reassessment of Epigraphical Evidence,” *Bulletin de l’École Française d’Extrême Orient (BEFEO)* 80/1 (1993): 159–180; Anthony Milner, *The Malays* (Oxford: Wiley-Blackwell, 2008), 30–31.

31 Leonard Y. Andaya, *Leaves of the Same Tree: Trade and Ethnicity in the Straits of Melaka* (Honolulu: Hawai’i University Press, 2008), 104; Peter Borschberg, ed., *The Memoirs and Memorials of Jacques de Coutre: Security, Trade and Society in 17th Century Southeast Asia* (Singapore: NUS Press, 2014), 94, 187n14, 364; Borschberg, *Straits*, 226, 323n155; Jane Drakard, *A Kingdom of Words: Language and Power in Sumatra* (Oxford: Oxford University Press, 1999), 24, 75, 121, 125, 134–135.

32 Borschberg, *Straits*, 226, 323n155; and Borschberg, *Hugo Grotius*, 365–6n83.

33 Borschberg, *The Memoirs and Memorials of Jacques de Coutre*, 94.

We are, in fact, in possession of a draft letter written by Hugo Grotius that is addressed to the “emperor of Borneo”.³⁴ On the island of Sumatra, the ruler of the Minangkabau is also generally styled “emperor” in Dutch sources.

Second, with the notable exceptions of Ambon and Banda (which will be discussed below) the treaties were signed with rulers in their personal capacity. The preambles of the treaty are already worded to make this clear. When a given signatory passed away, it was necessary to ratify a fresh agreement with his successor. Sometimes the new ruler refused to sign, as was notably the case with the Dutch-Aceh treaty of 1607 on the death of Ali Ri’ayat Shah.³⁵ His successor, Iskandar Muda, who would arguably enter the annals of history as Aceh’s greatest ruler, refused to sign a renewal treaty with the VOC. When agreements were renewed by a successor, a clause would often state explicitly that the terms of the earlier treaty were upheld or reconfirmed. These treaties were certainly never deemed or intended to serve as perpetually-binding inter-state agreements that, as the aforementioned Grotius famously argued, had to be honoured in any case (*pacta sunt servanda*).³⁶

Sovereignty and the core values of Malay political leaders

As has been seen in the preceding section, many Malay titles were translated into Dutch as “king”. A reader in Europe who had no idea about the actual situation on the ground in Southeast Asia might jump to some unwarranted conclusions. On reading about a treaty with a “king”, two assumptions were likely. The first is that the king is the ruler of a certain kingdom, and second that this kingdom was also territorially defined. With reference to the Malay *kerajaan* (the state of having a monarch), both assumptions are fallacious.

This has already been discussed in considerable detail by Tony Milner in his study *The Malays*.³⁷ He carefully studied Malay language documents of an official nature and arrived an important observation: “A ruler was usually described as being (literally) ‘on the throne of a *kerajaan* located in a specific *negeri*’. Thus, in 1787 we see a letter from Sultan Ala’udin who is ‘on the throne of the *kerajaan* that is *in the negeri* Perak’. [...] He is not described as the ‘ruler of the *negeri* Perak’.”³⁸ Problems surrounding the meaning and usage of the term *negeri*

34 Borschberg, *Hugo Grotius*, 18, 123, 344n71.

35 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 48–50; Borschberg, *Journal Memorials*, 397–399.

36 Borschberg, *Hugo Grotius*, 103, 157.

37 Milner, *The Malays*.

38 Milner, *The Malays*, 59. Also Drakard, *A Kingdom*, passim; Gullick, *Indigenous*, 21. Concerning the *kerajaan* also Milner, *Kerajaan*, 7–8 and 112–116.

will be addressed in the following section. Suffice it for now to observe that in their own documentation, the Malay rulers did not describe themselves as “kings of Johor” – this is something the Europeans did – but rather saw themselves as a “kings *in* Johor”. Does such a subtle difference in wording really matter? Yes it does. For by translating this title as “king *of* Johor” the Europeans were imagining a type of territorially-defined kingdom that was simply not there and not understood in that way.

Historians of the peninsula argue that the defining trait of a Malay polity was not land or territoriality, but people. A king was measured not by how much land he owned but by how many followers he was able to attract and retain. He was also judged by his aspirations and efforts to be *adil*, a word of Arabic origin with considerable complexity in Malay, meaning “just”, “equitable”, “circumspect”, “balanced” and “generous”; the latter intimating the redistribution of wealth among the aristocracy as well as followers.³⁹ Gaining and retaining followers and tributaries increased a ruler’s *nama* (reputation, name, prestige),⁴⁰ and a ruler with a good *nama* enjoyed not only an enhanced status and respect, but would correspondingly rise up through the hierarchy of rulers, a hierarchy it should be added here that was fundamentally determined by one’s *nama*. The opposites of *nama* were *malu* or *aib*, that is “shame” or “dishonour”.⁴¹

A scrutiny of some of the very early treaties evidences that the Dutch were aware that Malay polities emphasized people and followers and de-emphasized geographic expanse. A case in point is the treaty signed by Cornelis Matelieff de Jonge with the young Sultan Modafar and his council on Ternate on 26 May, 1607.⁴² The Dutch language version of the treaty does in fact address Modafar as the “king of Ternate”, but the wording of paragraph 9 merits special mention in this context. The treaty speaks of the “Ternatan crown’s subjects”, not the “kingdom of Ternate”. These subjects lived on various islands or locations which are listed by name: Sula, Buru, Kambelo, Luhu, Maju, Manado, Celebes, Jailolo, More, Sarangani, and Mindanao.⁴³ The treaty is careful not to claim that these islands make up the territorial expanse of a kingdom of Ternate.

The treaty with Sambas, by contrast, is not as careful in the terminology that it selects. On the one hand it speaks of the “king of Sambas and his subjects,

39 Concerning the meaning of *adil* (*keadilan*) and its quality for attracting followers, see Ahmad, *Hikayat Hang Tuah*, 42, 412; Concerning the relationship between the redistribution of wealth and the attraction of new followers, see esp. Milner, *Kerajaan*, 27–28, 131.

40 Concerning *nama*, see esp. Milner, *Kerajaan*, 104–6.

41 Ahmad, *Hikayat Hang Tuah*, 80; Milner, *Kerajaan*, 27.

42 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 50–53; Borschberg, *Journal Memorials*, 421–423.

43 Borschberg, *Journal Memorials*, 423.

including Mempawah, Landak, and other parts under his command” and then continues to speak of a “country” and of the king’s “lands”.⁴⁴ But admittedly the text never mentions a kingdom named Sambas.

It has already been stated that in many of the early treaties with Asian overlords, the Dutch were generally aware of the prevailing conditions, but for the purpose and objective of securing a(n international) treaty, they conveniently ignored tributary relationships. Up until the nineteenth century, both the Dutch and the British would brush aside as irrelevant and a nuisance any tributary ties that the Malay rulers of the peninsula might have historically maintained with the king of Siam. Such an attitude may very well have been a reaction to the way Malay *rajas* explained their relation or connection to Siamese rulers to a European audience. In the seventeenth century, the ruler of Kedah acknowledged his inferiority to the king of Siam, but insisted that this did not mean that he was subject to Siam’s overlordship or suzerainty (*ta’alok*) as a vassal.⁴⁵ Later in the nineteenth century, the ruler of Terengganu explained that the sending of the *bunga mas dan perak* (gold and silver flower) to Bangkok should not be understood as a symbol of Terengganu’s tributary relationship with Siam, but rather as *tanda s’pakat dan bersehabat*, a “token of alliance and friendship”.⁴⁶ Here, the Malay rulers were again ensuring that acts, rites and practices were being understood by the Europeans in certain ways. Perhaps the most significant conclusion one can draw from these examples is this: Well into the nineteenth century, the hierarchy of rulers was not only acknowledged and accepted, but it was also not an issue for Southeast Asian rulers. They were not insisting on being regarded or treated as *equals* among one another.

The previous section has shown that many local titles had been translated as “king”. All of these “kings” were assumed to be “despotic”, essentially implying these rulers possessed unfettered sovereign authority that made it possible to sign a treaty with them. But there was more to being despotic than that. Scholars during the age of Renaissance and Humanism would have almost known their Aristotle by heart, and the ancient Greek philosopher informs that despotism is “rule without law, a perverted political system.”⁴⁷ But in fact, Southeast Asia neither had rule devoid of law, nor was the political system perverted. Far from

44 Borschberg, *Journal Memorials*, 447–448.

45 Andaya, *Perak, the Abode of Grace*, 79.

46 Mubin Sheppard, “A short history of Trengganu,” *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 22.3 (1949): 42.

47 Peter J. Marshall, “Afterword: the Legacies of Two Hundred Years of Contact,” in *The Worlds of the East India Company*, eds. Huw V. Bowen, Margarette Lincoln and Nigel Rigby (Woodbridge and Rochester: The Boydell Press, 2002), 231.

being centralized states, many early modern polities had in fact multiple centres of political authority and legitimacy.⁴⁸

With reference to sovereignty, the question naturally arises as to how it was understood by each side – that is the European and Southeast Asian side – and to what extent these parties were aware of their different understandings of what sovereignty implied or entailed. Parallel to the evolving political concepts in sixteenth and seventeenth-century Europe (where the actual understandings of the term were by no means uniform or homogenous at the time), we have in insular and peninsular Southeast Asia an interplay of ideas and values on terms like *kedaulatan* (divine right to rule, or power associated with royal rule), *kerajaan* (the felicitous state of having a king), *negeri* (settlement, polity), *kuasa* (supreme temporal authority), *kekayaan* (wealth), *nama* (rank, status, reputation), and *belanja* (expenses, costs, outlays, spending money).⁴⁹ In pre-colonial Southeast Asia, and specifically in the maritime world of the Indonesian archipelago, much value was placed on the ability of a ruler (or contender to power) to attract and retain trade and followers (*nama*, tributary relations).⁵⁰ Divine attributes were important, as the ruler held the community together with ritual, ceremony, as well as *keadilan* (justice, fairness, circumspection, generosity) and *adat*.⁵¹ The *Sejarah Melayu* (Malay Annals), the single most important work of Malay literature, succinctly encapsulates the relationship between these expressions with the brief statement: “Where there is *pedang kerajaan* (the sword of the *kerajaan*), there is gold.”⁵² Having a *raja* enabled political and social order, the administration of justice and fairness, attracted wealth and prosperity, and thus enabled their redistribution by the *raja*. Without a *raja*, as the late seventeenth century Malay *Hikayat Hang Tuah* emphasizes, property serves no purpose (*guna*).⁵³ Such conceptual interlinkages and associations have also been variously discussed in the works

48 This is the topic of a study by Timothy P. Barnard, *Multiple Centres of Authority: Society and Environment in Siak and Eastern Sumatra, 1674–1827* (Leiden: KILTV Press, 2003).

49 See William Roff, *The Origins of Malay Nationalism* (New Haven: Yale University Press, 1967), esp. 2–3. Also Tony Day, “A Primer of Malay Political Culture,” *Asian Studies Association of Australia Review* 7/1 (1983): 90–97 (This is a review article focusing on Milner’s book *Kerajaan*). Today the term *kerajaan* is broadly understood as equivalent to “government” and is sometimes also used as synonym for “kingdom” or “ruler”.

50 Concerning rulers who attract trade to their shores, see Ahmad, *Hikayat Hang Tuah*, 9, 42, 413, 428, 486; Teeuw and Wyatt, *Hikayat Patani*, 78.

51 Concerning the divine attributes of Malay rulers in the pre-colonial period, see Milton Osborne, *Southeast Asia: An Introductory History* (Singapore: Allen & Unwin, 1997), 39–45 and the older but still useful study by Richard O. Winstedt, *The Malays: A Cultural History* (Singapore: Kelly & Walsh, 1947), 129–139.

52 Charles C. Brown, trans., “The Malay Annals,” *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 25/2–3 (1952), 187.

53 Ahmad, *Hikayat Hang Tuah*, 70.

of Leonard Andaya, Tony Day, Jane Drakard, Pierre-Yves Manguin, Tony Milner, and Tony Reid.⁵⁴ But more research would be needed on terms such as *aib* (dishonour), *hina* (insult), *dendam* (revenge), and *kemarahan* (anger) for understanding motivation, political mentalités, and how these in turn engendered the basis for treaties and alliance-making of the Malay rulers with Western powers. Johor's early alliance with the Dutch was evidently the brainchild of Raja Bongsu,⁵⁵ and his motivation for initiating and forging initial contacts with the Dutch were driven primarily by his desire to augment *nama* and expunge dishonour (*aib*, *malu*), or even to take revenge, and not by considerations of gaining more money or wealth. In May 1606, Raja Bongsu wrote a letter to Admiral Cornelis Matelieff telling him that by helping Johor avenge the Portuguese, the admiral's "name and fame will deserve to be spread around the whole world".⁵⁶ The assumption is that Matelieff was militarily intervening for the sake of augmenting his *nama*. More evidence derives from a letter that Raja Bongsu addressed to the "king of Holland" and passed to Admiral Pieter Willemsz. Verhoeff in February 1609. In this, he explained the origins of Johor's conflict with Patani and requests for military assistance in a future joint campaign, repeatedly emphasizing across the letter the need to expunge the "dishonour and shame" so unjustly inflicted on Johor and its royal family by the ruler of Patani.⁵⁷ This episode offers a textbook example of how a given Malay ruler was attempting to co-opt and mobilize the Dutch in his power plays by emphasizing values, qualities, and objectives that were specific to their own cultural milieu.

The early letters from the Johor court also reveal something else: During the first decades of the seventeenth century, the Johor kings viewed the Dutch very much in the same way as they would have regarded rival Malay kings and princes, namely as tools or instruments for politically repositioning themselves in the hierarchy of rulers. The Dutch were also seen as allies (real and potential) for avenging one's enemies. The Johor rulers regarded the European powers, including the Dutch, as just another actor who had entered the local scene. Rules that governed conflict and personal relations were still dominated by Malay cultural forms. The Europeans sought to engage and understand this world, but as explained, they also found these challenging to untangle and decode. The assumption

54 Milner, *The Malays*; Leonard Y. Andaya and Barbara W. Andaya, *History of Malaysia*, second edition (Honolulu: University of Hawai'i Press, 2001); Andaya, *Leaves of the Same Tree*; Day, *Fluid Iron*; Drakard, *A Kingdom of Words*; Pierre-Yves Manguin, "The Merchant and the King: Political Myths of Southeast Asian Coastal Polities," *Indonesia* 52 (1991): 41–54, esp. 47; Anthony Milner, "Identity Monarchy: Interrogating Heritage for a Divided Malaysia," *Southeast Asian Studies* 1/2 (2012): 191–212.

55 Borschberg, *Journal Memorials*, 442–443.

56 Borschberg, *Journal Memorials*, 152.

57 Borschberg, *Journal Memorials*, 441–445.

among imperial historians had long been that the Malay rulers were afraid of the Europeans. The evidence at hand dating from the sixteenth and seventeenth centuries, however, shows that the Malays may not have been as well armed (and these arms may not have been as well deployed) as their European counterparts. However, the military prowess of the Europeans was confined to artillery power at sea and that range of power was generally limited to a few hundred metres inland – in other words, the proverbial distance of a cannon shot.⁵⁸ The situation on land of course was very different. Here, the Europeans were subject to the rules, systems, values, and mentalités that favoured the agency and the initiatives of the Malay rulers or their high-ranking dignitaries such as the *bendahara* (chief minister, grand vizier, “rijksbestuurder”), *penghulu bendahari* (treasurer, “tesorier”), *laksamana* (admiral, captain-major of the sea), *temenggong* (“chief of police” and judge), or *shahbandar* (port master). The sources at hand evidence that it was uncertainty and distrust, and not primarily fear, that shaped the early relations between the Europeans and, say, Johor. This should not surprise, for the relationship was recent and the parties needed to familiarize themselves with the other. This offers a sharp contrast to the situation at the eve of British and Dutch imperialism in the nineteenth century when Malay rulers and their high-ranking dignitaries were regarded as reluctant respondents to European impulses. Tony Milner described this phenomenon, which he calls *Colonial Records History*, with reference to British Malaya in the nineteenth and early twentieth centuries.⁵⁹

According to Milner colonial records histories generally emphasize European initiative and action and juxtapose these to Southeast Asian responses, as a result of which Southeast Asian agency becomes considerably downplayed. This problem has of course been recognized by other scholars working with sources on Southeast Asia. The debates are perhaps best summarized in the chapter by John Legge in the *Cambridge History of Southeast Asia*, but there are also other engagements with the more specific issues in the older studies by John Smail and Harry Benda, as well as in a more recent chapter by Ariel Heryanto.⁶⁰ Source

58 What Charles H. Alexandrowicz wrote with reference to the Portuguese also holds true for the other, pre-1800 European colonial powers as well. See Alexandrowicz, *An Introduction to the History of the Law of Nations in the East Indies* (Oxford: Clarendon Press, 1967), 14, “They [i.e. the Portuguese] did not in principle penetrate inland but secured their position by the conclusion of treaties with local sovereigns.”

59 Anthony Milner, “Colonial Records History: British Malaya,” *Modern Asian Studies* 21/4 (1987): 782–783.

60 John Legge, “The Writing of Southeast Asian History,” *The Cambridge History of Southeast Asia*, ed. Nicholas Tarling (Cambridge: Cambridge University Press, 1992), vol. 1, 1–50; John R.W. Smail, “On the Possibility of an Autonomous History of Modern Southeast Asia,” *Journal of Southeast Asian History* 2 (1961): 72–102; Harry J. Benda, “The Structure of Southeast Asian History: Some Preliminary Observations,” *Journal of*

materials have come under scrutiny from present-day researchers who lament how Southeast Asian rulers were largely seen as responding—most reluctantly—to the superior military might and commercial prowess of the European imperial powers. These reluctant responses resulted in unequal treaties that were imposed on Southeast Asian rulers and societies. These agreements blatantly favoured their European counterparts, agents, and proxies.

Republican liberty in Southeast Asia? The case of Banda and Ambon

In an earlier section, it was explained that the Dutch faced some difficulties in presenting themselves at the courts of the Asian rulers, first because bad-mouthing by the Iberians required damage control, and second, because they found it genuinely challenging, if not counter-productive, to explain their republican form of government to their Asian hosts. So it should hardly surprise that in a world of *rajas*, *shahs*, *patis*, *adipatis*, *ketuas*, and *yang di pertuans* that the Dutch were searching for what could be deemed kindered spirits: people who did not regard monarchy as the best or only acceptable form of government, and who might in one way or another, display certain republican ideals, institutions or forms. And the Dutch found them – or at least thought they had found them – on Banda and Ambon. When the Dutch arrived in the late sixteenth century, the Banda Islands had shaken off their allegiance to Ternate and therefore no longer recognized a single ruler. The islands were governed instead by a group of local leaders whom the Dutch initially recognized and with whom they signed treaties as “kings”, but subsequently labelled as *orang kaya*. With a stretch of the imagination, some early observers came to recognize in Banda a distorted reflection of the Dutch Republic in Southeast Asia: the islands had shaken off the rule of the king of Ternate, and the various local leaders ruled the settlements and islands as a confederation. The kingless islands may have evoked the admiration of the Dutch, but to the local rulers they were an abomination, a manifestation of *huru hara*, of chaos and disorder. The ruler of Tuban on Java is on record exclaiming that if the Dutch or the Portuguese did not seize the Bandas by force, he would step in do it himself.⁶¹ The Dutch wanted to recognize similar republican conditions prevailing on the island of Ambon after they seized the Portuguese fortress there in 1605. Republican language and terminology is also evident from

Southeast Asian History 3/1 (1962): 106–138; Ariel Heryanto, “Can there be Southeast Asians in Southeast Asian Studies?,” in *Knowing Southeast Asian Subjects*, ed. Laurie J. Sears (Seattle: University of Washington Press, 2007), 75–108, esp. what he has to say on agency on pp. 97–98.

61 Borschberg, *Journal Memorials*, 262.

the way the Dutch began to refer to the people. In his memorials addressed to the VOC directors in Amsterdam and to senior government officials of the Dutch Republic, Admiral Cornelis Matelieff wrote on several instances of the “citizens” of Ambon and Banda, not of “subjects”. He was thinking about co-opting them into a(n evolving) Dutch plan to oust the Iberians from the Spice Islands and seize control of them, but he also had his reservations about acquiring Muslim subjects since the Dutch had no experience governing them.⁶²

The evolution (or should one better say, deliberate manipulation) of how the Dutch formally defined their contractual counter-parties makes for a rewarding topic of investigation. Wolphert Hermansz., one of the early fleet commanders before the founding of the VOC, signed a treaty with Banda on 23 May 1602. In this, he identified his counter-party as “four kings and their respective allies”.⁶³ He signed another treaty a few weeks later, on 17 June 1602, and in this document, the counter-party is identified in very vague terms: “those of Pulau Ai in the *kampung* (settlement) of Ouratt.”⁶⁴ Steven van der Hagen concluded a treaty of 25 February, 1605, with the *patih* of Oma whom he titles “king” in this instance. A few months later, on 13 July 1605, Van der Hagen also forged a treaty with Banda. This time however, the counter-party is defined as the “overheijt en principalen van ‘t landt Banda” (the government and leaders of the land of Banda).⁶⁵ The pattern is already becoming clear: local leaders were initially upgraded to the rank and status of “king”, but within a short time, the Dutch claimed that they were signing treaties with a government, a people, and a unified land or territory (the land of Banda). Here the Dutch were signing treaties with states and peoples, not with rulers in their personal capacity. They were concluding treaties, in other words, with republics. Ambon’s and Banda’s republican myth was thus already well in the making: Subsequent treaties identified the counter-party as the “overicheit ende raden van de eijlanden van Banda” (the government and councillors of the islands of Banda),⁶⁶ the “overheijdt van de steden en landen van Banda” (the government of the cities and lands of Banda)⁶⁷ or the “seer vermaerde orancaijen van alle de eijlanden, steden ende leden van gansch Banda” (the very honourable orang kaya from all the islands, cities, and [constituent] parts of all Banda).⁶⁸ The treaties with Ambon, too, began to fea-

62 Borschberg, *Journal Memorials*, letter dat. 31 Aug., 1610, 348.

63 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 23.

64 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 25.

65 Treaty of 13 Jul. 1605, Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 36.

66 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 39.

67 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 36.

68 Treaty of 10 Aug., 1609, Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 67. For similar terminology, see also the treaties with Banda of 3 May, 1616, *ibid.*, p. 122; 30 Ap., 1617, *ibid.*, 128; 25 Jun., 1618, *ibid.*, 134.

ture distinctly republican terminology. The two agreements signed on 13 March and 26 April 1609 identify their counter-party as “vier negrijen op ‘t Eiland Oma” (four *negeri* on the island of Oma)⁶⁹ and “de volkeren van de negry Roemakay” (the people of the *negeri* Rumakai).⁷⁰ The selection of terminology is important here, for these are probably the first instances that the Malay political expression *negeri* shows up in a surviving Dutch-language copy of an official treaty.

Granted, as has been seen earlier in the case of the Dutch-Banda treaty of June 1602, another Malay word *kampung* had been adopted into the Dutch text. This refers to a type of rural settlement of minor significance. This is not a word that is unique to Malay and is commonly used today in Thailand and Cambodia as well. But the term *negeri* bears deep political connotations and what it exactly refers to in any given text or document is often a source of confusion. It can have several meanings, and this could be the reason why the author or translator of the 1609 treaty decided to retain the original Malay expression rather than translate it. In its contemporary usage, *negeri* means the (sovereign) nation or state. In its original and most basic meaning, however, the term simply refers to a settlement, large or small.⁷¹ When the treaty with Banda spoke of the counter-party being the “government of the cities and [constituent] parts of Banda”, the terms “steden” or “steden ende leden” (cities, cities and parts) almost certainly represents a translation of the Malay expression *negeri*. It gets more complex. Milner has noted that the expression *isi negeri* means “the population”, reminding readers that the substance of the *negeri* is not land or even (royal) institutions, but people.⁷² Whoever drafted or copied the treaty of April 1609 grasped that term entailed conceptual complexity, for the agreement is said to have been forged with the people of the *negeri*, or their representatives (the *orang kaya*), and not with a “king” as stated in earlier treaties. The problem with the term *negeri*, however, is that it is translated as “kingdom” or “state”. The question arises as to what extent Dutch treaties and legal documents might have erased the original complexity of the term to redefine *negeri* from a settlement of unspecified magnitude and make it into a *political* unit. This seems to be a trend that blurred the original meaning of this term, and as a consequence, intentionally or unintentionally upgraded settlements identified as *negeri* to full-fledged states or kingdoms, perhaps even imagining them as territorially-defined entities, which clearly they were not.⁷³

69 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 58.

70 Tiele and Heeres, *Bouwstoffen*, 60.

71 Milner, *The Malays*, 59, John M. Gullick, *Indigenous*, 21.

72 Milner, *The Invention of Politics*, 104; Milner, *The Malays*, 59.

73 Milner, *The Malays*, 59, “The substance of the *negeri*, however, was neither the land nor the institutions – it was simply the people.” Andaya, *Leaves*, 80, “The boundaries of these Melayu polities were never stable because they expanded or contracted

This was to have serious consequences for our understanding of this term. A case in point is John Gullick who defined the *negeri* as “typically the basin of a large river or (less often) a group of adjacent rivers, forming a block of land extending from the coast inland to the central watershed. The capital of the state [i.e. *negeri*] was the point at which the main river ran into the sea”.⁷⁴ What he describes here is a collection of settlements along rivers and their tributaries that form the backbone of a *negeri* understood as a state, kingdom or polity. The administrative and trading centre was typically at or near the sea with the upstream settlements forming the hinterland.

The *negeri* mentioned in the early Dutch treaties with Ambon and Banda were nothing like an expansive network of settlements along rivers that Gullick has described. The question is: What *did* they represent? Did the seventeenth-century translation of *negeri* as “city” conjure up images of city governments in, say, the province of Holland that were the bastions of republican government and also represented in the provincial estates? Or perhaps one was thinking about the free imperial or Hanseatic cities in the Holy Roman Empire, which, again, were bastions of republican government? Or were the Dutch simply unable to translate the expression because there was no short way of rendering the multi-dimensionality and complexity that this term *negeri* originally entailed? One thing is for sure, in the early seventeenth century, the Dutch thought they had indeed spotted all sorts of institutional and conceptual parallels of a republican sort on Ambon and the Bandas. Paradoxically, rather than serving the purpose of strengthening liberty as might be expected, the republican discourses about Ambon and Banda intellectually paved the way for their conquest and annexation. If the Dutch were routinely upgrading rulers to the status of “king” in order to secure a contract with them, on Ambon they are consistently downgrading the cultural and political status of the local leaders and the local people. The treaty of 1609 and of 16 November 1616 still addressed Ambon’s leaders in Hitu as *orang kaya*. As will be recalled, this was the identical expression used by the Dutch to partially translate the Gentlemen States General into Malay. The treaty of 16 May 1617 further downgraded the local leaders to “oversten” (chieftains).⁷⁵ By 17 June 1633, it was formally claimed that the “ingezetenen” (natives) of Hitu had “vrywillig [...] onderworpen en verbonden” (voluntarily submitted and allied themselves) to the Dutch States General and the VOC.⁷⁶ With this the cornerstone of a territorially defined Dutch empire in Southeast Asia had been set.

in accordance with the movements of their subjects.” Also Maziar Mozaffari Falarti, *Malay Kingship*, esp. 11.

74 Gullick, *Indigenous*, 21.

75 Gullick, *Indigenous*, 126, 130.

76 Gullick, *Indigenous*, 258.

Concluding thoughts

This chapter has addressed issues regarding language, terms, institutions, and titles that went through a process that could be dubbed a culturally adjusted translation: authors deliberately or subconsciously adapted and adjusted their terminology to meet specific preconditions or accommodate target audiences. It involves a close and careful reading of the original documents, letters, and treaties with a focus on the choice and evolution of key terminology.

When the Dutch arrived in Southeast Asia and began concluding treaties with rulers across Asia, what sort of rulers were treating with them, and how did they perceive the Dutch? The Dutch spoke of the equal status of sovereign rulers and showed a propensity to label most overlords as kings. That appealed greatly to rulers who found themselves at the lower end of the Asian hierarchy of rulers. It was not the actual idea of equality that appealed to them, but the fact that an alliance with a strong power like the Dutch would augment their *nama* and help lift their status within the hierarchy of rulers. When we examine the pattern of treaties signed between the Dutch and Southeast Asian rulers at the beginning of the seventeenth century, it is clear that the majority were not with the powerful kingdoms of mainland Southeast Asia such as Siam and Pegu (Burma). It would be overly simplistic and also cynical to dismiss all these Euro-Asian treaties of the early seventeenth century as instruments to enshrine political inequality, to dismiss them as unequal treaties, or even as mere scraps of paper that no one ever intended to honour. It would also be fallacious to assume that the Dutch simply imposed themselves on their Southeast Asian counterparts by force. Sometimes, as was notably in the case of Johor, it was the locals who had first approached and later co-opted the Dutch, and not the other way round.

This paper has forensically dissected and historicized certain key terms and identified the contexts or patterns in which they were employed. The choice of terminology is of particular interest, as a story can be told about underlying assumptions, contexts, and objectives. Some terms were consciously manipulated, such as notably the use of the title king where the Dutch upgraded or downgraded rulers depending on the objectives of a given document or agreement. Some expressions could not be translated—or at least not easily—while others were problematic because of an underlying rift in understanding of certain ideas and values. The story behind the “king of Holland” exemplifies this particularly well and also demonstrates how concepts were culturally translated and adjusted to render them more acceptable to Asian audiences and readers.

The early treaties and agreements forged by the VOC in Asia can be regarded as part of an on-going political and cultural dialogue, as an act of bridging, assimilating, or integrating. It is thus imperative to differentiate treaties more vigorously across the *longue durée* and to ascertain more precisely the point in

time when Southeast Asian rulers began to espouse and adopt characteristically European concepts, such as for example the idea of sovereignty and implicitly territoriality.

If control over people (and not land) was the focus in local understandings of sovereignty, there remains of course the issue of land ownership. In the nineteenth century, considerable emphasis was placed on the issue of land ownership, as the British in Malaya, for example, sought concessions from local rulers to set up plantations or exploit the Peninsula's mineral wealth by developing mining operations. Arguments can – and have – been advanced to explain that Europeans conveniently took the local ruler to be the implicit owner of all land. This was a convenient means of securing a contract or concession from these rulers who could not fully appreciate what they were conceding or under what conditions this was being made. Others may argue that by the beginning of the nineteenth century, Malay rulers had largely appropriated, or at least accommodated, European understandings of kingship and territorial overlordship. What this article shows is that during the early modern period, the Europeans, specifically the Dutch, and their Southeast Asian counter-parties, were literally and metaphorically far apart. The Dutch were aware of this and some creative license was required to bridge the divide.

Bibliography

- Ahmad, Kassim, ed. *Hikayat Hang Tuah*. Kuala Lumpur: Dewan Bahasa dan Pustaka, 1968.
- Alexandrowicz, Charles H. *An Introduction to the History of the Law of Nations in the East Indies*. Oxford: Clarendon Press, 1967.
- Andaya, Barbara W. *Perak, the Abode of Grace: A Study of an Eighteenth-Century Malay State*. Kuala Lumpur: Oxford University Press, 1979.
- Andaya, Leonard Y. *Leaves of the Same Tree: Trade and Ethnicity in the Straits of Melaka*. Honolulu: Hawai'i University Press, 2008.
- Andaya, Leonard Y. and Barbara W. Andaya. *History of Malaysia*. Second edition. Honolulu: University of Hawai'i Press, 2001.
- Balbi, Gasparo. *Viaggi dell'Indie Orientali di Gasparo Balbi, Gioielleriero Veneziano*. Venice: Apresso Camillo Borgominieri, 1590.
- Balbi, Gasparo. "Voyage to Pegu and Observations There, Circa 1583." *SOAS Bulletin of Burma Research* 1/2 (2003): 26–34.
- Barnard, Timothy P. *Multiple Centres of Authority: Society and Environment in Siak and Eastern Sumatra, 1674–1827*. Leiden: KILTV Press, 2003.
- Benda, Harry J. "The Structure of Southeast Asian History: Some Preliminary Observations." *Journal of Southeast Asian History* 3/1 (1962): 106–138.

- Blagden, Charles O., ed., and Michael J. Bremner, trans. "Report of Governor Balthasar Bort on Malacca, 1678." *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 5/1 (1927): 1–232.
- Borschberg, Peter. "Batu Sawar Johor: A Regional Centre of Trade in the Early Seventeenth Century." In *Early Modern Southeast Asia (1300–1800)*, edited by Ooi G. K. and Hoang A. T. 136–153. London: Routledge, 2016.
- Borschberg, Peter, ed. *Journal Memorials and Letters of Cornelis Matelieff de Jonge. Security, Diplomacy and Commerce in 17th-century Southeast Asia*. Singapore: NUS Press, 2015.
- Borschberg, Peter. "Left Holding the Bag: The Johor-VOC Alliance and the Twelve Years' Truce (1606–1613)." In *The Twelve Years Truce (1609): Peace, Truce War and Law in the Low Countries at the Turn of the 17th Century*, edited by Randall Lesaffer, 89–120. Leiden: Brill-Nijhoff, 2014.
- Borschberg, Peter, ed. *The Memoirs and Memorials of Jacques de Coutre: Security, Trade and Society in 17th Century Southeast Asia*. Singapore: NUS Press, 2014.
- Borschberg, Peter. *Hugo Grotius, the Portuguese and Free Trade in the East Indies*. Leiden: KITLV Press, 2011.
- Borschberg, Peter. *The Singapore and Melaka Straits: Violence, Security and Diplomacy in the 17th Century*. Singapore: NUS Press, 2010.
- Brown, Charles C., trans., "The Malay Annals." *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 25/2–3 (1952): 5–276.
- Casparis, Johannes G. de, ed. *Prasasti Indonesia: Selected Inscriptions from the 7th to the 9th Centuries AD*. Bandung: Masa Baru, 1956.
- Colenbrander, Herman T. and Willem Ph. Coolhaas, *Jan Pieterszoon Coen: Bescheiden Omtrent Zijn Bedrijf in Indië*, 9 volumes. The Hague: Martinus Nijhoff, 1919–1953.
- Colenbrander, Herman T., ed. *Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaets als over geheel Nederlandts-India*. The Hague: Martinus Nijhoff, 1896–1931.
- Commelin, Isaac. *Begin ende Voortgang Vande Vereenigde Neerlandsche Geoctroyeerde Oost-Indische Compagnie*, 4 volumes. Amsterdam: Facsimile Uitgaven Nederland, 1969 [Amsterdam, 1646].
- Day, Tony. *Fluid Iron: State Formation in Southeast Asia*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 2002.
- Tony Day, "A Primer of Malay Political Culture." *Asian Studies Association of Australia Review* 7/1 (1983): 90–97.
- Drakard, Jane. *A Kingdom of Words/ Language and Power in Sumatra*. Oxford: Oxford University Press, 1999.
- Grewe, Wilhelm G., ed. *Fontes Historiae Iuris Gentium: Sources relating to the History of the Law of Nations*, 3 volumes. Berlin: Walter de Gruyter, 1988–1992.

- Gullick, John M. "Kedah 1821–1855: Years of Exile and Return." *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 56/2 (1983): 31–86.
- Gullick, John M. *Indigenous Political Systems of Western Malaya*. London: The Athlone Press, 1958.
- Heryanto, Ariel. "Can there be Southeast Asians in Southeast Asian Studies?" In *Knowing Southeast Asian Subjects*, edited by Laurie J. Sears, 75–108. Seattle: University of Washington Press, 2007.
- Jonge, Johan K.J. de, ed. *Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indië: Verzameling van onuitgegeven stukken uit het oud-coloniaal archief, eerste reeks*. The Hague: Martinus Nijhoff, 1866–1925.
- Josselin de Jong, Patrick E. de. "The Character of the 'Malay Annals.'" In *Malayan and Indonesian Studies: Essays Presented to Sir Richard Winstedt on his Eighty-fifth Birthday*, edited by John Bastin and Roelof Roolvink, 235–241. Oxford: Clarendon Press, 1964.
- Kulke, Hermann. "Kedatuan Srivijaya: Empire or Kraton of Srivijaya? A Reassessment of Epigraphical Evidence." *Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient* 80/1 (1993): 159–180.
- Legge, John. "The Writing of Southeast Asian History." In *The Cambridge History of Southeast Asia*, edited by Nicholas Tarling, vol. 1, 1–50. Cambridge: Cambridge University Press, 1992.
- Linschoten, Jan H. van. *Itinerario: Voyage ofte Schipvaert van Jan Huygen van Linschoten naer Oost ofte Portugaels Indien, 1579–1592*, edited by Hendrik Kern and Johan C.M. Warnsinck. second edition. The Hague: Martinus Nijhoff, 1939.
- Linschoten, Jan H. van. *Reys-geschrift vande navigatiën der Portugaloyzers*, edited by Hendrik Kern and Johan C.M. Warnsinck. Second edition. The Hague: Martinus Nijhoff, 1939.
- Manguin, Pierre-Yves. "The Merchant and the King: Political Myths of Southeast Asian Coastal Politics." *Indonesia* 52 (1991): 41–54.
- Marshall, Peter J. "Afterword: the Legacies of Two Hundred Years of Contact." In *The Worlds of the East India Company*, edited by Huw V. Bowen, Margarett Lincoln and Nigel Rigby, 223–239. Woodbridge and Rochester: The Boydell Press, 2002.
- Milner, Anthony. "Identity Monarchy: Interrogating Heritage for a Divided Malaysia." *Southeast Asian Studies* 1/2 (2012): 191–212.
- Milner, Anthony. *The Malays*. Oxford: Wiley-Blackwell, 2008.
- Milner, Anthony. *The Invention of Politics in Colonial Malaya: Contesting Nationalism and the Expansion of Public Space*. Cambridge: Cambridge University Press, 1995.
- Milner, Anthony. "Colonial Records History: British Malaya." *Modern Asian Studies* 21/4 (1987): 782–792.

- Milner, Anthony. *Kerajaan: Malay Political Culture on the Eve of Colonial Rule*. Tucson: University of Arizona Press, 1982.
- Falarti, Maziah M. *Malay Kingship in Kedah: Religion, Trade and Society*. Lanham: Lexington Books, 2013.
- Osborne, Milton. *Southeast Asia: An Introductory History*. Singapore: Allen & Unwin, 1997.
- Roff, William. *The Origins of Malay Nationalism*. New Haven: Yale University Press, 1967.
- Serrão, Joaquim V., ed., and int., *Comentarios de Afonso d'Albuquerque*. Second edition. Lisbon: Imprensa Nacional-Casa de Moeda, 1973 [1576].
- Sheppard, Mubin. "A short history of Trengganu." *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 22/3 (1949): 1–74.
- Skinner, Cyril. "A Malay Mission to Bangkok during the reign of Rama II." *Journal of the Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society* 56/2 (1983): 135–141.
- Suwannathat-Pian, Kobkua. *Thai-Malay Relations: Traditional Intra-regional Relations from the Seventeenth to the Early Twentieth Centuries*. Singapore: Oxford University Press, 1988.
- Smail, John R. W. "On the Possibility of an Autonomous History of Modern Southeast Asia." *Journal of Southeast Asian History* 2 (1961): 72–102.
- Tambiah, Stanley J. *World Conqueror and World Renouncer: A Study of Buddhism and Polity in Thailand against a Historical Background*. Cambridge: Cambridge University Press, 1976.
- Teeuw, Andries and David K. Wyatt, eds., *Hikayat Patani*. The Hague: Martinus Nijhoff, 1970.
- Tiele, Pieter A. and Jan E. Heeres, eds., *Bouwstoffen voor de Geschiedenis der Nederlanders in den Maleischen Archipel*, 3 volumes. The Hague: Martinus Nijhoff, 1886–95.
- Walker, Joanne H. "From Po-li to Rajah Brooke: Culture, Power and the Contest for Sarawak." *Journal of Borneo-Kalimantan* 2/2 (2016): 10–11.
- Walker, Joanne H. "Autonomy, Diversity, and Dissent: Conceptions of Power and Sources of Action in the Sejarah Melayu (Raffles MS 18)." *Theory and Society* 33/2 (2004): 213–255.
- Winstedt, Richard O. *The Malays: A Cultural History*. Singapore: Kelly & Walsh, 1947.
- Wolters, Oliver W. *History, Culture and Region in Southeast Asian Perspectives*, revised edition. Singapore: ISEAS, 1982.
- Yule, Henry and Arthur C. Burnell, *Hobson-Jobson: A Glossary of Colloquial Anglo-Indian Words and Phrases*, reprint. Sittingbourne: Linguasia, 1994.

VIII Abschlusskommentar

Hillard von Thiessen

Geschichte der Außenbeziehungen / Neue Diplomatiegeschichte

Einen Kommentar zu den Bereichen Außenbeziehungen und „Neue Diplomatiegeschichte“ zu schreiben, wäre auf der gut zwanzig Jahre zurückliegenden ersten Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit 1995 in Gießen keine sehr umfängliche Aufgabe gewesen. Das Thema Außenbeziehungen war seinerzeit nur marginal vertreten, von „Neuer Diplomatiegeschichte“ zu sprechen verfrüht, und globalgeschichtliche Ansätze waren zumindest in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft noch vergleichsweise rar gesät. Der Trend ging zur Historischen Anthropologie, welche die Außenbeziehungen seinerzeit noch kaum für sich entdeckt hatte. Diplomatiegeschichte galt als innovationsresistent.¹ In der Zwischenzeit hat sich die Geschichte der Außenbeziehungen aus ihrer methodischen Selbstmarginalisierung gelöst und findet folglich seither auch das Interesse der Forschung, gerade auch von jüngeren Historikerinnen und Historikern. Die Tagungen der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit reflektierten diesen Wandel: Die 8. Tagung 2009 in Aachen setzte sich das Motto „Grenzen und Grenzüberschreitungen“², mithin ein Thema, das die Beschäftigung mit Außenbeziehungen implizierte, und der folgende Kongress in Marburg bot mit dem Themenfeld „Sicherheit“ ebenfalls Anlass, verschiedene Aspekte der Geschichte der Außenbeziehungen zu diskutieren.³ Die Heidelberger Arbeitstagung 2015 sprach Forschungen zur Geschichte der Diplomatie und der Außenbeziehungen nicht minder an und war mit ihrem globalgeschichtlichen Zuschnitt geeignet, sie in neue Zusammenhänge zu stellen.

1 Wilfried Loth, Einleitung zu *Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten*, von Wilfried Loth und Jürgen Osterhammel (München: Oldenburg, 2000), vii–xiv, hier vii.

2 „Grenzen und Grenzüberschreitungen“, Zugriff am 12.01.2017, <http://www.grenzen.rwth-aachen.de/index.html>.

3 „Sicherheit in der Frühen Neuzeit“, Zugriff am 12.01.2017, https://www.uni-marburg.de/fbo6/fnz-tag/index_html.

Die fachlich-methodischen Rahmenbedingungen und Möglichkeiten der Forschung zur Geschichte der Außenbeziehungen erfahren in jüngerer Zeit einen weiteren fundamentalen Wandlungsschub, der sich auch in Heidelberg manifestiert hat. Denn wenn Geschichte auch als globaler Prozess betrachtet wird, dann hat dies naturgemäß Auswirkungen auf unsere Sicht auf die Geschichte der grenzüberschreitenden Beziehungen. Die globale Perspektive manifestiert sich dabei auf zwei Ebenen, die einander bedingen: Zum einen verändert sich unser Bild von der Geschichte der Außenbeziehungen ebenso wie das der bis dato deziert europäisch gedachten Diplomatie, wenn wir sie in einem globalen Rahmen denken und wenn, um den postkolonialen Schlachtruf Chakrabartys aufzunehmen, Europa „provinzialisiert“ wird,⁴ also vom Zentrum des historiographischen Interesses ins Glied einer Vielzahl von gleichwertig zu betrachtenden Großregionen zurücktritt.⁵ Zum anderen betreiben wir die Geschichte der Außenbeziehungen nicht mehr unbedingt primär als Angehörige der *deutschen* Frühneuzeitforschung (für welche die Tagung vor 20 Jahren eine Art Leistungsschau darstellte), sondern als Teil einer sich zunehmend global verstehenden Geschichtswissenschaft, beziehungsweise, noch ausgreifender, einer globalisierten Kulturwissenschaft. Ein rein innerdeutsches Treffen machte unter dieser Maßgabe eigentlich keinen Sinn mehr, entsprechend international war nicht nur der Themenschnitt, sondern auch die Teilnehmerschaft der Heidelberger Tagung.

Wie präsentierte sich nun auf der 11. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit die Geschichte der Außenbeziehungen und der Diplomatie? Die Messlatte des Anspruchs war schon im Tagungstitel hoch gesetzt: Die globale Perspektive sollte zu nichts weniger führen, als Europa „neu [zu] denken“. Verschiedene Sektionen haben diese Verve aufgegriffen und ihre Titel mit innovationsaffinem Vokabular ausgestattet: Neue Perspektiven wurden versprochen und Europa sollte neu geschrieben werden.⁶ Was also bot sich an Neuem? Zum einen

4 Dipesh Chakrabarty, *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung* (Frankfurt/M.: Campus, 2010).

5 Diese „Provinzialisierung“ Europas im Sinne der *postcolonial studies* wurde in bemerkenswert konsequenter Weise in der sehr anregenden Sektion „Provincializing European Diplomacy: Die globale Entstehung der Diplomatie“, geleitet von Jan Hennings und Florian Kühnel, umgesetzt.

6 So in den Ankündigungen zu den Sektionen „Globale Güter – verflochtene Konsumkulturen: Europas materielle Kultur im Wandel“, geleitet von Kim Siebenhüner („Europa neu zu schreiben“), „Der Krieg als Motor der Verflechtung: Globale Konflikte der Frühen Neuzeit“, geleitet von Marian Füssel („Konkrete empirische Wege aufzeigen, das frühneuzeitliche ‚Europa neu zu denken‘“), „Blick von außen? Europäische Peripherie und europäisches Zentrum in neuer Perspektive“, geleitet von Christoph Kampmann und Arina Lasarewa und „Europe in the Perspective of a Global Microhistory“, geleitet von Dagmar Freist („Anstöße zu geben, Europa neu zu denken“). Susan Richter und Sebastian Meurer, Hrsg., *Globale Verflechtungen – Europa neu denken: [...]*

und am grundlegendsten: Die alte und langlebige Perspektive vom Aufstieg der europäischen Diplomatie, ausgehend vom Italien der Renaissance, und sich unter rechtlicher und zeremonieller Verfestigung über ganz Europa und schließlich, im 19. Jahrhundert, die ganze Welt ausbreitend und ihr ihren Stempel aufdrückend, wird abgelöst.⁷ An ihre Stelle tritt das Bild einer polyzentralen Welt diplomatischer Kulturen. Diese stehen miteinander in Interaktion, gehen ineinander über, sind allein schon deshalb in sich vielgestaltig und verändern sich nicht zuletzt durch inter- und transkulturelle Kontakte untereinander permanent. Dies geschieht in besonderem Maße an Brenn- und Schnittpunkten dieser Kulturen, die als interkulturelle Kontaktzonen gelten können. Zu verstehen sind darunter Orte, an denen Diplomaten unterschiedlicher kultureller Herkunft in größerer Zahl zusammentreffen und an denen daher die Symbolik und die Sprache der Diplomatie ausgehandelt werden müssen. Beispiele wären Rom, Konstantinopel beziehungsweise Istanbul oder der Mogulhof.⁸ Außengrenzen dieser nicht nur idealtypisch zu verstehenden diplomatischen Kulturen, wenn auch löchrige, werden durch Abgrenzungsdiskurse geschaffen, etwa in Form der Konstruktion von Barbarität. Ein Beispiel stellen Zeremonialkonflikte an der Hohen Pforte dar. Dort konkurrierten Gesandte verschiedener christlicher Herrscher um die vorrangige Behandlung durch osmanische Würdenträger – mithin wirkte das osmanische diplomatische Zeremoniell in das christliche Europa. Doch die Gewährung der Präzedenz durch den Sultan oder andere hohe osmanische Würdenträger hatte nur einen eingeschränkten Wert, da sie mit dem Hinweis, dass diese Vorzugsbehandlung nur an einem nichtchristlichen, mithin barbarischen

Programmheft (Heidelberg, 2015), Zugriff am 12. Januar 2017, http://www.historiker-verband.de/fileadmin/_vhd/Arbeitsgemeinschaften/ag_fnz/programmFNZTag_ohne_mail.pdf, 20, 24, 32 und 53.

7 Matthew Smith Anderson, *The Rise of Modern Diplomacy: 1450–1919* (Harlow: Longman, 1993).

8 Zum Mogulhof siehe den Vortrag von Antje Flüchter („Alterität oder vertraute Spielregeln? ‚Europäische Diplomatie‘ am indischen Mogulhof“) in der Sektion „Provincializing European Diplomacy: Die globale Entstehung der Diplomatie“, geleitet von Jan Hennings und Florian Kühnel; zu Rom: Mario Rosa, „The ‘World’s Theatre’: The Court of Rome and Politics in the First Half of the Seventeenth Century,” in *Court and Politics in Papal Rome: 1492–1700*, hrsg. von Gianvittorio Signorotto und Maria Antonietta Visceglia (Cambridge: Cambridge University Press, 2002), 78–98. Zur Hohen Pforte: Christine Vogel, „Der Marquis, das Sofa und der Großwesir: Zu Funktion und Medialität interkultureller diplomatischer Zeremonien in der Frühen Neuzeit,“ in *Die Audienz: Ritualisierter Kulturkontakt in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Peter Burschel und Christine Vogel (Köln: Böhlau, 2014), 221–245; Harriet Rudolph, „The Ottoman Empire and the Institutionalization of European Diplomacy: 1500–1700,“ in *Islam and International Law: Engaging Self-Centrism from a Plurality of Perspectives*, hrsg. von Marie-Luisa Frick und Andreas Th. Müller (Leiden: Nijhoff, 2013), 161–183.

Hof gewährt worden war, effektiv devaluiert werden konnte.⁹ Auch innerhalb des christlichen Europa wurden derartige Grenzlinien mehr oder weniger effektiv gezogen, etwa zwischen den Konfessionen¹⁰ oder zwischen den großen Höfen mit ihrem ausgefeiltem Zeremoniell auf der einen Seite und den Republiken, die dem Trend zur Verhöflichung phasenweise nur eingeschränkt folgten und damit von adligen Diplomaten als barbarisch wahrgenommen wurden.¹¹

Die Vorstellung von der Einzigartigkeit und Geschlossenheit der europäischen diplomatischen Kultur wird mit diesem polyzentralen Modell ebenso dekonstruiert wie die Vorstellung, sie sei allein aus sich selbst heraus entstanden. Der Fokus auf interkulturell agierende diplomatische Akteure, dies im Übrigen auch innerhalb Europas, hat gezeigt, wie interkulturelle Erfahrungen die diplomatische Praxis veränderten.¹² Interkulturelle Begegnung bedeutete nicht zuletzt im diplomatischen Zeremoniell stets eine Herausforderung und führte dazu, dass rituelle Stabilität bestenfalls in Zeremonialordnungen, mithin in normativen Quellen, suggeriert wurde, kaum aber in der Praxis vorkam. Aushandlungen dieser Art gewähren auch Einblick in rang- und machtmäßige Asymmetrien.¹³

9 Vogel, „Marquis“.

10 Wolfgang Reinhard, „Historische Anthropologie frühneuzeitlicher Diplomatie: Ein Versuch über Nuntiaturberichte 1592–1622,“ in *Wahrnehmungen des Fremden: Differenzenerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*, hrsg. von Michael Rohrschneider und Arno Strohmeyer (Münster: Aschendorff, 2007), 53–72.

11 Christian Windler, „Diplomatie als Erfahrung fremder Kulturen: Gesandte von Monarchen in den eidgenössischen Orten (16. und 17. Jahrhundert),“ in *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006): 5–44. Vgl. außerdem die Sektion „Zonen der Barbarei in einem aufgeklärten Europa? Mapping Europe in der Aufklärungszeit“, geleitet von Andreas Pečar.

12 Vgl. z. B. den Sammelband: Peter Burschel und Christine Vogel, Hrsg., *Die Audienz: Ritualisierter Kulturkontakt in der Frühen Neuzeit* (Köln: Böhlau, 2014); sowie die Aufsätze: Arno Strohmeyer, „Wahrnehmungen des Fremden: Differenzenerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert: Forschungsstand – Erträge – Perspektiven,“ in *Wahrnehmungen des Fremden: Differenzenerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*, hrsg. von Michael Rohrschneider und Arno Strohmeyer (Münster: Aschendorff, 2007), 1–50; Volker Reinhardt, „Nuntien und Nationalcharakter: Prolegomena zu einer Geschichte nationaler Wahrnehmungstereotype am Beispiel der Schweiz,“ in *Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung*, hrsg. von Alexander Koller (Tübingen: Niemeyer, 1998), 285–299.

13 So zum Beispiel am römischen Papstthof: Julia Zunckel, „Rangordnungen der Orthodoxie? Päpstlicher Suprematieanspruch und Wertewandel im Spiegel der Präzedenzkonflikte am heiligen römischen Hof in post-tridentinischer Zeit,“ in *Werte und Symbole im frühneuzeitlichen Rom*, hrsg. von Günther Wassilowsky und Hubert Wolf (Münster: Rhema, 2005), 101–128.

Diplomatie als Themenfeld stand nur bei zwei Sektionen explizit im Zentrum des Interesses.¹⁴ Aber Diplomatie und Diplomaten sowie verschiedene Formen grenzüberschreitender Beziehungen sind vielfach Gegenstand der Vorträge und Diskussionen auf der Heidelberger Tagung gewesen. Damit drückt sich die Öffnung der Außenbeziehungs- und Diplomatiegeschichte aus, die Diplomaten heute eben nicht mehr nur als Vertreter eines Staatswesens betrachtet, sondern die Vielfalt ihrer Rollen und Handlungen in den Blick nimmt. Umgekehrt werden Diplomaten damit auch Untersuchungsgegenstand vielfältiger Fragestellungen und Forschungsinteressen: als Agenten des Kulturtransfers,¹⁵ als Träger von Vorstellungen von Männlichkeiten¹⁶ oder als ökonomisch Handelnde beziehungsweise Vermittler von Handelsbeziehungen oder Geschenktransfer.¹⁷ Erfreulicherweise ist die ökonomische und finanzielle Seite grenzüberschreitender Beziehungen nach der relativ langen Phase einer recht marginalen Existenz der Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit offensichtlich wieder stark im Kommen, wie verschiedene Sektionen zeigen.¹⁸

Die akteurszentrierte Perspektive und der interkulturelle Vergleich öffnen den Blick auf eine anthropologische Grundlage von Außenbeziehungen und Diplomatie: auf Akte des Gabentausches. Diplomatie, grenzüberschreitende soziale Beziehungen und zum Teil auch wirtschaftliche Beziehungen basieren mehr oder

14 In den Sektionen „Provincializing European Diplomacy: Die globale Entstehung der Diplomatie“, geleitet von Jan Hennings und Florian Kühnel sowie „Entangled Objects and Hybrid Practices? The Material Culture of Transcultural Diplomacy (1500–1900)“, geleitet von Harriet Rudolph.

15 In der Sektion „Außereuropäische Menschen, Tiere, Pflanzen und Objekte im frühneuzeitlichen Europa: Transfers, Aneignungen und Adaptionen“, geleitet von Mark Häberlein und Michaela Schmölz-Häberlein sowie im Vortrag von Gregor M. Metzger in der Sektion „Entangled Objects and Hybrid Practices? The Material Culture of Transcultural Diplomacy (1500–1900)“, geleitet von Harriet Rudolph.

16 In der Sektion „Entdecker, Eroberer, Diplomaten und Sklaven: Hegemoniale und fragile Männlichkeiten an den Grenzen des frühneuzeitlichen Europa“, geleitet von Claudia Opitz-Belakhal.

17 In der Sektion „Außereuropäische Menschen, Tiere, Pflanzen und Objekte im frühneuzeitlichen Europa: Transfers, Aneignungen und Adaptionen“, geleitet von Mark Häberlein und Michaela Schmölz-Häberlein.

18 Dies zeigte sich, wenn auch nicht immer mit Bezug zur Diplomatie, in den Sektionen „Provincial Europe and Global History in the Early Modern Period: Toward New Perspectives“, geleitet von James Livesey, „Globale Güter – verflochtene Konsumkulturen: Europas materielle Kultur im Wandel“, geleitet von Kim Siebenhüner, „Der Krieg als Motor der Verflechtung: Globale Konflikte der Frühen Neuzeit“, geleitet von Marian Füssel und „Entangled Objects and Hybrid Practices? The Material Culture of Transcultural Diplomacy (1500–1900)“, geleitet von Harriet Rudolph.

weniger deutlich sichtbar auf Strukturen von Gabe und Gegengabe.¹⁹ Sie prägen gewissermaßen den Grundton grenzüberschreitender Beziehungen. Auch scheint es ein gemeinsames interkulturelles Verständnis von mit dem Gabentausch zusammenhängenden symbolischen Bedeutungen gegeben zu haben. Traten räumlich entfernte und kulturell differente Akteure miteinander in Beziehung und war diese nicht von vornherein gewaltförmiger Natur – kritisch anzumerken ist, dass die meisten Sektionen um Gewalt in grenzüberschreitenden Beziehungen einen Bogen machten²⁰ –, dann lag es nahe, dass erst einmal auf die eine oder andere Weise Gaben zu tauschen, um auf diese Weise ein gewisses Maß an Vertrauen durch Reziprozität herzustellen. Gabentausch hat insofern eine transkulturelle Vermittlungsfunktion, die kulturelle Gemeinsamkeiten ebenso wie sehr unterschiedliche Interpretationen erkennen lässt. Denn gerade weil es so nahe lag, Gaben zu tauschen und alle Akteure Vorstellungen vom Prinzip des Gabentausches hatten, waren auch Missverständnisse vorprogrammiert. Vernetzung und Verflechtung waren und sind nicht per se friedliche Phänomene. Deutungskonflikte über die Symbolik von Gaben können beispielsweise zu Eskalationen führen. Bezeichnenderweise war die Sektion über die *material culture* der transkulturellen Diplomatie *volens volens* gleichzeitig eine über symbolische Kommunikation.²¹ Offenkundig ist die Analyse materiellen Austausches in grenzüberschreitenden Beziehungen ohne die Analyse symbolischer Implikationen nicht zu leisten. Unterschiede in der symbolischen Deutung von Gaben können Akteure dazu veranlassen, Symbole pragmatisch umzudeuten, die Deutung der Gegenseite zu ignorieren oder Missverständnisse dazu zu nutzen, einen für den eigenen Rang oder die eigenen Interessen vorteilhaften Kompromiss zu erreichen. Derartige Strategien drängen sich vor allem dann auf, wenn Geben von der empfangenden Seite nicht als Aufforderung zum Tausch, sondern als Unterwerfungsgeste angesehen wird – etwa im Fall der Tributleistungen an der Hohen Pforte.²²

19 Hillard von Thiessen, „Diplomatie vom *type ancien*: Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens,“ in *Akteure der Außenbeziehungen: Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, hrsg. von Hillard von Thiessen und Christian Windler (Köln: Böhlau, 2010), 471–503, hier 484.

20 Ausnahmen stellten allerdings die Sektionen „Der Krieg als Motor der Verflechtung: Globale Konflikte der Frühen Neuzeit“, geleitet von Marian Füssel sowie „Entdecker, Eroberer, Diplomaten und Sklaven: Hegemoniale und fragile Männlichkeiten an den Grenzen des frühneuzeitlichen Europa“, geleitet von Claudia Opitz-Belakhal, dar.

21 Die Sektion „Entangled Objects and Hybrid Practices? The Material Culture of Transcultural Diplomacy (1500–1900)“, geleitet von Harriet Rudolph.

22 Christian Windler, „Tribut und Gabe: Mediterrane Diplomatie als interkulturelle Kommunikation,“ in *Saeculum* 51 (2000): 24–56.

Noch ein Wort zur Periodisierung. Auffallend zumindest an einigen Sektionen war, dass Brüche im Übergang zur Moderne wiederholt thematisiert wurden. Die These Jürgen Osterhammels von einem in globaler Perspektive auszumachenden Epochenwandel in der Zeit um 1800²³ ist verschiedentlich aufgegriffen worden.²⁴ Das Verständnis von der Sattelzeit als Beginn der Phase globaler Hegemonie europäischer Akteure – wenn auch nicht en bloc, sondern in teils erbitterter Konkurrenz zueinander – und auch als Zeitraum, in dem sich Alteritätszuschreibungen festigten, ja ideologisierten, stärkt die Vorstellung einer Grenze zwischen Früher Neuzeit und Moderne. Aber natürlich sind auch alternative Modelle diskutiert worden, etwa das eines „langen 18. Jahrhunderts“, das in globalgeschichtlicher Perspektive von der Emergenz von Weltkriegen gekennzeichnet gewesen sei.²⁵ Kaum war hingegen von fundamentalen Wandlungsprozessen um 1500 die Rede. Ob die globale Perspektive die Vorstellung einer langen vormodernen Periode in Abgrenzung zur Moderne fördert? Es lassen sich gleichwohl auch leicht Gegenargumente hierzu finden, wenn man etwa die iberische Kolonisierung Amerikas in Rechnung stellt. Nichtsdestotrotz lässt sich in diplomatiegeschichtlicher Hinsicht um 1800 eine deutlich verstärkte Tendenz hin zum Export des Modells europäischer Diplomatie mit ihren nun klarer fixierten und standardisierten Regeln erkennen, auch wenn dieser von lokalen Aneignungsprozessen begleitet war. Das polyzentrische Modell interagierender Kreise wäre demnach geradezu ein Merkmal der – globalen – Frühen Neuzeit und würde von einer Welt stärkerer Asymmetrien abgelöst werden. Diskutiert wurde in Heidelberg auch, ob der Begriff „Diplomatie“ derart stark mit dezidiert modernen Gehalten aufgeladen sei, dass er für die Frühe Neuzeit gar nicht mehr verwendet werden könne.²⁶ Für diese Forderung sprechen gute Argumente. Doch angesichts der festen Etablierung des Begriffs – und zwar vor allem in globaler Perspektive, außerhalb des deutschen Sprachraums – erscheint es zielführender, frühneuzeitliche und moderne Diplomatie idealtypisch voneinander zu trennen und den Begriff beizubehalten.²⁷

23 Jürgen Osterhammel, „Über die Periodisierung der neueren Geschichte,“ in *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Berichte und Abhandlungen* 10 (2006): 45–64.

24 So von Sven Externbrink in der Sektion „Der Krieg als Motor der Verflechtung: Globale Konflikte der Frühen Neuzeit“, geleitet von Marian Füssel.

25 Marian Füssel in der von ihm geleiteten Sektion „Der Krieg als Motor der Verflechtung: Globale Konflikte der Frühen Neuzeit“.

26 Diesen Vorschlag machte Christian Windler in seinem Kommentar zur Sektion „Provincializing European Diplomacy: Die globale Entstehung der Diplomatie“, geleitet von Jan Hennings und Florian Kühnel.

27 Thiessen, „Diplomatie“, 471–503.

Das Projekt einer dezentrierten, postkolonialen Geschichte zeichnet sich erst ab – nach wie vor wissen wir sehr viel mehr über *the West* als *the rest*.²⁸ Auch das auf der Tagung oft gefallene Verlegenheitswort „Außereuropa“ ist letztlich eurozentrisch. Eine *global history* umzusetzen fällt möglicherweise künftigen Historikerinnen und Historikern zu – vielleicht aber wenden sich diese auch ganz anderen Horizonten zu. Als Summe der Diskussionen der drei Tage in Heidelberg bleibt gleichwohl festzuhalten, dass die Auseinandersetzung mit globalen Verflechtungen geeignet ist, unsere Perspektive auf Europa, vor allem im Hinblick auf die Außenbeziehungen, zu verändern und, wie in einigen Sektionen geschehen, ausgesprochen fruchtbare Diskussionen und Anstöße auszulösen. Das ist nicht wenig.

Bibliografie

- Anderson, Matthew Smith. *The Rise of Modern Diplomacy: 1450–1919*. Harlow: Longman, 1993.
- Burschel, Peter und Christine Vogel, Hrsg. *Die Audienz: Ritualisierter Kulturkontakt in der Frühen Neuzeit*. Köln: Böhlau, 2014.
- Chakrabarty, Dipesh. *Europa als Provinz: Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M.: Campus, 2010.
- Ferguson, Niall. *Civilization: The West and the Rest*. London: Lane, 2011.
- „Grenzen und Grenzüberschreitungen.“ Zugriff am 12.01.2017. <http://www.grenzen.rwth-aachen.de/index.html>.
- Loth, Wilfried. Einleitung zu *Internationale Geschichte: Themen – Ergebnisse – Aussichten*, von Wilfried Loth und Jürgen Osterhammel, vii–xiv. München: Oldenburg, 2000.
- Osterhammel, Jürgen. „Über die Periodisierung der neueren Geschichte.“ *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Berichte und Abhandlungen* 10 (2006): 45–64.
- Reinhardt, Volker. „Nuntien und Nationalcharakter: Prolegomena zu einer Geschichte nationaler Wahrnehmungstereotype am Beispiel der Schweiz.“ In *Kurie und Politik: Stand und Perspektiven der Nuntiaturreportsforschung*, herausgegeben von Alexander Koller, 285–299. Tübingen: Niemeyer, 1998.
- Reinhard, Wolfgang. „Historische Anthropologie frühneuzeitlicher Diplomatie: Ein Versuch über Nuntiaturreports 1592–1622.“ In *Wahrnehmungen des Fremden: Differenzverfahren von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*,

28 In Anlehnung an den Titel: Niall Ferguson, *Civilization: The West and the Rest* (London: Lane, 2011).

- herausgegeben von Michael Rohrschneider und Arno Strohmeyer, 53–72. Münster: Aschendorff, 2007.
- Richter, Susan und Sebastian Meurer, Hrsg. *Globale Verfechtungen – Europa neu denken: [...] Programmheft*. Heidelberg, 2015. Zugriff am 12. Januar 2017. http://www.historikerverband.de/fileadmin/vhd/Arbeitsgemeinschaften/ag_fnz/programmFNZTag_ohneemail.pdf.
- Rosa, Mario. „The ‚World’s Theatre‘: The Court of Rome and Politics in the First Half of the Seventeenth Century.” In *Court and Politics in Papal Rome: 1492–1700*, herausgegeben von Gianvittorio Signorotto und Maria Antonietta Visceglia, 78–98. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Rudolph, Harriet. „The Ottoman Empire and the Institutionalization of European Diplomacy: 1500–1700.” In *Islam and International Law: Engaging Self-Centrism from a Plurality of Perspectives*, herausgegeben von Marie-Luisa Frick und Andreas Th. Müller, 161–183. Leiden: Nijhoff, 2013.
- „Sicherheit in der Frühen Neuzeit.“ Zugriff am 12.01.2017. <https://www.uni-marburg.de/fbo6/fnz-tag/index.html>.
- Strohmeyer, Arno. „Wahrnehmungen des Fremden: Differenz Erfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert: Forschungsstand – Erträge – Perspektiven.“ In *Wahrnehmungen des Fremden: Differenz Erfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*, herausgegeben von Michael Rohrschneider und Arno Strohmeyer, 1–50. Münster: Aschendorff, 2007.
- Thiessen, Hillard von. „Diplomatie vom *type ancien*: Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens.“ In *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, herausgegeben von Hillard von Thiessen und Christian Windler, 471–503. Köln: Böhlau, 2010.
- Vogel, Christine. „Der Marquis, das Sofa und der Großwesir: Zu Funktion und Medialität interkultureller diplomatischer Zeremonien in der Frühen Neuzeit.“ In *Die Audienz: Ritualisierter Kulturkontakt in der Frühen Neuzeit*, herausgegeben von Peter Burschel und Christine Vogel, 221–245. Köln: Böhlau, 2014.
- Windler, Christian. „Tribut und Gabe: Mediterrane Diplomatie als interkulturelle Kommunikation.“ *Saeculum* 51 (2000): 24–56.
- Windler, Christian. „Diplomatie als Erfahrung fremder Kulturen: Gesandte von Monarchen in den eidgenössischen Orten (16. und 17. Jahrhundert).“ *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006): 5–44.
- Zunckel, Julia. „Rangordnungen der Orthodoxie? Päpstlicher Suprematieanspruch und Wertewandel im Spiegel der Präzedenzkonflikte am heiligen römischen Hof in post-tridentinischer Zeit.“ In *Werte und Symbole im frühneuzeitlichen Rom*, herausgegeben von Günther Wassilowsky und Hubert Wolf, 101–128. Münster: Rhema, 2005.

Anhang

Tagungsprogramm des Heidelberger Frühneuzeittages 2015

An dieser Stelle folgt das Tagungsprogramm mit allen Sektionen und Vorträgen, wie sie auf der Tagung „Globale Verflechtungen. Europa neu denken“ in Heidelberg vom 17. bis 19. September 2015 gehalten wurden.

Begrüßung durch Eckart Würzner (Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg), Gerrit Kloss (Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg), Arndt Brendecke (Vorsitzender der AG „Frühe Neuzeit“ im VHD) und Susan Richter (Veranstalterin)

Sektion Ia Provincial Europe and Global History in the Early Modern Period: Toward New Perspectives (Leitung: James Livesey [Dundee])

- Pehr Kalm’s Atlantic: Climate Change and History in Swedish Cameralism (Fredrik Albritton Jonsson [Chicago])
- (Pen)insular perspectives on 17th and 18th century Europe (Renaux Morieux [Cambridge])
- The States of Nature, 1651–1816 (Mark Somos [Harvard])

Sektion Ib Globale Güter – verflochtene Konsumkulturen. Europas materielle Kultur im Wandel (Leitung: Kim Siebenhüner [Bern])

- Einführung (Kim Siebenhüner [Bern])
- Globale Waren, lokales Wissen – Gewürze und Drogen in der europäischen Körperkultur (Christine Fertig [Münster])
- Baumwolle, Kaffee, Tee und Tabak: ein Boom der globalen Güter im frühneuzeitlichen Bern? (John Jordan [Bern])
- Bedrucktes Zeug. Wissenstransfer zwischen Indien und Europa und Produktinnovation in der Alten Schweiz (Kim Siebenhüner [Bern])
- Kommentar (Bruno Blondé [Antwerpen])

Sektion IIa Performing Indigenized Christianity: Adaptations of Catholic Sacraments between Tridentine Reform and Global Expansion

(Leitung: Christian Windler [Bern]/Nadine Amsler [Bern])

- Introduction (Christian Windler [Bern])
- Contested Contacts: The Jesuits' Administration of Baptism to Chinese Women between Confucian Gender Norms and Catholic Sacramental Debates (Nadine Amsler [Bern])
- The Practice of Communicatio in Sacris among the Eastern Christians of the Ottoman Empire (Cesare Santus [Pisa/Paris])
- Roman Congregations and Adaptation of Sacraments in the European Missions: the Case of Mixed Marriages (Cecilia Cristellon [Frankfurt am Main])
- Comment (Ines Zupanov [Paris])

Sektion IIb Der Krieg als Motor der Verflechtung? Globale Konflikte der Frühen Neuzeit (Leitung: Marian Füssel [Göttingen])

- Die Gewalt der Verflechtung. Zur Emergenz globaler Konflikte im langen 18. Jahrhundert (Marian Füssel [Göttingen])
- Raum und Zeit verklammern. Globalisierungseffekte europäischer Kriegsfinanzierung im langen 18. Jahrhundert (Tim Neu [Göttingen])
- Ein „Erster Weltkrieg“? Versuch über den globalen Charakter des Siebenjährigen Krieges (Sven Externbrink [Heidelberg])
- Kommentar (Christoph Kampmann [Marburg])

Sektion IIIa Wissen und europäische Expansion. Das epistemische Setting global agierender Institutionen in der Frühen Neuzeit

(Leitung: Susanne Friedrich [München]/Benjamin Steiner [Erfurt])

- Vom Paradies zum Rohstoffproduzenten: Wissen über Naturressourcen im portugiesischen Amerika (Jorun Poettering [München])
- Mangelwirtschaft? (Nicht-)Wissen und Expertise in der niederländischen Ostindienkompanie (VOC) (Susanne Friedrich [München])
- Der unwissende Kontinent. Afrika in der Geschichte der Staatsbildung im Frankreich Ludwigs XIV. (Benjamin Steiner [Erfurt])
- Kommentar (Arndt Brendecke [München])

Sektion IIIb Entdecker, Eroberer, Diplomaten und Sklaven: Hegemoniale und fragile Männlichkeiten an den Grenzen des frühneuzeitlichen Europa

(Leitung: Claudia Opitz-Belakhal [Basel])

- Überlegene Männlichkeit? Koloniale Positionierungskämpfe von Engländern und Niederländern um 1600 (Susanna Burghartz [Basel])

- Gefangenschaft als Entmannung? Die Berichte christlicher Gefangener aus dem Osmanischen Reich (17. und 18. Jahrhundert) (Anna De Caprio [Basel])
- Carsten Niebuhr, der Entdecker Arabiens, und seine Grenzgänge zwischen *respublica litteraria* und christlich-europäischer Identität (Mitte 18. Jahrhundert) (Claudia Opitz-Belakhal [Basel])
- Der spanische Inka Garcilaso de la Vega und seine „Geschichte des Inkareichs“ zwischen europäischer Wissenstradition und kolumbianischer Selbstbehauptung (Anfang 17. Jahrhundert) (Anna Becker [Basel])
- Kommentar (Claudia Ulbrich [Berlin])

Sektion IVa Entangled Objects and Hybrid Practices? The Material Culture of Transcultural Diplomacy (1500–1900) (Leitung: Harriet Rudolph [Regensburg])

- Lost in Translation? Material Culture Studies and the History of Diplomacy (Harriet Rudolph [Regensburg])
- In the Kingdom of the Leopard. Commodities in Transcultural Interactions between Edo and Portuguese in Benin (Gregor Metzsig [Berlin])
- When is Gift? Circulation of Objects in Political Negotiations between the English East India Company and Indian Rulers in the Late Eighteenth Century (Sonal Singh [Delhi])
- Gift-Giving in British-Ottoman Diplomacy in the Long 18th Century (Michael Talbot [Paris])
- The Use of Artifacts in Indian-White Diplomacy in Nineteenth-Century North America (Volker Depkat [Regensburg])

Sektion IVb Blick von außen? Europäische Peripherie und europäisches Zentrum in neuer Perspektive (Leitung: Christoph Kampmann [Marburg]/ Arina Lasarewa [Moskau])

- Einleitung (Arina Lasarewa [Moskau]/Christoph Kampmann [Marburg])
- „Et nos homines“. Die kulturelle Geographie Europas in der schwedischen Reichsgeschichte (Schwerpunkt 16. Jahrhundert) (Inken Schmidt-Voges [Osnabrück])
- Ein Reich in der Peripherie? Europäischer Wahrnehmungskontext in russischen Quellen des 17. Jahrhunderts (Arina Lasarewa [Moskau])
- Die christliche Staatenwelt in den Berichten osmanischer Gesandter (Schwerpunkt 18. Jahrhundert) (Markus Koller [Bochum])

Sektion Va Entangled in Global Networks: Practices, Actors, and Objects in Natural History (Leitung: Renate Dürr [Tübingen]/Anne Mariss [Tübingen])

- Introduction (Renate Dürr [Tübingen])
- Local and Global Knowledge. Studying the 1664 Comet in Colonial Spanish South America (Andres Prieto [Boulder])
- Seamen as Actors of Natural History: Collaborative Knowledge Production on board the Resolution and Early Modern Networks of Exchange (Anne Mariss [Tübingen])
- Family Networks in a Global Era. Women and gender in early modern Natural History (Alix Cooper [Stony Brooks])
- Knowledge networks and the structure of early modern science (Sarah Easterby-Smith [St. Andrews])
- Comment (Ulrike Strasser [San Diego])

Sektion Vb Zonen der Barbarei in einem aufgeklärten Europa?

Mapping Europe in der Aufklärungszeit (Leitung: Andreas Pečar [Halle])

- Einführung. Mapping Europe (Andreas Pečar [Halle])
- Das Wechselspiel von Fremd- und Selbstexotisierung polnisch-litauischer Eliten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (Karsten Holste [Halle])
- Mikro-Orientalisierung oder: Von der Erfindung des Binnenkolonialismus: Reformdiskurse der josefinischen Bürokratie im habsburgischen Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert (Klemens Kaps [Sevilla])
- Die „Selbstkolonisierung Frankreichs“ – die Angst vor der französischen Barbarei bei Aufklärern (Damien Tricoire [Halle])
- „Barbarians on the banks of the Thames“ – Die Perspektive schottischer Aufklärer auf „English barbarism“ in der Revolutionszeit (Moritz Baumstark [Halle])

Sektion VIa Provincializing European Diplomacy. Die globale Entstehung der Diplomatie (Leitung: Jan Hennings [Istanbul]/Florian Kühnel [Berlin])

- Einführung. Provincializing European Diplomacy (Florian Kühnel [Berlin])
- Die Augen des Zaren. Russisch-Europäische Diplomatie und ihre Praktiken (Jan Hennings [Istanbul])
- Alterität oder vertraute Spielregeln? „Europäische Diplomatie“ am indischen Mogulhof (Antje Flüchter [Bielefeld])
- Britische Konsuln in Marokko am Ende des 18. Jahrhunderts (André Krischer [Münster])
- Kommentar (Christian Windler [Bern])

Sektion VIb „U Kraina“ – „am Rande“. Zu Kontinuitäten und Brüchen an der östlichen Peripherie Europas in der Frühen Neuzeit und was wir „aus der Geschichte lernen“ können

(Leitung: Christine Roll [Aachen]/Jan Kusber [Mainz])

- Einführung: Kontinuität und Bruch. Von der Relevanz der „U kraina“ für Europa (Jan Kusber [Mainz])
- Das Kosakenhetmanat – ukrainische Staatsbildung im 17. und 18. Jahrhundert? (Guido Hausmann [München])
- „Sammlung der Länder der Rus“ und Russländischer Imperialismus – warum Kiev, warum die Krim? (Kerstin Jobst [Wien])
- Was wussten die Europäer von der Ukraine? Reiseberichte, Karten und gelehrte Diskurse der Frühen Neuzeit (Christine Roll [Aachen])

Sektion VIIa Globalisierung des Wissens? Außereuropäisches Wissen und europäische „Innovationskultur“ im 17./18. Jahrhundert

(Leitung: Lothar Schilling [Augsburg])

- Einführung. Globalisierung des Wissens? Außereuropäisches Wissen und europäische „Innovationskultur“ im 17./18. Jahrhundert (Lothar Schilling [Augsburg])
- Ingenieurtechnisches Wissen im globalen Kontext – kein Thema innerhalb frühneuzeitlicher „Innovationskulturen“? (Marcus Popplow [Berlin])
- Eine fremde Welt? Lateinamerika im Blick europäischer Bergbauexperten des späten 18. Jahrhunderts (Jakob Vogel [Paris])
- Zwischen globalem Informationsaustausch und lokalem Wissen: Tabakanbau in der Kurpfalz (Regina Dauser [Augsburg])

Sektion VIIb Orient-Okzident-Diskurse in der Frühen Neuzeit.

Probleme und Chancen eines transkulturellen historischen Vergleichs

(Leitung: Erich Pelzer [Mannheim])

- Turcica in nord- und mitteleuropäischen Bibliotheken und Kunstkammern (Charlotte Colding Smith [Melbourne/Mannheim])
- „Ein Wucherer als ein Osman“. Okzidentale Blicke auf osmanisches Wirtschaften (Hiram Kümper [Mannheim])
- Das „Türkenbild“ in französischen Reise- und Gesandtschaftsberichten im 16. und 17. Jahrhundert (Erich Pelzer [Mannheim])
- Furcht, Triumph und Ungewissheit. Das Reich und die Osmanen nach 1683 (Martin Wrede [Grenoble])

Sektion VIIc Außereuropäische Menschen, Tiere, Pflanzen und Objekte im frühneuzeitlichen Europa: Transfers, Aneignungen und Adaptionen (Leitung: Mark Häberlein/Michaela Schmölz-Häberlein [Bamberg])

- Außereuropäische Gesandtschaften im frühneuzeitlichen Europa (Mark Häberlein [Bamberg])
- Affen und Menschen im Mitteleuropa der Renaissance (Alan Ross [Berlin/Paris])
- Mittel- und südamerikanische Zierpflanzen in europäischen Gärten (Michaela Schmölz-Häberlein [Bamberg])
- Für Sultane, Großherzöge und deutsche Fürsten. Chinesisches Porzellan im diplomatischen Geschenkverkehr (Eva Ströber [Leeuwarden])

Abendveranstaltung Chronologies. Why China did not have a “Renaissance” and why that matters. An interdisciplinary dialogue (Thomas Maissen [Paris]/Barbara Mittler [Heidelberg]); Begrüßung: Nikolas Jaspert (Sprecher des Historischen Seminars Heidelberg); Kommentar: Henry Keazor (Heidelberg)

Sektion VIIIa Languages of Communication: Southeast and East Asian Rulers in Treaties and Epistolary Communications (c. 1500–1750) (Leitung: Peter Borschberg [Singapur])

- Lost in translation? Property, republican liberty and sovereignty in the languages of early modern European diplomacy with Southeast Asia (16th and 17th centuries) (Peter Borschberg [Singapur])
- Retrieving Diplomacy and Political Plotting in Letters from the Moluccan Rulers Kept in Portuguese and Spanish Collections (Early 16th – Early 17th Centuries) (Manuel Lobato [Lissabon])
- Caprices de Cérémonial. Forms of Addressing as Political Ranking in Early Modern Asian Diplomacy (Antonio Vasconcelos de Saldanha [Macau])
- Fencing in the “Raja”. Bordering beyond territoriality in Southeast Asia in the 17th century (Alexander Drost [Greifswald])

Sektion VIIIb Ordnung und Diversität. Umgang mit Rechtsvielfalt in europäischen und außereuropäischen Kontaktzonen der Frühen Neuzeit (Leitung: Antje Flüchter [Bielefeld]/Christina Brauner [Bielefeld])

- Einführung (Antje Flüchter [Bielefeld]/Christina Brauner [Bielefeld])
- Rechtstransfer und Umdeutung. Das Duell als Neu-Etikettierung alter Ordnungsmuster (Ulrike Ludwig [Dresden])
- Kommerzielle Gerichtsverfahren, cross-cultural Handelsbeziehungen und legal pluralism im Mittelmeerraum (15.–19. Jahrhundert) (Wolfgang Kaiser [Paris])

- Multinormativität und frühneuzeitliche Rechtsgeschichte Hispanoamerikas (Thomas Duve [Frankfurt am Main])
- Chair (Isabelle Deflers [Freiburg])

Sektion IXa Europe in the Perspective of a Global Microhistory

(Leitung: Dagmar Freist [Oldenburg])

- Chair and Introduction (Dagmar Freist [Oldenburg])
- All The World(s) in a Postbag: Reflections on a Global Microhistory (Lucas Haasis/Annika Raapke [Oldenburg])
- The English East India Company and the 1689 Mughal Siege of Bombay: Microhistory and Macro-narratives (Margaret Hunt [Uppsala])
- Global Microhistories: Promises, Perils, Paradoxes (Francesca Trivellato [Yale])
- Comment. Going Global? Microhistory in Extension (Hans Medick [Göttingen])

Sektion IXb Europäisches Amerika – Außereuropäisches Russland?

Die völkerrechtliche Anerkennung der USA und Russlands Status als europäische Großmacht im Europa des 18. Jahrhunderts

(Leitung: Helga Schnabel-Schüle/Simon Karstens [Trier])

- Einführung (Simon Karstens [Trier])
- Legitimierung des Transfers von Souveränitätsrechten.
Die völkerrechtliche Anerkennung der USA (Michael Hochgeschwender [München])
- Russland. Eine Großmacht auf drei Kontinenten und ihre Anerkennung als politischer Akteur in Europa (Henner Kropp [Regensburg])
- Kommentar (Helga Schnabel-Schüle [Trier])

Abschlusskommentare Renate Dürr (Tübingen), Thomas Maissen (Paris), Hillard von Thiessen (Rostock)

Über die Herausgeber und Autoren

Prof. Dr. **Susan Richter**, Lehrstuhlvertretung für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frühe Neuzeit an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: Austauschbeziehungen und Verflechtungsgeschichte zwischen Europa und Asien 16.–18. Jahrhundert, europäische Rechts- und Ideengeschichte, Dynastie- und Monarchiegeschichte des Alten Reichs und Frankreichs.

Michael Roth, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: kurpfälzische Landesgeschichte sowie politische und Kulturgeschichte des Alten Reiches, Frankreichs und Italiens in der Frühen Neuzeit.

Sebastian Meurer M.A., promovierter Historiker, Wissenschaftlicher Koordinator des Sonderforschungsbereichs 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ in Freiburg i. Br. Forschungsschwerpunkte: britische und Empiregeschichte der Frühen Neuzeit, europäische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte sowie Politische Ökonomie.

Dr. **Moritz Baumstark**, Wissenschaftlicher Referent für Postdoc-Programme am CAS Center for advanced studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Leben und Werk David Humes, Politische Ideengeschichte der Frühen Neuzeit.

Dr. **Anna Becker**, Assistentin am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit an der Universität Basel. Forschungsschwerpunkte: Ideengeschichte der Frühen Neuzeit, Geschlechtergeschichte.

Prof. Dr. **Peter Borschberg**, Professor an der National University of Singapore. Forschungsschwerpunkte: Diplomatiegeschichte, Globale Handelsgeschichte.

Dr. **Charlotte Colding Smith**, International Fellow am Deutschen Schifffahrtsmuseum. Forschungsschwerpunkte: Maritime Forschung, Globalgeschichte.

Prof. Dr. **Michael Hochgeschwender**, Professor für Nordamerikanische Kulturgeschichte, Empirische Kulturforschung und Kulturanthropologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte der USA, Geschichte der USA in der Antebellums- und Bürgerkriegsepoche sowie in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg.

Dr. **Karsten Holste**, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der sächsisch-polnischen Union, Preußische und polnische Adelsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Prof. Dr. **Christoph Kampmann**, Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Philipps-Universität Marburg. Geschichte Europas zwischen dem 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert. Forschungsschwerpunkte: Zwischenstaatliche Beziehungen in der Frühen Neuzeit, Leitbegriffe und Normen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit; vergleichende Untersuchungen zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte in der Frühen Neuzeit und zur Stellung religiöser Minderheiten im frühneuzeitlichen Europa.

Dr. **Klemens Kaps**, Wissenschaftlicher Mitarbeiter (post-doc) und Projektleiter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts-, und Sozialgeschichte der Habsburgermonarchie zwischen dem späten 18. und frühen 20. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung des überregionalen Binnen- und Außenhandels, Handelsdiplomatie (Konsuln, Botschafter) im iberischen Raum im 18. Jahrhundert.

Dr. **Simon Karstens**, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere Geschichte (Frühe Neuzeit) an der Universität Trier. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Habsburgermonarchie und ihrer Teilreiche in der Frühen Neuzeit, insb. der Niederlande, Biographieforschung und historische Ego-Netzwerkforschung.

Prof. Dr. **Markus Koller**, Professor für Geschichte des Osmanischen Reichs und der Türkei an der Ruhr-Universität Bochum. Forschungsschwerpunkte: Transfersgeschichte zwischen dem Reich der Sultane und der christlichen und islamischen Staatenwelt, Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte.

Henner Kropp, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte Südost- und Osteuropas an der Uni Regensburg. Forschungsschwerpunkte: Russische Imperialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Russische Kolonialgeschichte.

Prof. Dr. **Hiram Kümper**, Professor für Spätmittelalter und Frühe Neuzeit an der Universität Mannheim. Forschungsschwerpunkte: Rechts- und Verwaltungsgeschichte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Geschichte des Körpers und der Sexualitäten.

Dr. **Arina Lasarewa**, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit an der Universität Moskau. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Römisch-Deutschen Reichs in der Frühen Neuzeit, Militärgeschichte.

Prof. Dr. **Claudia Opitz-Belakhal**, Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Basel. Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Politische Theorie und Geschlechtergeschichte des Politischen in der Frühen Neuzeit.

Prof. Dr. **Andreas Pečar**, Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Adelsgeschichte (Schwerpunkt: Repräsentation und Selbstdarstellung), Politische Kommunikation in der Frühen Neuzeit/Legitimation von Herrschaft (Schwerpunkt: Politischer Biblizismus), Geschichte und Begriff der Aufklärung.

Prof. Dr. **Erich Pelzer**, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Mannheim. Forschungsschwerpunkte: Geschichte Westeuropas vom 16. bis 19. Jahrhundert, Französische Revolution.

Dr. **Jorun Poettering**, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Sozial-, Kultur- und Umweltgeschichte Westeuropa und Lateinamerika, Städte im Atlantischen Raum.

Prof. Dr. **Helga Schnabel-Schüle**, Professorin für Neuere Geschichte (Frühe Neuzeit) an der Universität Trier. Forschungsschwerpunkte: Staat, Kirche, Religion, Rechtliche Verfahren und Sanktionen.

Prof. Dr. **Inken Schmidt-Voges**, Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Philipps-Universität Marburg. Forschungsschwerpunkte: Politische Kultur und Kommunikation im frühneuzeitlichen Europa, Haus, Haushalt und Familie im Europa der Frühen Neuzeit.

Prof. Dr. **Hillard von Thiessen**, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Rostock. Forschungsschwerpunkte: Glaubensgeschichte der Frühen Neuzeit, Regional- und Alltagsgeschichte.

PD Dr. **Damien Tricoire**, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Forschungsschwerpunkte: Französische Kolonialgeschichte, Religionsgeschichte, Aufklärungsgeschichte.

Globalgeschichtliche Zugriffe sind in der Geschichtswissenschaft angekommen. Auf der 11. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit hatten sich die Beiträger zum Ziel gesetzt, Europa im Kontext ferner Weltregionen in den Blick zu nehmen. „Europa“ unterlag als politisch-kulturelle Raumvorstellung und auch als Forschungsgegenstand immer wieder vielschichtigen Aushandlungsprozessen, die nicht nur entlang territorialer Herrschaftsgrenzen, eindeutiger Topographien oder von Sprachräumen verliefen. Die Ergebnisse der Tagung eröffnen neue Blicke auf geographisch und historisch imaginierte Selbst- und Fremdzuschreibungen, Behauptungen von Identität und Alterität und die Wandelbarkeit von Peripherie und Zentrum. Sie bilden zugleich eine Werkschau aktueller Forschungsfelder der international weit vernetzten historischen Frühneuezeitforschung in Deutschland.



**UNIVERSITÄT
HEIDELBERG**
ZUKUNFT
SEIT 1386